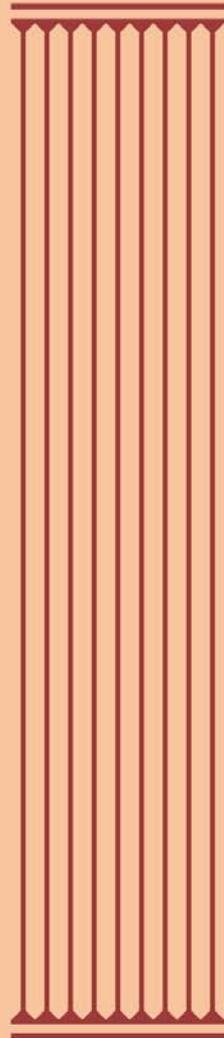


DAUDET

Sapho



DAUDET / SAPHO



ALPHONSE DAUDET

Sapho

HERA VERLAG WILHELMSHAVEN

Originaltitel des 1874 zuerst erschienenen Romans: »Sapho, Moeurs Parisiennes«
Deutsche Übertragung und Bearbeitung von Helmut H o l s c h e r
Einband und Schutzumschlag von Christoph Claus

MEINEN SÖHNEN,

wenn Sie zwanzig Jahre alt sind.

Alphonse Daudet

1. Auflage

Volksausgabe 1951

Copyright 1951 by Hera Verlag, Hermann Hübener, Wilhelmshaven

Satz und Druck: Jade-Druck G. m. b. H., Wilhelmshaven

Bindung: Buchbinderei des Hermann Hübener Verlages, Wilhelmshaven

“Schauen Sie mich doch einmal an ... Die Farbe Ihrer Augen gefällt mir ... Wie heißen Sie?“

„Jean.“

„Ganz einfach Jean?“

„Jean Gaussin.“

„Südfranzose – das höre ich. Wie alt?“

„Einundzwanzig Jahre.“

„Künstler?“

„Nein, gnädige Frau.“

„Hm. Um so besser.“ – –

Ein paar Satzbrocken, die im Geschrei, im Gelächter, in den Tanzweisen eines Kostümballes fast untergingen. Es war in einer Juni-Nacht im Atelier von Déchelette, und der Schäfer und die Fellachin, zwischen denen dieses kärgliche Gespräch pendelte, waren ein wenig aus dem ärgsten Trubel geflüchtet. Sie saßen auf einem breiten Diwan unter den Palmen und Riesenfarnen des angrenzenden Wintergartens. Auf die eindringlichen Fragen der Ägypterin antwortete der Schäfer mit der naiven Offenheit seiner jugendlichen Jahre, völlig ungezwungen und mit der Erleichterung, die ein Südfranzose empfindet, wenn er lange keine Gelegenheit zum Reden gehabt hat. Er war fremd in dieser Welt der Maler und Bildhauer. Der Freund, der ihn eingeführt hatte, war ihm schon am Eingang verlorengegangen, und er langweilte sich seit geschlagenen zwei Stunden. Er hatte ein hübsches Gesicht, durch die Sonne gebräunt und vergoldet, blondes Haar mit ebenso kleinen kurzen Locken wie das Schaffell seines Kostüms. Er erregte Aufsehen, und er wurde sich dessen gar nicht bewußt. Rings

herum um ihn flüsterte und raunte es.

Die Tänzer stießen ihn mit den Schultern an, und die Farbenklecker machten sich über seinen Dudelsack lustig, den er noch dazu verkehrt herum trug, und über sein Gebirglerkostüm, das schwer und unbequem war in dieser sommerlichen Nacht. Eine Japanerin mit Vorstadtaugen, die ihren hochgetürmten Haarknoten mit stählernen Dolchen hielt, summte neckend:

„Ohoho, so schön und froh,

Der Postillon, der Postillon von Lonjumeau.“

Eine spanische Braut, die im Arm eines Apachenhäuptlings vorbeikam, hielt ihm herausfordernd ihren Strauß weißen Jasmin unter die Nase.

Er begriff nichts von diesen Huldigungen, fand sich über die Maßen lächerlich und hatte sich in den kühlenden Schatten des Wintergartens geflüchtet, an dessen Ende der breite Diwan unter dem Palmengrün stand. Da war die Frau gekommen und hatte neben ihm Platz genommen. War sie jung, war sie schön? Er hätte es nicht sagen können. Aus einem fließenden, blauen Leinengewand, das die schönen Formen ihres Körpers hervorhob, kamen zwei Arme, rund und zart, nackt bis zur Schulter. Und ihre kleinen, ringüberladenen Hände, ihre weitgeöffneten grauen Augen, die durch die ihr von der Stirn herunterbaumelnden grotesken Eisen schmuckstücke noch vergrößert wurden, gaben ihrer Erscheinung einen harmonischen Ausdruck.

Sicher eine Schauspielerin! Bei Déchelette kamen viele. Diese Vermutung trug nicht dazu bei, ihn selbstsicherer zu machen, denn diese Menschenklasse flößte ihm Furcht ein. Sie aber saß ganz dicht neben ihm, die Ellbogen auf den Knien, den Kopf in die Hand gestützt, und sprach mit weicher, ein wenig müder Zärtlichkeit:

„Also wirklich aus Südfrankreich, – und dabei so blond! Das ist doch wirklich seltsam.“

Sie wollte wissen, wie lange er schon in Paris sei und ob das Konsulats-Examen, das er vorbereitete, sehr schwierig werden würde.

Ob er viele Leute kenne und wie er eigentlich auf diese Abendgesellschaft bei Déchelette geraten sei, hier in der Rue de Rome, so weit weg von seiner Wohnung im Quartier Latin.

Als er den Namen des Studenten nannte, der ihn eingeführt hatte: „La Gournerie, ein Verwandter des Schriftstellers ... Sie kennen ihn sicher ...“, – änderte sich der Gesichtsausdruck der Frau und wurde plötzlich düster. Aber er achtete nicht darauf. Er war in dem Alter, in dem die Augen strahlen, ohne etwas zu sehen. La Gournerie hatte ihm gesagt, sein Vetter würde da sein, und er hatte versprochen, ihn vorzustellen. „Ich liebe seine Verse so sehr ... ich würde ihn gern kennenlernen ...“

Sie hatte nur ein mitleidiges Lächeln für seine naive Art. Ein leichtes Zucken mit den Schultern, gleichzeitig schob sie die leichten Blätter einer Bambusstauden beiseite und blickte in den Ballsaal, ob sie nicht seinen großen Mann für ihn ausfindig machen könne.

Das Fest wogte und funkelte in diesem Augenblick wie die Apotheose einer Revue. Das Atelier, oder vielmehr die Halle, – denn gearbeitet wurde kaum je darin, – erstreckte sich über die ganze Höhe des Hauses und bildete nur einen einzigen Riesenraum. Auf die hellen, leichten, festlichen Tapeten, auf die feinen Stroh- oder Gazevorhänge, auf die chinesischen Lack-Wandschirme, auf die vielfarbigen Kristallspiegel und auf den Busch gelber Rosen, der die Feuerstätte eines hohen Renaissance-Kamins verdeckte, fiel das verschiedenfarbige und bizarre Licht von unzähligen chinesischen, persischen, maurischen und japanischen Laternen. Manche waren aus Schmiedeeisen, spitzbogig wie das Portal einer Moschee, andere aus Papier und glichen Früchten, andere entfalteten sich wie Fächer und hatten die Form von Blumen; Ibissen und Schlangen. Und plötzlich dazwischen große, elektrische Wasserfälle, schnell fließend und bläulich, die die anderen tausend Lichter verblassen ließen und die Gesichter und die nackten Schultern mit Mondlicht übergossen. Eine Orgie von Stoffen, Federn, Pailletten, Bändern, die den Ballsaal füllte, die breite, holländische

Treppe zu den Galerien des ersten Stockes hinauf, die von den Hälsen der Kontrabässe und dem hektischen Taktschlagen des Dirigenten überragt wurden. Von seinem Platze aus blickte der junge Mann durch das ihn einrahmende Netz von grünen Zweigen und blühenden Lianen. Über die ganze Dekoration zog sich dies Gewirr und warf wie durch eine Fata Morgana im Kommen und Gehen des Tanzes Glyzinen-Girlanden auf die silberne Schleppe einer Prinzessin, zauberte einer süßen, kleinen Rokoko-Schäferin ein Drachenbaumblatt als Haube auf den Kopf. Für ihn verdoppelte sich in diesem Augenblick das Interesse an dem Schauspiel, weil er sich freute, von seiner Ägypterin all die Namen zu erfahren, die ruhmbedeckten, bekannten, die sich unter den Verkleidungen dieses Kostümfestes, unter einem ausgelassenen Mummenschanz verbargen.

Der Hundefänger da, die kurze Peitsche im Gürtel, das war Jadin. Ein wenig weiter verbarg die fadenscheinige Soutane eines Landpfarrers den alten Isabey, der durch ein Spiel Karten in seinen Schnallenschuhen einen halben Kopf größer geworden war. Unter dem riesigen Schirm einer Veteranen-Mütze lächelte der alte Corot. Sie zeigte ihm auch Thomas Couture als Bulldogge, Jundt als Landsknechts-Profuß und Cham als Paradiesvogel.

Ein paar ernste, historische Kostüme, ein Murat unter dem Helmbusch, ein Prinz Eugen, ein Karl L, in denen ganz junge Maler steckten, offenbarten deutlich den Unterschied zwischen zwei Künstlergenerationen. Die Jungen ernst, kühl, mit Köpfen wie Börsianer, alt geworden durch jene merkwürdigen Runzeln, die von Geldsorgen gegraben werden. Die Alten lausbübis, sorglos, laut und entfesselt.

Trotz seiner fünf und fünfzig Jahre und seiner Professur an der Kunstakademie tanzte der Bildhauer Caoudal als Jahrmarkts-Husar mit nackten Armen und Muskeln wie ein Herkules, – eine Palette hüpfte ihm statt eines Palaschs auf den langen Oberschenkeln, – einen Solotanz aus verklungenen Zeiten. Ihm gegenüber ahmte der Musiker de Potter als betrunkenen Muezzin mit schief-

gerutschtem Turban einen Bauchtanz nach und fistelte mit überscharfer Stimme das „Allah il Allah“ heraus. Die beiden lustigen Großen waren von einem weiten Kreis sich ausruhender Tänzer umgeben, und in der ersten Reihe stand Déchelette, der Herr des Hauses, kniff seine kleinen Augen unter einer hohen Persermütze zusammen, strich seinen graumelierten Bart, kräuselte seine Kalzmücken-Nase, glücklich über die Fröhlichkeit der anderen und selber göttlich amüsiert, ohne daß man es ihm sonderlich anmerkte.

Der Ingenieur Déchelette, seit etwa zehn oder zwölf Jahren eine bekannte Figur im Pariser Kunstleben, sehr gutmütig, sehr reich, mit viel Kunstverständnis und jener freien Lebensart, jener Geringschätzung der allgemeinen Meinung, die man durch das Leben auf Reisen und durch die Ehelosigkeit erwirbt, leitete damals den Bau einer Eisenbahnlinie von Tauris nach Teheran. Jedes Jahr kam er nach Paris, um sich von zehn Monaten Anstrengungen, Nächten im Zelt, fiebrigen Ritten über Sand und Sümpfe zu erholen. In der heißesten Zeit wohnte er in diesem Hause an der Rue de Rome. Er hatte es nach eigenen Zeichnungen bauen lassen; als Sommerpalais eingerichtet, und hier vereinte er die geistvollsten Männer und die hübschesten Mädchen um sich. Er verlangte ganz einfach von der Zivilisation, daß sie ihm in wenigen Wochen den Extrakt alles Erhebenden und Köstlichen schenkte.

„Déchelette ist angekommen.“ – Das war die Kunde, die durch die Ateliers lief, sobald der Riesen-Barchent-Vorhang, der sonst die gläserne Fassade des Hauses verhüllte, wie ein Theatervorhang hochgezogen worden war. Das hieß: „Das Fest beginnt!“, und es gab nun für zwei Monate Musik und Bälle, Tänze und Ausgelassenheit, die auf einen Schlag der Ruhe des Stadtviertels ein Ende machten. Glücklicherweise waren die Bewohner zu diesem Zeitpunkt meist in Urlaub und in den Seebädern.

Persönlich beteiligte sich Déchelette in keiner Weise an dem Bacchanal, das in seinem Hause Tag und Nacht tobte. Dieser unermüdliche Lebenskünstler besaß eine kalte Leidenschaft im Genie-

ßen, den abwesend lächelnden Blick eines Haschisch-Essers, eine unbeirrbar Ruhe, einen unerschütterlichen Klarblick. Er war ein sehr treuer Freund. Er gab, ohne zu rechnen, aber er hatte für die Frauen die Verachtung des Orientalen, eine Mischung aus *Nachsicht* und Höflichkeit. Von den Mädchen, die bei ihm verkehrten, angezogen von seinem großen Reichtum und der bunten Farbigeit seiner Welt, konnte sich auch nicht eines rühmen, länger als einen Tag seine Geliebte gewesen zu sein.

„Trotzdem ein feiner Kerl...“, fügte die Ägypterin hinzu, als sie Gaussin diese Auskünfte gab.

Plötzlich unterbrach sie sich: „Da ist Ihr Dichter!“

„Wo denn?“

„Vor uns, – als Bräutigam vom Lande.“

Der junge Mann stieß nur ein enttäushtes „Oh!“ aus. Sein Dichter! Dieser dicke, schwitzende, glänzende Mann mit den schwerfälligen Bewegungen, mit Vatermörder und geblümter Weste ... Die maßlosen, verzweifelten Schreie des „Buches der Liebe“ kamen ihm in den Sinn, dieses Buches, das er niemals ohne einen kleinen Fieber-Schauer las. Ganz laut murmelte er vor sich hin:

„Um den stolzen Marmor deines Leibes zu beseelen, hab' ich, Sapho, dir mein Blut gegeben ...“

Die Ägypterin wandte sich lebhaft zu ihm hin und sagte unter dem Klirren ihres exotischen Schmuckes: „Was sagen Sie da?“

„Das waren Verse von La Gournerie.“ Er war erstaunt, daß sie sie nicht kannte.

„Ich mag Verse nicht“, sagte sie nur kurz. Sie blieb mit gerunzelter Stirn stehen, betrachtete den Tanz und zerpflückte nervös die schönen, blaßblauen Blütenbüschel, die vor ihr herunterhingen. Dann nickte sie ihm wie unter einem schweren Entschluß zu: „Guten Abend“, und war verschwunden.

Der arme Dudelsackbläser blieb wie vor den Kopf gestoßen zurück. Was hatte sie denn nur ...? Womit hatte er sie gekränkt? Er dachte nach, ihm fiel aber nichts ein. Oder nur: daß es jetzt vielleicht Zeit sei, schlafen zu gehen. Er sammelte nachdenklich sei-

nen Dudelsack auf und trat in den Saal zurück, weniger verschüchtert durch den Abgang der Ägypterin als durch diese gewaltige Menge, die er durchdringen mußte, um an die Tür zu gelangen.

Das Gefühl seiner eigenen Nichtigkeit unter soviel Berühmtheiten machte ihn noch verwirrter. Allgemein wurde nicht mehr getanzt. Nur hier und dort klammerten sich einige Paare an die letzten Takte eines sterbenden Walzers. Unter ihnen Caoudal, massig und überlebensgroß. Er schwenkte mit hoehohobenen Kopfe eine kleine Trikoteuse mit Windstoßfrisur herum, die er dann mit roten, zupackenden Armen wegtrug.

Durch das weit offenstehende, große Glasfenster im Hintergrunde kam in Schwaden die weißliche Morgenluft herein, schüttelte die Palmenblätter, duckte die Kerzenflammen, als wolle sie sie auslöschen. Eine Papierlaterne fing Feuer, gläserne Lampenteller platzten, und rund um den Saal herum stellten Diener kleine runde Tische, wie in den Vorgärten der Cafés, auf. Man soupierte immer zu viert oder zu fünft bei Déchelette, und Befreundete fanden sich diesen Augenblick zusammen, um sich zwanglos zu gruppieren.

Gaussin wollte den Tumult benutzen, um sich zum Ausgang zu schlängeln. Da hielt der Student, sein Freund, ihn an, schweißtriend, mit ganz kleinen Augen, unter jedem Arm eine Flasche: „Mensch, wo waren Sie denn? Ich habe Sie schon überall gesucht. Ich habe einen Tisch und Mädchen aufgetrieben. Die kleine Bachelery, von den Buffes Parisiennes ... die Japanerin, wissen Sie. Sie hat mich auf die Suche nach Ihnen geschickt. Kommen Sie schnell.“ Und schon war er wieder weg.

Der Dudelsackbläser hatte Durst. Ihn reizten auch die Trunkenheit des Balles und die winzige, hübsche kleine Schauspielerin, die ihm von weitem zuwinkte. Aber eine ernste, weiche Stimme flüsterte nahe an seinem Ohr: „Gehen Sie nicht hin!“

Das war die Frau von vorhin. Sie stand ganz dicht neben ihm, zog ihn nach draußen, und er folgte ihr ohne Zögern. Warum? Nicht, daß sie ihn besonders anzog; er wußte kaum, wie sie aussah. Und die Kleine da drüben, die ihn anrief und gerade die Flut ihres

schwarzen Haares in Ordnung brachte, gefiel ihm weit besser. Aber er gehorchte einem überlegenen Willen und einer befehlenden Gewalt, die er sich nicht zu erklären wußte.

„Gehen Sie nicht hin!“

Sie befanden sich plötzlich alle beide auf dem Bürgersteig der Rue de Rome. Droschken warteten im fahlen Morgenlicht. Straßenkehrer, Arbeiter auf dem Wege zur Fabrik betrachteten das rasende und überschäumende festliche Haus, das verkleidete Paar. – Aschermittwoch mitten im Sommer.

„Zu Ihnen oder zu mir?“ fragte sie. Ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, meinte er, es wäre besser bei ihm und nannte dem Kutscher seine ziemlich weit entfernte Adresse. Während der langen Fahrt sprachen sie wenig. Nur hielt sie seine Hand mit der ihren fest, und er fühlte, daß sie ganz klein und eisig kalt war. Wäre die Kälte dieser nervösen Liebkosung nicht gewesen, er hätte geglaubt, sie schlief, wie sie sich im Sitz der Droschke nach hinten lehnte, die huschende, blaue Beleuchtung des Fenster-Vorhanges auf dem Gesicht.

Der Wagen hielt in der Rue Jacob vor dem Studenten-Hotel. Vier Treppen. Das war hoch und mühsam.

„Soll ich Sie auf den Arm nehmen?“ fragte er lachend, aber ganz leise, um das schlafende Haus nicht zu wecken. Sie hüllte ihn mit einem langsamen, zugleich zärtlichen und verächtlichen Blick ein, mit einem erfahrenen Blick, der ihn maß und ganz offenbar sagte: „Armer Junge!“ Er aber hob sie mit schönem Schwung, der ganz aus seinem Alter und seinem südlichen Blut kam, wie ein Kind auf, denn er war kräftig gebaut und untersetzt trotz seiner hellen, mädchenhaften Haut. Ohne abzusetzen trug er sie bis zur ersten Etage hinauf, glücklich über die Last, die ihm mit zwei schönen, kühlen, nackten Armen um den Hals hing.

Die zweite Treppe war länger und bereitete ihm keine Freude mehr. Die Frau überließ sich ihm ganz, wurde Schritt für Schritt schwerer. Ihr eiserner Schmuck, der ihn zuerst zärtlich gekitzelt hatte, drückte sich ihm langsam und schmerzhaft in die Haut ein.

In der dritten Etage keuchte er wie einer, der einen Flügel transportiert. Der Atem ging ihm aus, während sie hingerissen mit halb geschlossenen Augen flüsterte: „Oh, mein Freund, wie ist das schön! Wie fühle ich mich wohl!“ Und die letzten Stufen, die er eine nach der anderen hinaufkroch, kamen ihm vor wie eine endlose Riesentreppe, deren Mauern, deren Geländer, deren schmale Fenster sich in einer immerwährenden Spirale drehten. Was er da trug, – das war keine Frau mehr, sondern etwas Schweres, Fürchterliches, das ihn erstickte. Er hatte jeden Augenblick das Bedürfnis, das Gewicht loszulassen, es wütend wegzuschleudern, auch wenn er es dabei zerbräche.

Als sie auf dem engen Vorplatz ankamen, sagte sie: „Jetzt schon?“ und öffnete die Augen. Er dachte: „Endlich!“ Aber es zu sagen, hatte er nicht mehr die Kraft. Er war bleich geworden und preßte die Hände über der Brust zusammen, die zu zerspringen drohte.

Er barg ihre ganze Geschichte, dieser Weg die Treppe hinauf in der grauen Trübseligkeit des dämmernden Morgens.

Er behielt sie zwei Tage bei sich, dann ging sie, und bei ihm blieb der Eindruck von weicher Haut und feiner Wäsche. Er wußte nichts von ihr als ihren Namen, ihre Adresse und dieses: „Wenn Sie mich wollen, rufen Sie mich. Ich werde immer da sein ...“

Die winzige, elegante, parfümierte Visitenkarte trug den Namen

Fanny Legrand
6 ,Rue de l'Areade,
P a r i s.

Er steckte sie an den Spiegel zwischen eine Einladung vom letzten Ball des Auswärtigen Amtes und das illustrierte, phantastische Programm des Festes bei Déchelette. Das waren die einzigen Ausflüge in die große Welt in diesem Jahr gewesen. Das Andenken an die Frau, die ein paar Tage, in ihr zartes und aufreizendes Parfüm eingehüllt, vor dem Kamin gesessen hatte, verflüchtigte sich ebenso schnell wie ihr Duft, ohne daß Gaussin, der ernste, arbeitsame junge Mann, der darüber hinaus gegen die Verlockungen von Paris Mißtrauen hegte, auf den Gedanken gekommen wäre, diese Liebenschaft eines Abends zu erneuern.

Das Staats-Examen sollte im November stattfinden. Er hatte nur noch drei Monate für die Vorbereitung. Daran schlossen sich drei oder vier Jahre in den Büros des Konsulardienstes. Danach würde er irgendwohin gehen, – ganz weit weg. Der Gedanke an die Fremde schreckte ihn nicht sonderlich, denn es war Tradition bei

den Gaussin d'Armandy, der alten Familie aus Avignon, daß der älteste Sohn die diplomatische Laufbahn einschlug mit dem Beispiel der Ermunterung und der moralischen Protektion seiner Vorfahren als Rückenstärkung. Für diesen jungen Mann aus der Provinz war Paris nur die erste Stufe eines langen Weges, und das hinderte ihn, irgendeine ernstliche, verliebte oder freundschaftliche Bindung zu knüpfen.

Eine Woche oder zwei nach dem Ball bei Déchelette setzte sich Gaussin bei der brennenden Lampe an die Arbeit. Seine Bücher lagen aufgeschlagen vor ihm auf dem Tisch. Da klopfte es schüchtern. Als er öffnete, erschien eine Frau, elegant und hell gekleidet. Er erkannte sie erst wieder, als sie den Schleier abgelegt hatte.

„Sehen Sie, ich bin's ... Ich bin wieder da ...“

Als sie den unruhigen, besorgten Blick bemerkte, den er auf seine Arbeit warf, fuhr sie fort: „Oh, ich will Sie nicht stören. Ich kenne das ...“

Sie legte den Hut ab, nahm ein Heft einer Reisezeitschrift, setzte sich in einen Sessel und rührte sich nicht mehr, anscheinend ganz in die Lektüre vertieft. Aber jedesmal, wenn er die Augen hob, begegnete sein Blick dem ihren.

Wirklich, es wurde ihm schwer, sie nicht sofort in die Arme zu nehmen, denn sie sah verführerisch aus. Ein Zauber hüllte sie ein. War es der kleine Kopf mit der niederen Stirn, der kurzen Nase, den sinnlichen und guten Lippen? War es die weiche Reife ihrer Formen? Kam es, weil sie ihm in diesem Abendkleid von Pariser Zuschnitt weniger fremdartig vorkam als im Fellachen-Kostüm?

Am nächsten Tag ging sie früh. Mehrmals in der Woche kam sie wieder und immer mit den gleichen kalten und ein wenig feuchten Händen, mit der gleichen vor Erregung schwankenden Stimme.

„Oh, ich weiß wohl, daß ich dich langweile“, sagte sie, „daß ich dir lästig falle. Ich müßte viel mehr Stolz besitzen. Aber du kannst es mir glauben: jeden Morgen, wenn ich von dir weggehe, schwöre ich, nicht mehr wieder zu kommen, und jeden Abend packt es mich wieder wie eine Besessenheit.“

Er betrachtete sie, amüsiert, und in seiner Verachtung alles Weiblichen von dieser verliebten Beharrlichkeit überrascht. Die Mädchen, die er bis dahin gekannt hatte, Kellnerinnen oder kleine Mädchen von der Rollschuhbahn, manchmal jung und hübsch, hatten bei ihm immer eine Enttäuschung hinterlassen. Er verachtete ihr albernes Lachen, ihre ungepflegten Hände, die grobe Sinnlichkeit ihrer Gedanken und Redensarten, und er hatte immer das Gefühl gehabt, er müsse hinter ihnen das Fenster weit öffnen. In seiner Naivität hielt er alle nicht „anständigen“ Mädchen für gleich. Daher war er verwundert, als er bei Fanny eine Anmut, eine wahrhaft frauliche Zurückhaltung fand, verbunden mit einer gewissen Überlegenheit, – (über die bürgerlichen Frauen, die er in der Provinz bei seiner Mutter kennengelernt hatte) –, einem leichten künstlerischen Hauch, einer Kenntnis von all den Dingen, die eine Plauderei interessant und farbig machen.

Außerdem war sie musikalisch. Sie begleitete sich selbst auf dem Klavier und sang mit einer etwas müden und ungleichmäßigen aber geschulten Altstimme die eine oder andere Romanze von Chopin oder Schumann, Volkslieder aus dem Berry, aus Burgund oder der Picardie, von denen sie eine ganze Menge kannte.

Gaussin war auch hierin ein echtes Kind seiner Heimat: er war in die Musik vernarrt, in diese Kunst des Müßigganges und der frischen Luft. In den Stunden angestrengter Arbeit war ihm der Klang eine Erholung; wenn er sich ausruhte, umschmeichelte er ihn weich und sanft. Und daß Fanny die Sängerin war, begeisterte ihn besonders. Er wunderte sich, daß sie nicht beim Theater war, und erfuhr dabei von ihr, sie habe einmal an der Lyrischen Oper gesungen. „Aber nicht lange ... Es war mir viel zu langweilig ...“

Sie hatte auch wirklich nichts von dem Gekünstelten, dem Abgezirkelten von Schauspielerinnen an sich. Nicht einen Schatten von Eitelkeit oder Verlogenheit. Nur ihr Leben draußen umgab ein gewisses Geheimnis, ein Geheimnis, das sie selbst in den Stunden der Leidenschaft wahrte. Ihr Geliebter versuchte auch gar nicht, darin einzudringen, denn er empfand weder Eifersucht noch Neu-

gierde. Er ließ sie zur verabredeten Stunde ein, ohne auf die Uhr zu schauen. Ja, er kannte nicht einmal das Gefühl der Erwartung, jenes große Herzklopfen, in dem Sehnsucht und Ungeduld widerhallen.

Von Zeit zu Zeit machten sie Entdeckungsreisen an alle reizenden Stellen der Pariser Umgebung, deren genaue Liste Fanny mit allen Einzelheiten kannte. Der Sommer war in diesem Jahr sehr schön. Sie mischten sich unter die wogenden, aufgeregten Menschenmengen der Vorstadtbahnhöfe, aßen zusammen in irgendeinem kleinen Gasthaus am Waldrand oder am Wasser und gingen nur den zu sehr überlaufenen Ausflugsorten aus dem Wege. Eines Tages schlug er ihr vor, nach Vaux-de-Cernay zu fahren. „Nein, nein, nicht dahin! Da gibt es zu viele Maler ...“

Diese Abneigung gegen die Künstler, so erinnerte er sich, war der Ausgangspunkt ihrer Liebe gewesen. Als er sie nach dem Grunde fragte, meinte sie: „Die Künstler, – das sind Wirrköpfe, komplizierte Menschen, die immer mehr erzählen als wirklich da ist. Sie haben mir sehr wehe getan ...“

Er widersprach ihr: „Aber die Kunst ist etwas Schönes, sie macht das Leben reich und weit ...“

„Weißt du, mein Freund, was Schönheit ist? So einfach und so aufrecht sein wie du. Zwanzig Jahre alt sein und sich sehr lieben ... weiter nichts.“

Zwanzig Jahre! Man hätte sie auch nicht für älter gehalten, wenn man sie so sah, so lebendig, immer froh, wie sie über alles lachte und alles schön fand. Eines Abends, es war in Saint-Clair im Chevreuse-Tal, kamen sie am Abend vor der Kirmes an und fanden kein Zimmer mehr. Es war schon spät, und man hätte mehrere Kilometer bei Nacht durch den Wald gehen müssen, um ins nächste Dorf zu kommen. Schließlich bot man ihnen einen Strohsack an, der in einer Scheune frei geblieben war, wo die Maurer schliefen. „Also los“, sagte sie lachend, „das erinnert mich an meine frühere Armut.“

Sie hatte also die Armut kennengelernt.

Sie schlängelten sich tastend zwischen den belegten Lagerstätten hindurch, in den großen, weißgetünchten Saal, den eine qualmende Nachtlampe im Hintergrund einer Wandnische erleuchtete. Die ganze Nacht küßten sie sich leise eng aneinander geschmiegt und lachten lautlos, währenddessen sie ihre Schlafgenossen vor Müdigkeit schnarchen und stöhnen hörten. Schmutzige Arbeiterkleider und schweres Schuhwerk lagen *dicht* neben dem Seidenkleid und den zierlichen Schuhen der Pariserin. Bei Tagesanbruch öffnete sich eine Katzentür unten am großen Tor, ein weißer Lichtschein glitt über die Strohsäcke und den festgetretenen Lehm Boden, während eine rostige Stimme rief: „Aufgestanden! Die ganze Sippschaft!“

Darauf erhob sich in der wieder dunkelgewordenen Scheune ein schwerfälliges und langsames Durcheinander, ein Gähnen, ein Recken und Strecken, ein grobes Husten, all die traurigen, menschlichen Geräusche eines erwachenden Elendsquartiers. Schwer und schweigsam gingen die Arbeiter einer nach dem anderen, ohne zu ahnen, daß sie ganz dicht neben einem schönen Mädchen geschlafen hatten.

Als sie draußen waren, erhob sich Fanny, schlüpfte im Dunkeln ins Kleid, ordnete hastig das Haar: „Bleib, ich bin gleich wieder da.“

Nach einer kleinen Weile kam sie mit einem großen Arm voll taufrischer Feldblumen wieder. „Jetzt wollen wir schlafen“, sagte sie und streute die Frische dieser morgendlichen Blumen über das Lager. Sie erfüllten die Luft um sie herum mit ihrem herben Duft. Fanny war ihm noch niemals so hübsch vorgekommen wie in diesem Augenblick, als sie in die Scheune trat in den kommenden Tag hineinlächelnd, ganz eingehüllt in ihr loses, fließendes Haar und die närrischen Blumen.

Ein anderes Mal aßen sie in Ville-d'Avray am See. Ein Herbstmorgen hüllte das ruhige Wasser in Nebelschleier und den Wald vor ihnen in rostrote Farben. Sie waren allein im kleinen Garten des Gasthauses und küßten sich beim Essen. Plötzlich ertönte aus

einem Ansitz in den Zweigen der Platane, an deren Fuß ihr Tisch gedeckt worden war, eine laute und spöttische Stimme: „Hallo, ihr da! Wenn ihr fertig seid mit dem Schnäbeln, sagt mir Bescheid ...“ Das Löwengesicht und der rote Schnurrbart des Bildhauers Caoudal beugte sich aus den Laubfenstern zu ihnen herab. „Ich habe gar nicht schlecht Lust, mit euch zusammen zu essen ... Ich langweile mich wie ein Uhu auf meinem Baum.“

Fanny antwortete nicht, ihr war die Begegnung sichtbar peinlich. Bei Jean war es genau das Gegenteil: er stimmte sehr schnell zu. Er war neugierig auf den berühmten Künstler, und es schmeichelte seiner Eitelkeit, am gleichen Tisch mit ihm zu sitzen.

Caoudal war trotz seines saloppen Äußeren sehr auf Wirkung gekleidet. Alles war berechnet, von der weißen Seidenkrawatte, die dazu diente, seine furchige, kupferrote Haut aufzuhellen, bis zum enganliegenden Kittel, der seinen kräftigen Wuchs und die hervortretenden Muskeln stark betonte. Er kam Jean bedeutend älter vor als auf dem Ball bei Déchelette.

Aber was ihn verwunderte, ja, sogar ein wenig ärgerlich machte, das war der intime Ton, der zwischen dem Bildhauer und seiner Geliebten herrschte. Er nannte sie Fanny und duzte sie.

„Du weißt“, sagte er zu ihr, während er sein Gedeck auf ihren Tisch herüberstellte, „ich bin seit vierzehn Tagen Witwer. Maria ist mit Morateur durchgegangen. In der ersten Zeit hat mich das ziemlich kalt gelassen. Aber heute morgen, als ich ins Atelier kam, fühlte ich mich plötzlich ganz müde. Ich hatte nicht die leiseste Lust zu arbeiten. Da habe ich meine Gruppe stehen lassen und bin zum Essen aufs Land gefahren. Blöde Idee! So ganz allein. Noch einen Schritt weiter, und ich hätte mein Kaninchenfrikassee mit Tränen gesalzen.“

Er betrachtete den Provençal, dessen lockiges Haar die Farbe des Sauternes in den Gläsern hatte: „Wie ist das schön, – die Jugend... Den da wird keine sitzen lassen. Lind was noch toller ist, diese Jugend steckt an. Sie sieht ebenso jung aus wie er.“

„Unverschämter Kerl!“ sagte sie lachend. Und in ihrem Lachen

klang wirklich die Verführung, die kein Alter kennt: Die Jugend der Frau, die liebt und geliebt werden will.

„Merkwürdiges Frauenzimmer, merkwürdig“, murmelte Caoudal, der sie während des Essens beobachtete und dem eine traurige und neidische Falte um den Mundwinkel lauerte: „Sag mal, Fanny, weißt du noch, wie wir hier gesessen haben ... Verflucht, das ist lange her. Wir waren mit Ezano und Dejoie und der ganzen Bande beisammen. Und du bist in den See gefallen. Wir mußten dir Männerkleidung anziehen, und die Jacke des Forst-Aufsehers stand dir ausgezeichnet.“

„Weiß ich nicht mehr“, sagte sie kühl; und sie log nicht, denn diese Geschöpfe des Wechsels und des Glücks leben immer nur in der Gegenwart ihrer Liebe. Sie kennen keine Erinnerung an Vergangenes, keine Furcht vor dem Kommenden.

Caoudal, im Gegensatz dazu, lebte ganz in der Vergangenheit. Bei jedem neuen Glas erzählte er von den Heldentaten seiner kraftstrotzenden Jugend, von Liebeleien und Trinkgelagen, von Landpartien, Opernbällen, Ateliergeschichten, von Kämpfen und Eroberungen. Aber als er sich den beiden zuwandte, als ihm der leuchtende Schein alles dessen, was er aufwühlte, in die Augen gestiegen war, merkte er, daß sie ihm nicht zuhörten. Sie waren damit beschäftigt, sich gegenseitig Weintrauben vom Munde abzupflücken.

„Ist es nicht spannend genug, was ich euch da erzähle? Aber natürlich, klar: ich langweile euch. Verflucht noch mal! Es ist tierisch, wenn man alt wird.“

Er stand auf, warf die Serviette hin. „Das Essen geht auf meine Rechnung, Langlois“, rief er zum Gasthof hin.

Er ging traurig weg mit schleppendem Gang, als sei er von einer unheilbaren Krankheit verzehrt. Lange blickten die Verliebten seiner großen Gestalt nach, wie sie sich gebeugt unter den goldfarbenen Blättern entfernte.

„Der arme Caoudal! Es stimmt: er wird alt und stumpf“, murmelte Fanny in einem Ton zärtlichen Mitleids, und Gaussin entrüstete

sich, daß diese Maria, eine Dirne, ein Modell, sich über die Leiden eines Mannes wie Caoudal lustig machen konnte, über einen großen Künstler, daß sie ihm den Laufpaß gab, um einem anderen nachzulaufen. Und wem denn? Ausgerechnet Morateur, einem kleinen Maler ohne Talent, der nichts aufzuweisen hatte als seine Jugend, – als Jean sich darüber entrüstete, fing Fanny an zu lachen: „Ach, du Unschuldslamm!“, zog seinen Kopf mit beiden Händen in ihren Schoß, wühlte sich in seine Haare ein und küßte ihn auf die Augen, als wolle sie den Duft seiner Jugend in sich hineintrinken.

Am Abend schlief Jean zum ersten Male in der Wohnung seiner Geliebten, die ihn schon seit drei Monaten damit gequält hatte:

„Sag mir doch nur, warum willst du denn nicht?“

„Ich weiß es nicht, es ist mir peinlich.“

„Aber ich sage dir doch, ich bin frei. Ich bin allein ...“

Er war ermüdet von der Landpartie, das kam ihr zu Hilfe, und sie schleppte ihn mit in die Rue de l'Arcade, ganz dicht am Bahnhof. Im Hochparterre eines bürgerlichen Hauses von ehrenwertem und wohlanständigem Äußeren öffnete ihnen eine alte Bedienstete mit bäuerlicher Haube und mürrischem Gesichtsausdruck.

„Das ist Machaume. Guten Tag, Machaume“, rief Fanny und umarmte sie heftig. „Schau her, hier ist er, der Mann meines Herzens, mein König, ich bringe ihn her. Schnell, mach alles hell, mach unser Haus schön!“

Jean blieb allein in einem ganz kleinen Salon mit niedrigen Bogenfenstern, mit Vorhängen aus derselben blaßblauen Seide, mit der auch die Diwane und einige lackierte Möbel gepolstert waren. An den Wänden hingen drei oder vier Landschaften, freudige Farbflecke auf dem matten Stoff. Alle trugen eine Widmung: „Für Fanny Legrand ...“, „Meiner lieben Fanny ...“.

Auf dem Kaminsims eine halblebensgroße Marmorplastik der Sapho von Caoudal, deren Bronzeabguß man überall finden und die Gaussin seit seiner frühesten Kindheit aus dem Arbeitszimmer seines Vaters kannte. Beim Schimmer der einzigen Kerze, die

dicht neben dem Sockel stand, bemerkte er die Ähnlichkeit des Kunstwerkes mit seiner Geliebten, nur war es feiner und gleichsam verjüngend. Die Linien des Profils, dieser Schwung der Gestalt unter dem feinen Tuch, die weiche Rundung der um die Knie geschlungenen Arme waren ihm bekannt und vertraut. Sein Auge genoß den Anblick wie eine schöne, zärtliche Erinnerung.

Als Fanny ihn in Betrachtung versunken vor der Marmorstatue fand, sagte sie zu ihm nur ganz nebenbei: „Sie hat etwas von mir, nicht wahr? Caoudals Modell hatte Ähnlichkeit mit mir.“

Gleich darauf führte sie ihn in ihr Zimmer, wo Machaume verdrießlich zwei Gedecke auf einen kleinen Tisch legte. Alle Leuchter waren angezündet, selbst die vordem Spiegelschrank brannten. Ein helles Holzfeuer flackerte im Kamin, eine frohe Flamme, die das Zimmer einer Frau erhellt, wie sie sich zum Ball ankleidet.

„Ich wollte hier essen“, sagte sie lachend, „dann sind wir schneller im Bett.“

Niemals hatte Jean so zierliche Möbel gesehen. Die steifen Louis-Seize-Möbel, die hellen Musselinbezüge und Vorhänge in den Zimmern seiner Mutter und seiner Schwestern waren in nichts mit diesem gepolsterten Nest zu vergleichen, dessen Holzwerk sich unter weißer Seide verbarg. Das Bett war nur ein Diwan, größer als die anderen. Es stand auf weißen, weichen Fellen. Köstlich war es, dieses Schmeicheln des Lichtes und der Wärme, diese blauen, langgezogenen Reflexe in den geschliffenen Spiegeln nach dem Weg quer durch die Felder, dem Regenguß, den sie mitbekommen hatten, und dem Morast der Landwege unter dem sinkenden Tag. Was ihn aber hinderte, wie ein richtiger Südfranzose die Bequemlichkeit dieses tête-a-tête auszukosten, das war die schlechte Laune der Bediensteten, der mißtrauische Blick, mit dem sie ihn musterte. Schließlich schickte Fanny sie mit einem Wort weg: „Laß uns allein, Machaume; wir bedienen uns selbst.“ Und als die Bäuerin beim Weggehen die Tür ins Schloß warf: „Mach dir nichts draus, sie nimmt es mir übel, daß ich dich sehr liebe. Sie sagt, ich richtete mein Leben zugrunde.“

Diese Leute vom Lande sind so geldgierig. Aber wie sie kocht, das ist mehr wert als sie selber. Probiere doch einmal diese Wildpaste- te.“

Sie schnitt ihm eine Scheibe ab, entkorkte den Champagner und vergaß selber zu essen, um ihm beim Essen besser zuschauen zu können. Bei jeder Handbewegung fiel ihr der Ärmel des orientalischen Gewandes aus weicher, weißer Wolle bis zur Schulter zurück, das sie immer trug, wenn sie zu Hause war. So erinnerte sie ihn an ihre erste Begegnung bei Déchelette. In einem Sessel, eng aneinander gedrängt, aßen sie von dem gleichen Teller und sprachen von jenem Abend.

„Oh, ich“, sagte sie, „sobald ich dich hereinkommen sah, habe ich mich nach dir geseht. Ich hätte dich am liebsten gleich mitgenommen, damit keine andere dich bekäme. Und du, – was hast du gedacht, als du mich sahst?“

Zuerst hatte er Angst vor ihr gehabt. Danach hatte er Zutrauen gefaßt, und den Eindruck gehabt, sie kennten sich schon, wer weiß wie lange. „Übrigens“, fügte er hinzu, „ich habe dich noch niemals danach gefragt: warum wurdest du so plötzlich ärgerlich? Wegen der zwei Verse von La Gournerie?“

Wieder traten ihr die Falten auf die Stirn, wie damals beim Ball. Dann schüttelte sie es mit einer leichten Kopfbewegung ab: „Albernheiten! Reden wir nicht mehr davon.“ Sie umschlang ihn mit den Armen: „Weil ich ein wenig Angst hatte. Ich auch! Ich wollte mich retten, mich zusammennehmen, aber ich konnte es nicht. Ich werde es niemals können.“

„Ach, niemals!“

„Du wirst es erleben.“

Er begnügte sich damit, mit dem skeptischen Lächeln seiner Jugend zu antworten, ohne auf jenen leidenschaftlichen Ton, jenen drohenden Klang zu achten, mit dem sie ihm dieses: „Du wirst es erleben!“ zuwarf. Ihre Umarmung war so zärtlich, so hingebungsvoll. Er war überzeugt, er brauche nur eine leichte Bewegung zu machen, um sie zu lösen.

Aber warum denn? Er fühlte sich so geborgen in der Behaglichkeit dieses verschwenderisch eingerichteten Zimmers, so köstlich entückt unter dem zärtlichen Atem, der ihm über die schlafmüden Lider strich. Seine Augen waren schwer von entfliehenden Bildern, von rostfarbenen Wäldern, Wiesen, rauschenden Mühlen, einem ganzen verliebten Tag auf dem Lande.

Am Morgen wurde er jäh durch die Stimme der alten Machaume geweckt, die am Fuße des Bettes stand und ohne jede Zurückhaltung rief: „Er ist da. Er will dich sprechen.“

„Was heißt das? Er will? Ich bin also nicht mehr Herr in meinem eigenen Hause? Und du hast ihn einfach hereinkommen lassen?“

Wütend sprang sie auf, lief aus dem Zimmer, nur mit dem leichten, offenstehenden Nachthemd bekleidet: „Bleib’ ruhig liegen, mein Freund, ich komme gleich wieder.“

Aber er wartete nicht. Er hatte keine Ruhe, bis auch er aufgestanden war und sich völlig angezogen hatte. Während er seine Kleider in dem abgeschlossenen Zimmer zusammensuchte, in dem die Nachtlampe noch immer die Unordnung des kleinen Abendessens von gestern beleuchtete, hörte er den Lärm eines heftigen Streites, halb erstickt durch die Stoffbehänge des Salons. Eine Männerstimme, zuerst gereizt, dann bettelnd. Das Toben endete in weinerlichem Stöhnen, in tränenreichen Beschwörungen. Und im Wechsel damit eine andere Stimme, die er nicht sofort erkannte, eine harte und rauhe Stimme voller Haß, die ausfallende Worte benutzte. Es kam ihm vor, wie das Gekeife von Weibern in einer üblen Spelunke.

Der ganze verliebte Luxus wurde davon beschmutzt; es war, als befänden sich überall auf der zarten Seide Flecken. Auch die Frau war hinabgesunken auf das Niveau der anderen, die er früher so tief verachtet hatte.

Schwer atmend trat sie wieder ein und schob mit einer auch jetzt noch schönen Bewegung ihr aufgelöstes Haar zurück: „Wie albern! Ein Mann, der heult!“

Da sah sie, daß er völlig angezogen war und stieß einen Wutschrei

aus: „Du bist aufgestanden! Leg’ dich hin, sofort, ich verlange es!“

Unvermittelt wurde sie wieder sanft, sie umschlang ihn mit der Bewegung und mit der Stimme: „Nein, nein, geh’ nicht weg! Du kannst so nicht weggehen! Ich weiß bestimmt, du kämest dann nicht wieder.“

„Aber doch ... Warum denn nicht ...?“

„Schwöre, daß du nicht ärgerlich bist, daß du wiederkommst. Oh, ich kenne dich doch!“

Er beteuerte, was sie von ihm verlangte, aber er legte sich nicht wieder hin trotz ihrer Bitten und der immer wiederkehrenden Versicherung, sie sei in ihrem eigenen Hause und könne machen, was sie wolle mit ihrem Leben. Schließlich schien sie sich darein zu fügen, daß er ging, und brachte ihn bis an die Tür. In ihr war nichts mehr von der rasenden Nymphe. Im Gegenteil, sie war bescheiden und demütig, nur von dem Wunsch erfüllt, seine Verzeihung zu erlangen.

Ein langer und hingebungsvoller Abschiedskuß hielt sie im Flur auf.

„Also wann?“ fragte sie und sah ihm tief in die Augen. Er wollte antworten, natürlich lügen, weil er es eilig hatte wegzukommen. Da klingelte es. Machaume kam aus der Küche, aber Fanny gab ihr ein Zeichen: „Nein, nicht öffnen!“ So blieben sie alle drei stehen, unbeweglich, ohne ein Wort. Draußen ersticktes Stöhnen, dann das Knistern eines Briefes, der unter der Tür durchgeschoben wurde, und Schritte, die langsam und zögernd die Treppe hinuntergingen.

„Ich habe dir doch gesagt, daß ich frei bin. Da, lies!“ Sie gab dem Geliebten den Brief, den sie aufgerissen hatte, einen armseligen Liebesbrief, zerknirscht, feige, hastig mit Bleistift auf einem Kaffeehaustisch hingekritzelt. Darin bat der Unglückliche sie um Vergebung für sein Benehmen von vorhin, gab zu, er besitze kein Recht auf sie als das, das sie ihm zugestehen wollte, bat mit gefalteten Händen, man möge ihn nicht für immer verstoßen, ver-

sprach, sich in alles zu fügen, er sei mit allem einverstanden. Nur sie nicht verlieren, – mein Gott, nur nicht sie verlieren!

„Glaubst du mir jetzt?“ fragte sie mit bösem Lachen, und dieses Lachen trug nur noch dazu bei, das Herz zu verhärten, das sie erobern wollte. Jean fand sie grausam. Er wußte noch nicht, daß eine liebende Frau nur Gefühl für ihre Liebe hat, daß ihre ganzen Kräfte nur für einen einzigen Menschen Mitleid, Güte, Hingebung ausströmen, – für einen ganz allein. „Es ist unrecht, daß du dich über ihn lustig machst. Dieser Brief ist schrecklich schön und geht zu Herzen ...“, ganz leise, mit ernster Stimme, streckte er ihr die Hände hin: „Sag doch, warum jagst du ihn weg?“

„Ich will ihn nicht mehr! Ich liebe ihn nicht.“

„Immerhin war er dein Liebhaber. Er hat dir den Luxus geschenkt, in dem du lebst, in dem du immer gelebt hast, den du brauchst.“

„Mein Freund“, sagte sie in ihrer aufrichtigen Art, „als ich dich noch nicht kannte, habe ich das alles sehr schön gefunden; aber jetzt macht es mich müde, es beschämt mich. Mir wird übel davon. Oh, ich weiß: du willst mir sagen, daß es doch keinen Zweck hat, daß du mich nicht liebst. Aber das ist ja schließlich meine Sache. Ob du willst oder nicht, ich werde dich schon zwingen, mich zu lieben.“

Er antwortete nicht, verabredete ein Wiedersehen für den nächsten Tag und ging eilig. Für Machaume ließ er ein paar Geldstücke zurück, den Rest seines Monatswechsels, als Bezahlung für das Essen. Für ihn war es jetzt alles zu Ende. Was für ein Recht hatte er, Unruhe in das Dasein dieser Frau zu bringen, und was konnte er ihr bieten als Ausgleich für das, was sie durch ihn verlor?

Das schrieb er ihr noch am gleichen Tage, so zartfühlend, so ehrlich er konnte. Aber ohne ihr einzugestehen, daß ihre Verbindung, dieses leichte und lebenswürdige Zwischenspiel, plötzlich unter einem Schatten stand, daß etwas Heftiges, Ungesundes daraus geworden war, seit er nach ihrer Liebesnacht dieses Schluchzen des betrogenen Liebhabers hatte hören müssen, abwechselnd mit ihrem schrillen Lachen und den gemeinen Beschimpfungen. In die-

sem großen Jungen, der weit weg von Paris aufgewachsen war, mitten in der Provence, war ein wenig von der väterlichen Unmittelbarkeit und die ganze Rücksicht, die feinfühligste Art seiner Mutter, der er so ungeheuer ähnlich war. Um ihn gegen die Verlockungen des leichten Lebens aber noch mehr zu festigen, gab es ein warnendes Beispiel: ein Bruder seines Vaters hatte durch seine Torheiten, seine dummen Streiche die Familie halb zu Grunde gerichtet und den guten Namen gefährdet. Onkel Césaire! Schon mit diesen beiden Worten und dem kleinen Drama, das sie wachriefen, hätte man von Jean ganz andere Opfer fordern können als das dieser kleinen Liebschaft, die für ihn niemals Bedeutung gehabt hatte. Und doch war es schwerer zu brechen, als er es sich vorgestellt hatte. Trotz dieses offiziellen Abschiedes kam sie wieder. Ohne sich von seiner Weigerung, von verschlossenen Türen, von dem ganz klaren ‘Nein’ entmutigen zu lassen. „Stolz besitze ich nicht“, schrieb sie ihm. Sie kundschaftete seine Essenstunde im Restaurant aus. Sie erwartete ihn vor dem Café, in dem er seine Zeitung las. Und keine Tränen, keine Szenen! Wenn er in Begleitung war, begnügte sie sich damit, ihm zu folgen und den Augenblick auszunutzen, da er wieder allein war.

„Kommst du heute abend zu mir? Nein? Dann ein anderes Mal.“ Und sie ging mit der sanften Ergebenheit eines Hausierers, der seinen Ballen wieder zuschnürt, und ließ ihm die Gewissensbisse ob seiner Härte und die Beschämung, daß er bei jeder neuen Begegnung neue Lügen stammeln mußte. Das Examen stehe unmittelbar bevor ... Keine Zeit! Nachher! Später einmal, wenn sie dann wolle ... In Wirklichkeit hatte er die Absicht, sofort nach dem Examen einen Monat lang nach Hause in Urlaub zu fahren; und er hoffte, sie würde ihn inzwischen vergessen.

Unglücklicherweise wurde Jean, nachdem das Examen vorüber war, krank. Eine Halsentzündung, die ihm auf dem zugigen Gang eines Ministeriums angefliegen war und die sich, da er nicht darauf achtete, ständig verschlimmerte. Er kannte niemand in Paris außer einigen Studenten aus seiner Heimat, die sich wegen seiner Lieb-

schaft verloren und zerstreut hatten. Im übrigen bedurfte es hier mehr als einer gelegentlichen Pflege, und schon am ersten Abend war Fanny Legrand an seinem Bett. Sie verließ ihn zehn Tage lang nicht, pflegte ihn geschickt wie eine geübte Krankenschwester, ohne müde zu werden, ohne Furcht und Widerwillen, mit zärtlicher Mütterlichkeit. Manchmal, in Fieberträumen, fühlte er sich in eine schwere Kinderkrankheit zurückversetzt. Dann rief er nach seiner Tante Divonne, sagte: „Danke, Divonne“, wenn er Fannys Hände auf seiner feuchten Stirn fühlte.

„Es ist nicht Divonne. Ich bin es, ich wache bei dir.“

Sie rettete ihn vor geschäftstüchtiger Betreuung, vor ungeschickten Zugriffen, vor Tee-Aufgüssen, die in einer Portiersloge gebraut werden. Und Jean begriff nicht, wie es kam, daß diese Hände, die sonst nichts anzufassen verstanden und die bisher nur der Liebe gedient hatten, so wachsam, so geschickt, so zugreifend sein konnten. In der Nacht schlief sie zwei Stunden auf dem Sofa seines zweitklassigen Hotels, das weich war wie die Pritsche einer Polizeizelle.

„Arme Fanny, gehst du niemals nach Hause?“ fragte er sie eines Tages. „Mir geht es jetzt viel besser. Machaume wird sich deinetwegen Sorge machen.“

Sie fing an zu lachen. Mein Gott, Machaume, die ganze Wohnung! Alles war verkauft, die Möbel, ihre Kleider, selbst ihr Bett. Sie besaß nichts mehr als das, was sie auf dem Leibe trug und ein wenig feine Wäsche, die das Mädchen für sie gerettet hatte... Wenn er sie jetzt hinauswürfe, dann stünde sie auf der Straße ...

“Diesmal, glaube ich, habe ich etwas gefunden. Rue d’Amsterdam, dem Bahnhof St. Lazare gegenüber. Drei Zimmer und ein großer Balkon. Falls du willst, können wir es ansehen, wenn du aus dem Dienst kommst. Es ist hoch, fünf Treppen, aber du kannst mich ja hinauftragen. Das war so schön, weißt du noch?“ Die Erinnerung daran machte sie ganz übermütig, sie kuschelte sich an ihn und küßte ihn in den Nacken, suchte die Stelle, die sie „ihre Stelle“ nannte.

Zu zweit wurde ihm das Hotel-Leben in dieser nicht gerade glänzenden Gegend, wo zweideutige Mädchen mit Kopftüchern und in Pantoffeln die Treppe hinauf- und hinunterschlichen, diese papierdünnen Zwischenwände, hinter denen man die Nachbarn rumoren hörte, diese Gemeinsamkeit von Schüsseln, von Leuchtern, von Schuhen unerträglich. Ihr allerdings nicht. Mit Jean hätte sie auf dem Dachboden, im Keller, wer weiß, wo sonst noch hausen können. Aber das Feingefühl des Liebhabers ärgerte sich über gewisse Begegnungen, auf die er als Junggeselle kaum geachtet hatte. Diese Ehen, die nur eine Nacht dauerten, waren ihm peinlich. Sie entehrten die seine, weckten bei ihm ein wenig von der Trauer und von der Abscheu, die man im Zoologischen Garten vor dem Affenkäfig empfindet, da sie alle Gesten und alle Formen der menschlichen Liebe zum Zerrbild machten. Auch das Restaurant war ihm zuwider, diese Mahlzeiten, zu denen man zweimal am Tage an den Boulevard Saint Michel gehen mußte, in einen großen Saal, überfüllt von Studenten, Kunstschülern, Malern und Architekten, die ihn alle nicht kannten, und denen doch sein Gesicht in dem Jahr, seit er dort aß, zur Gewohnheit geworden war.

Er wurde rot, wenn er die Tür öffnete, weil alle Blicke sich auf Fanny richteten. Er trat ein mit der angriffslustigen Scheu aller jungen Leute, die in Begleitung einer Frau sind. Und er fürchtete auch, einem seiner Vorgesetzten aus dem Ministerium zu begegnen oder irgend jemand aus seiner Heimat. Und dann die Geldfrage.

„Wie entsetzlich teuer ist das doch“, bemerkte sie jedesmal, wenn sie die kleine Rechnung in die Hand bekam. „Im eigenen Heim könnte ich für das Geld drei Tage lang wirtschaften.“

„Also gut! Was hindert uns daran?“

Und man ging auf die Suche nach einer Wohnung.

Das ist die Falle. Alle fangen sich darin, die Besten, die Anständigsten. Das Lockmittel ist dieser Instinkt für Sauberkeit, dieses Gefühl für das eigene Heim, das ihnen durch die Erziehung in der Familie und die schöne Wärme des eigenen Feuers in Fleisch und Blut übergegangen ist.

Die Wohnung in der Rue d'Amsterdam wurde gemietet und für reizend gefunden, obwohl sie nur aus drei ineinandergelassenen Räumen bestand, von denen Küche und Esszimmer in einen dumpfigen Hof schauten wie in eine *Schlucht*, aus der den ganzen Tag die Dünste einer Kneipe, nach abgestandenem Wein und Chlor, emporstiegen. Das Schlafzimmer blickte auf die laute, abschüssige Straße, die Tag und Nacht vom Holpern der Lastwagen, Droschen und Omnibusse erschüttert wurde, vom Ankunfts- und Abfahrtspfeifen und dem ganzen lärmenden Durcheinander des Bahnhofes St. Lazare, dessen Halle mit ihren gläsernen Dächern von der Farbe schmutzigen Wassers sich ihnen gegenüber dehnte. Es hatte den Vorteil, daß der Zug vor ihrer Tür abfuhr: Saint Cloud, Ville d'Avray und Saint-Germain, die schönen Orte am Ufer der Seine lagen also sozusagen gleich unter ihrer Terrasse. Denn sie hatten eine Terrasse. Sie war breit und bequem. In einer Anwendung von Verschwendungssucht hatte ihr Vormieter ein Dach aus gestrichenem Wellblech darüber anbringen lassen. Das war geräuschvoll und trist unter dem Trommeln des Winterregens.

Aber im Sommer würde man sich dort wohlfühlen. Man konnte in der frischen Luft essen wie auf dem Balkon eines Bergschlößchens.

Dann ging es an die Möbelbeschaffung. Jean hatte nach Hause von seiner Absicht berichtet, eine eigene Wohnung zu mieten. Tante Divonne, die in Castelet die Kasse verwaltete, schickte das notwendige Geld, und ihr Brief kündigte gleichzeitig die baldige Ankunft einer Kommode, eines Schrankes und eines großen Rohrstuhles aus der Rumpelkammer an. Ach, wenn Divonne gewußt hätte, zu was für merkwürdigen Ruhestündchen der Schaukelstuhl diente und daß frivole Seidenunterröcke und Spitzenhöschen die Schiebläden der Empire-Kommode füllten! Aber Gaussins Reue-Anwandlungen in dieser Hinsicht gingen in den tausend kleinen Freuden des Einrichtens unter.

Es war so amüsant, nach den Dienststunden in der Dämmerung zu großen Einkäufen loszuziehen, Arm in Arm in irgendeiner Vorstadtstraße ein Esszimmer auszusuchen, die Anrichte, den Tisch mit sechs Stühlen, oder geblühte Cretonne-Vorhänge für die Fenster und das Bett. Er war von vornherein mit allem einverstanden, aber Fanny prüfte für zwei, probierte die Stühle, ließ die Auszüge des Tisches gleiten und zeigte große Erfahrung im Handeln. Sie kannte die Geschäfte, in denen man zum Fabrikpreis das vollständige Küchengeschirr für einen kleinen Haushalt kaufen konnte: vier eiserne Töpfe und einen fünften emaillierten für die morgendliche Schokolade. Auf keinen Fall Kupfer, das machte so viel Mühe beim Putzen. Dazu sechs Metallbestecke mit Suppenlöffeln und zwei Dutzend Teller aus englischem Steingut, derb und fröhlich, alles gezählt und eingepackt wie Puppengeschirr. Für Bettücher, Servietten, Tafel- und Leibwäsche kannte sie einen Grossisten, den Vertreter einer großen Fabrik in Roubaix, bei dem man in monatlichen Raten zahlen konnte. Sie schaute in alle Auslagen, immer auf der Suche nach dem Verkauf jenes Strandgutes, das Paris fortwährend mit seinem Schaum ans Ufer spült. Sie entdeckte am Boulevard Clichy ein prächtiges Bett, einen Gelegenheits-

kauf, fast neu und so breit, daß man die sieben Frauen Ritter Blaubarts auf einmal darin hätte unterbringen können. Auch er versuchte sich, wenn er vom Dienst kam, in Einkäufen. Aber er verstand von nichts etwas, konnte nicht nein sagen und nicht mit leeren Händen aus einem Geschäft herausgehen. Als er einmal zu einem Trödler gegangen war, um eine alte Ölfflasche zu kaufen, auf die sie ihn aufmerksam gemacht hatte, brachte er stattdessen, – denn sie war schon verkauft, – einen Kristall-Lüster mit nach Hause, der aber völlig unnütz war, weil sie keinen Salon hatten.

„Wir hängen ihn auf die Veranda“, sagte Fanny, um ihn zu trösten. War das ein Vergnügen, die Zimmer auszumessen und sich über den richtigen Platz eines Möbels zu streiten! Und dann das Geschrei, das endlose Gelächter, die zum Himmel ausgestreckten Arme, wenn sie bemerkten, daß trotz aller Voraussicht, trotz der sehr vollständigen Liste der unumgänglich notwendigen Erwerbungen immer noch etwas vergessen war. Zum Beispiel eine Zuckerreibe! Wenn man bedenkt, daß sie sich einen Haushalt aufbauen wollten, in dem es keine Zuckerreibe gab!

Dann, als alles gekauft und an seinem Platz stand, als die Vorhänge aufgesteckt waren, als die neue Lampe einen Docht hatte, was für ein schöner Abend war das doch, dieser Einzugsabend! Wie herrlich der letzte Gang durch die Flucht ihrer drei Räume vor dem Schlafengehen! Wie lachten sie, als sie ihn beim Verriegeln der Tür beaufsichtigte: „Noch einmal herumschließen. Schließ gut zu, wir wollen ganz unter uns sein!“

Es war ein neues, köstliches Leben. Nach der Arbeit kehrte er schnell heim, um möglichst früh da zu sein und sich in Hausschuhen vor den Kamin zu setzen. Im schwarzen Schmutz der Straße stellte er sich ihr helles, warmes Schlafzimmer vor und freute sich seiner alten provenzalischen Möbel, die Fanny zu Anfang als Gerümpel bezeichnet hatte und die sich dann als sehr hübsch herausgestellt hatten. Vor allem war der Schrank ein wahres Schmuckstück, im Stil Louis-Seize, mit gemalten Füllungen, auf denen ländliche Szenen dargestellt waren: Schäfer in geblühten Jacken,

Tänze zur Querflöte und zum Tambourin. Diese altmodischen Dinge, die schon seinen Kinderaugen vertraut gewesen waren, erinnerten ihn an das väterliche Haus, gaben seinem neuen Heim eine Weihe, deren Bequemlichkeit er zu genießen trachtete. Sobald er klingelte, öffnete Fanny ihm, gepflegt und kokett. Sie trug ein ganz einfaches, schwarzes Wollkleid, das trotz seiner Schlichtheit viel Geschmack verriet und zeigte, daß seine Trägerin einst große Toiletten besessen und zutragen gewußt hatte. Die Ärmel hatte sie aufgekrempt und eine große, weiße Schürze umgebunden, denn sie kochte selber und begnügte sich mit einer Hilfe für die grobe Arbeit.

Sie kochte sogar sehr gut und kannte eine Menge Rezepte aus Nord- und Südfrankreich, ebenso abwechslungsreich wie der Schatz ihrer Volkslieder, die sie nach dem Essen, wenn die weiße Schürze hinter der geschlossenen Küchentür hing, mit ihrer reifen und leidenschaftlichen Altstimme sang. Unten rumorte die Straße und brauste wie ein Gießbach. Der kalte Regen klopfte auf das Zinkblech der Veranda, und Gaussin, die Füße am Feuer, in seinen Lehnstuhl ausgestreckt, betrachtete gegenüber das Glasdach des Bahnhofes und die Angestellten, die sich unter dem weißen Licht der großen Bürolampen über ihren Arbeitstisch beugten.

Er fühlte sich wohl und ließ sich einlullen. Verliebt? Nein! Aber dankbar für die Liebe, mit der sie ihn umgab, dankbar für ihre immer gleichbleibende Zärtlichkeit. Wie hatte er sich nur so lange dieses Glück versagen können, aus Angst, – jetzt lachte er darüber, – vor einer dauernden Bindung, vor irgendwelchen Fesseln. War sein Leben nicht viel sauberer, als wenn er von Dirne zu Dirne gewandert wäre und seine Gesundheit aufs Spiel gesetzt hätte?

Für die Zukunft war keine Gefahr vorhanden. In drei Jahren, wenn er abreiste, würde der Bruch sich ganz von selbst und ohne Erschütterungen vollziehen. Fanny war sich darüber nicht im Unklaren. Sie sprachen davon wie vom Tode, wie von etwas Fernem, Unabwendbarem. Es blieb also nur noch der Gedanke an den großen Schmerz, den sie daheim in Castelet empfinden würden, wenn

sie erführen, daß er nicht allein lebte, an den Zorn seines Vaters, der so aufrecht und gerade war.

Aber wie sollte man es dort je erfahren? Jean traf sich mit niemand in Paris. Sein Vater, der Konsul, (wie man dort unten sagte), mußte das ganze Jahr zu Hause bleiben, um das bedeutende Landgut zu beaufsichtigen, das er bewirtschaftete, und wegen seiner fortwährenden Kämpfe mit den Weinbergen. Seine Mutter, seit langem krank, konnte ohne Hilfe keinen Schritt, ja, keine Bewegung machen und überließ Divonne die Leitung des Hauses und die Sorgen für die beiden kleinen Zwillingsschwwestern Marthe und Marie, deren Geburt sie alle Lebenskräfte gekostet hatte. Und Onkel Césaire, der Mann von Tante Divonne, war ein großes Kind, das man nicht allein reisen ließ.

So kannte Fanny jetzt die ganze Familie. Wenn er einen Brief aus Castelet bekam, unter den die Zwillinge einige Zeilen mit der unbeholfenen Schrift ihrer kleinen Finger geschrieben hatten, schaute sie ihm über die Schulter und las ihn mit. Sie war mit ihm gerührt. Von ihrem Leben wußte er nichts, wollte es auch gar nicht wissen. Er besaß den schönen, unbewußten Egoismus seiner Jugend. Eifersucht und Unruhe waren ihm fremd. Er war ganz mit seinem eigenen Leben angefüllt, er ließ es überquellen, dachte laut, lieferte sich ihr ganz aus, während sie still blieb. So gingen die Tage und die Wochen in glücklicher Ruhe dahin. Nur einen kleinen Augenblick lang gab es eine leichte Trübung, die sie sehr bewegte, wenn auch in ganz verschiedener Hinsicht. Fanny meinte, sie bekäme ein Kind und teilte es ihm so freudig mit, daß ihm gar nichts anderes übrig blieb, als sich mit zu freuen. Im Grunde genommen hatte er Angst. Ein Kind bei seinem Alter? Was sollte er damit anfangen? Mußte er es anerkennen? Und was für ein Band würde es bedeuten zwischen dieser Frau und ihm, was für eine Erschwerung für die Zukunft. Plötzlich wurde er der Kette gewahr, die sich schwer, kalt und fest an ihn hängte. In jener Nacht schlief er ebensowenig wie sie. Seite an Seite in ihrem großen Bett träumten sie mit offenen Augen, tausend Meilen von ein-

ander entfernt.

Zum Glück war es falscher Alarm, und sie nahmen ihre abgeschlossene Lebensweise wieder auf. Dann war der Winter zu Ende. Endlich kam die Sonne wieder, ihre Behausung wurde noch schöner, weil sie um die Veranda und das Sonnendach größer wurde. Abends saßen sie dort unter dem langsam dunkelnden Himmel, an dem greifbar nahe das Zwitschern der Schwalben hing. Die Straße schickte ihnen Hitzewellen und den ganzen Lärm der benachbarten Häuser hinauf, aber der leiseste Lufthauch erreichte sie, und sie saßen stundenlang, Knie an Knie, und sahen nichts mehr. Jean wurde an ähnliche Nächte am Ufer der Rhône erinnert, träumte von fernen Konsulaten in heißen Ländern, von Kommandobrücken abfahrender Schiffe, wo die Brise denselben langen Atem haben würde, unter dem das Sonnendach erzitterte. Und wenn sie ihn leise auf die Lippen küßte und murmelte: „Liebst du mich?“ kam er immer von sehr weit her und antwortete selbstvergessen: „Oh, natürlich, ich liebe dich.“ Das hat man davon, wenn man sich an einen so jungen Menschen bindet; die haben viel zu viel anderes im Kopf!

Auf dem gleichen Balkon, von ihnen nur durch ein von rankenden Blumen umhülltes Eisengitter getrennt, gurrte ein zweites Pärchen, Monsieur und Madame Hettéma, verheiratete Leute, sehr bürgerlich, deren Küsse wie Ohrfeigen knallten. Sie paßten herrlich zueinander, weil sie gleichaltrig waren, denselben Geschmack besaßen und die gleiche plumpe Kleidung trugen. Es war rührend, wie dieses ältliche Liebespaar ganz laut Duette sang, wie es sich auf das Gitter stützte und entsetzlich sentimentale Romanzen trillerte. Sie gefielen Fanny, sie hätte sie ganz gern kennengelernt. Manchmal sogar tauschten die Nachbarin und sie durch das schwärzliche Eisen des Balkongitters das Lächeln verliebter und glücklicher Frauen aus, aber wie immer waren die Männer steifer, und zu Gesprächen kam es nicht.

Jean kam eines Nachmittags vom Quai d'Orsay zurück, da hörte er, wie er an der Ecke der Rue Royale angerufen wurde. Es war

ein herrlicher Tag, und ganz Paris gab sich an dieser Ecke, die bei einem schönen Sonnenuntergang auf der Welt nicht ihresgleichen hat, ein Stelldichein. „Setzen Sie sich hierher, schöner Jüngling, und trinken Sie ein Glas mit mir! Es tut meinen Augen wohl, Sie anzusehen.“

Zwei kräftige Arme hatten ihn ergriffen und ihn in ein Café hineingezogen, das sich mit seinen drei Reihen Stühlen auf den Bürgersteig ausgedehnt hatte. Er ließ es sich gefallen, geschmeichelt, um sich herum von diesem Publikum von Provinzlern und Fremden neugierig den Namen „Caoudal“ flüstern zu hören. Der Bildhauer saß vor einem Absynth, der gut zu seinem soldatischen Äußeren und der Rosette der Ehrenlegion im Knopfloch paßte. Neben sich hatte er den Ingenieur Déchelette, der am Abend vorher angekommen war. Er war immer noch derselbe: sonngebleicht und gelb, über den breiten Backenknochen die guten Augen, wie er mit genießerischen Zügen Paris durch die Nase einsog. Kaum saß der junge Mann, da zeigte Caoudal in komischem Zorn mit dem Finger auf ihn: „Na, ist er vielleicht nicht schön, dieser Bursche? Wenn man bedenkt, daß ich auch einmal so alt war und auch solche Locken hatte. Oh, die Jugend, die Jugend!“

„Immer noch?“ fragte Déchelette und quittierte den Gefühlsausbruch seines Freundes mit einem Lächeln.

„Mein Lieber, lachen Sie nicht! Alles, was ich habe und was ich bin, die Medaillen, die Orden, die Akademie, das ganze Brimborium würde ich für solche Haare und für dieses Sonnenbraun hergeben.“

Dann wandte er sich in seiner unmittelbaren Art wieder an Gausin: „Und Sapho? Was haben Sie mit der gemacht? Man bekommt sie ja gar nicht mehr zu sehen.“

Jean bekam runde Augen und begriff nichts.

„Sie leben also nicht mehr mit ihr zusammen?“ und wie Caoudal Jeans Verständnislosigkeit gewahrte, fügte er ungeduldig hinzu:

„Sapho, nun, Sie wissen doch: Fanny Legrand, – Ville d’Avray.“

„Oh, das ist vorbei, schon lange.“

Wie kam er nur auf diese Lüge? Es war wohl eine Art Schamgefühl, ein Unbehagen bei dem Namen „Sapho“, mit dem seine Geliebte bezeichnet wurde. Es stieß ihn ab, mit anderen Männern über sie zu reden. Vielleicht hatte er aber auch das Verlangen, Dinge zu erfahren, die man ihm so nicht gesagt hätte.

„Sieh mal an, – Sapho! Die ist auch noch unterwegs?“ sagte Déchelette zerstreut, ganz berauscht von der Freude, die Treppe der Madeleine wiederzusehen, die lange Kette der Boulevards zwischen den zwei Reihen grüner Bäume.

„Wissen Sie denn nicht? Letztes Jahr war sie doch bei Ihnen. Sie sah ausgezeichnet aus als Fellachin. Und eines Morgens im letzten Herbst bin ich ihr mit diesem hübschen Jungen bei Langlois begegnet, draußen in Ville d’Avray. Ich sage Ihnen, Fanny sah aus, als seien sie seit vierzehn Tagen verheiratet.“

„Wie alt ist sie denn eigentlich? Wir kennen sie doch schon reichlich lange.“

Caoudal hob den Kopf, um zu überlegen: „Wie alt, – wie alt? Warten Sie im Jahre 53, als sie mir für die Sapho Modell stand, war sie siebzehn, jetzt haben wir 73. Rechnen Sie es sich also selber aus.“ Ganz plötzlich kam ein Leuchten in seine Augen: „Ach, wenn Sie sie vor zwanzig Jahren gesehen hätten! Schlank, zart, ein üppiger Mund, eine klare Stirn. Die Arme und die Schultern noch ein wenig mager, aber das paßte gut für diesen Feuerbrand von Sapho. Und was für eine Frau, was für eine Geliebte! Und was für eine Haut! Als ob es darunter loderte. Was für Funken konnte man aus diesem Flammenstrom ziehen. Alle Töne waren auf dieser Tastatur, nicht eine Note fehlte. Alle Töne der Lyra ... wie La Gournerie gesagt hat.“

Jean, völlig bleich, fragte: „Ist der auch ihr Geliebter gewesen?“

„La Gournerie? Das will ich meinen. Ich habe genug darunter gelitten. Seit vier Jahren lebten wir zusammen wie Mann und Frau, vier Jahre hatte ich sie verhätschelt, hatte ich alles getan, um ihren Launen nachzugeben. Gesangstunden, Klavierstunden, Reitstunden, – was weiß ich! Und als ich sie poliert hatte, als sie glänzte,

als der rohe Stein behauen war, den ich eines Nachts aus der Gasse aufgesammelt hatte, da kam dieser aalglatte Reimschmied und holte sie mir einfach aus dem Hause weg. Von meinem gastfreien Tisch, an den er sich jeden Sonntag setzte.“

Er schnaufte, als wolle er diesen alten Liebeskummer, der noch immer in seiner Stimme mitschwang, wegwischen. Dann nahm er ruhiger den Faden wieder auf.

„Im übrigen hat er von seiner Niedertracht nichts gehabt. Die drei Jahre, die sie zusammengelebt haben, waren die Hölle. Dieser Poet mit seiner einschmeichelnden Art ist ein Geizhals, ein schlechter Kerl, ein Irrsinniger. Sie hätten sehen sollen, wie sie sich gegenseitig zurichteten. Wenn man zu ihnen auf Besuch kam, trug sie eine Binde um die Augen, und er hatte ein ganz zerkratztes Gesicht. Aber das Schönste kam erst, als er sie lossein wollte. Sie klammerte sich an ihn wie eine Klette. Sie folgte ihm, brach bei ihm ein, erwartete ihn, quer auf seiner Fußmatte schlafend. Mitten im Winter hat sie unten vor der Tür der Farcy eine volle Nacht gewartet, als die ganze Bande dort feierte. Es war ein Jammer! Aber der elegische Poet blieb unerbittlich. Eines Tages hat er schließlich, um sie loszuwerden, die Polizei zu Hilfe geholt. Ein reizender Herr ist das! Und als endgültiges Finale, als Dank an dieses schöne Mädchen, das ihm den besten Teil seiner Jugend, seiner Intelligenz und seines Leibes hingegeben hatte, hat er ihr einen Band haßerfüllter, geifernder Verse über den Kopf entleert. Verwünschungen, Klagen, das ‚Buch der Liebe‘, sein schönstes Buch.“

Unbeweglich, gespannt, hörte Gaussin zu und sog mit kleinen Schlucken das eisige Getränk vor sich durch einen langen Strohhalm. Es war wirklich Gift, was man ihm da zumutete, und er gefror vom Herz bis in alle Eingeweide. Ihn fröstelte trotz des herrlichen Wetters. Er sah wie im dichten Nebel kommende und gehende Schatten, eine Sprengtonne vor der Madeleine und die endlose Kette der Wagen, die leise über den weichen Boden dahinrollten, als führen sie auf Watte. Es war kein Lärm mehr in Paris, – nur

noch das, was an seinem Tisch gesprochen wurde. Und nun redete Déchelette, und auch er gab ihm Gift zu trinken.

„Ein solcher Bruch ist etwas Entsetzliches.“ Seine ruhige, spöttische Stimme bekam einen Ausdruck von Weichheit, von unendlichem Mitleid. „Da hat man jahrelang zusammengelebt, Körper an Körper geschlafen, die Träume haben sich vermischt wie der Schweiß. Man hat sich alles gesagt und alles gegeben. Man hat die Gewohnheiten des anderen angenommen, seine Lebensweise, seine Art zu reden, ja, sogar seine Züge. Man hat sich festgehalten vom Kopf bis zu den Füßen. Zwei Menschen sind eins geworden. Und plötzlich verläßt man sich, als wäre nichts gewesen. Alles ist aus. Ja, ich könnte mir vorstellen, daß man mich hinterginge, zum Wahnsinn triebe, mich mit Lächerlichkeit und Dreck bewürfe. Dann würde die Frau weinen und zu mir sagen: ‚Bleib!‘ Und ich bliebe. Sehen Sie, deswegen nehme ich mir nie eine Geliebte. Bei mir dauert es immer nur eine Nacht. ‚Ein Morgen gibt es nicht‘, wie man im alten Frankreich sagte. Oder sonst heiraten. Das ist endgültig und viel sauberer.“

Ein Morgen gibt es nicht ... Ein Morgen gibt es nicht ... „Sie reden daher, Déchelette, wie es Ihnen gefällt. Es gibt Frauen, die sich nicht nach einer Nacht wegschicken lassen. Diese zum Beispiel.“

„Ich habe ihr nicht eine Minute länger gegeben“, sagte Déchelette mit einem selbstgefälligen Lächeln, das der arme Liebhaber abstoßend fand.

„Dann waren Sie nicht Ihr Typ, sonst ... Das ist ein Mädels, wenn sie liebt, klammert sie sich fest. Ihr gefällt die Stetigkeit. Im übrigen hat sie kein Glück mit ihren Bindungen. Sie tut sich mit Dejoie, dem Romandichter, zusammen, – er stirbt. Sie geht zu Ezano über, – er heiratet. Danach kommt der schöne Flamant, der Kupferstecher; das ehemalige Modell – denn sie hat es immer mit dem Talent oder mit der Schönheit gehalten, – aber Sie kennen ja seine entsetzliche Geschichte ...“

„Was für eine Geschichte?“ fragte Gaussin mit erstickter Stimme. Er fing wieder an, an seinem Strohhalm zu ziehen, während er

dem Liebesdrama zuhörte, das Paris vor ein paar Jahren leidenschaftlich bewegt hatte.

„Der Kupferstecher war arm und bis zum Wahnsinn in diese Frau verliebt. Aus Angst, sie würde ihn verlassen, und um ihr ihren Luxus zu erhalten, fabrizierte er falsche Banknoten. Natürlich kam es gleich heraus. Sie steckten ihn zusammen mit seiner Geliebten ein, und er hatte zehn Jahre Zuchthaus weg. Sie nur zehn Monate Untersuchungshaft in Saint Lazare, da sie ihre Unschuld beweisen konnte.“

Caoudal erinnerte Déchelette, der den Prozeß verfolgt hatte, wie reizend sie gewesen war mit ihrer kleinen Sträflingshaube und wie keck, gar nicht weinerlich, ihrem Geliebten treu bis zum Ende. Und die Antwort, die sie dem alten Trottel von Gerichtspräsidenten gab, die Kußhand, die sie Flamant über die Dreispitze der Gendarmen zuwarf! Mit einer Stimme, die Steine hätte rühren können, rief sie ihm zu: „Laß dir die Zeit nicht lang werden, mein Freund! Die schönen Tage werden einmal wiederkommen, und wir werden uns immer noch lieben.“ Immerhin hatte ihr das doch ein wenig die Freude am Zusammenleben genommen, dem armen Mädchel. Danach hat sie sich in die große Welt gewagt und hat sich Liebhaber für einen Monat genommen, oder für eine Woche, – aber niemals mehr Künstler. Oh, die Künstler, vor denen hat sie förmlich Angst gehabt! Ich war der einzige, glaube ich ganz bestimmt, den sie noch manchmal besuchen kam. Von Zeit zu Zeit in großen Abständen kam sie zu mir ins Atelier, um eine Zigarette zu rauchen. Dann habe ich monatelang nichts mehr von ihr gehört bis zu dem Tage, an dem ich sie mit diesem hübschen Jungen wiedergefunden habe, wie sie ihm die Trauben vom Munde abpflückte. Da habe ich mir gesagt: Sieh da, meine Sapho hat sich wieder gefangen.“

Jean konnte nichts mehr hören. Er fühlte sich zum Sterben elend von all dem Gift, das er heruntergeschluckt hatte. Erst war ihm kalt gewesen, jetzt zersprengte ihm ein Brennen die Brust, stieg ihm in den brummenden Schädel, daß er meinte, er müßte weiß-

glühend zerspringen. Er ging über den Fahrdamm und taumelte vor den Rädern der Wagen. Die Kutscher schrien. Wen meinten sie denn, diese Dummköpfe?

Als er über den Blumenmarkt bei der Madeleine kam, stieg ihm der Duft von Heliotrop zu Kopf. Das war das Lieblingsparfum Fannys. Er beschleunigte den Schritt, um zu entfliehen, und wütend, innerlich zerrissen sagte er ganz laut: „Meine Geliebte, ja wohl, schöner Dreck. Sapho, Sapho, – und mit so etwas habe ich ein Jahr lang zusammen gelebt!“ Er wiederholte den Namen voller Wut. Ja, das war der Name einer Dirne. Er paßte großartig hinein in den grotesken Gotha der galanten Welt: Sapho, Cora, Phyrne, Jeanne de Poitiers ...

Und mit den sechs Buchstaben dieses entsetzlichen Namens zog das ganze Leben dieser Frau wie das Wasser einer Gosse an ihm vorbei. Das Atelier von Caoudal, die Prügeleien bei La Gournerie, die Nachtwachen vor den Spelunken oder auf der Fußmatte des Poeten, danach der schöne Kupferstecher, das Falschgeld, das Schwurgericht und die kleine Sträflingshaube, die ihr so gut gestanden hatte. Danach die Kußhand, die sie ihrem Falschmünzer zuwarf: „Laß dir die Zeit nicht lang werden, mein Freund.“ Mein Freund, – derselbe Name, dasselbe Kosewort wie für ihn! Was für eine Schande! Oh, er würde diese ganzen Schweinereien mit eisernem Besen auskehren. Und immer noch dieser Duft von Heliotrop, der ihn in einem Nebel verfolgte, von der gleichen blauen Farbe wie diese winzige Blume. Plötzlich bemerkte er, daß er immer noch mit großen Schritten auf dem Blumenmarkt umherging wie auf dem Deck eines Schiffes. Er nahm seinen Weg wieder auf und kam hastig und atemlos in der Rue d'Amsterdam an. Er war fest entschlossen, diese Frau aus dem Hause zu jagen, sie ohne eine Erklärung die Treppe hinunterzuwerfen und ihr dabei die Schande ihres Namens ins Gesicht zu schreien. Vor der Tür zögerte er, er überlegte, machte noch ein paar Schritte. Sie würde schreien, schluchzen, den ganzen Wortschatz ihrer Gosse durch das Haus schreien wie damals in der Rue de l'Arcade.

Schreiben, ja, das war es! Es war viel einfacher zu schreiben. Ihr in ein paar Worten die Rechnung aufzumachen. In ein paar schneidenden Worten! Er trat in eine Kneipe, die leer war und trübe unter dem Gaslicht, das gerade angesteckt wurde. Er setzte sich an einen schmierigen Tisch in der Nähe des einzigen Gastes, eines Mädchens mit Totenkopf, das ein Stück geräucherten Lachs verschlang, ohne etwas dazu zu trinken. Er bestellte ein Glas Bier, rührte es gar nicht an und begann einen Brief. Aber zu viele Worte überstürzten sich in seinem Hirn, die alle auf einmal herauswollten, und die zersetzte, flockige Tinte schrieb ganz langsam, nur wenn sie wollte. Er zerriß das Angefangene zwei- oder dreimal. Er wollte gehen, ohne geschrieben zu haben, da fragte ganz leise neben ihm ein voller, gieriger Mund ganz schüchtern: „Sie trinken nicht, darf man?“ Er nickte. Das Mädchen stürzte sich auf das Glas und leerte es mit einem heftigen Zug, der das ganze Elend dieses Unglückswesens enthüllte. Wahrscheinlich hatte dies Mädchen gerade soviel Geld in der Tasche gehabt, um den Hunger zu stillen, zu einem Schluck Bier reichte es nicht mehr. Ihn überkam ein großes Mitleid, das ihn ganz ruhig machte und ihm plötzlich das elende Leben einer solchen Frau vor Augen führte. Er fing an, menschlicher zu urteilen, über sein Unglück nachzudenken.

Eigentlich hatte sie ihm ja nichts vorgelogen. Wenn er nichts von ihrem Leben wußte, dann deshalb, weil er sich niemals Gedanken darüber gemacht hatte. Was warf er ihr denn vor? Die Haft in Saint Lazare? Man hatte sie ja schließlich freigesprochen und sie fast im Triumph hinausgetragen. Was also? Daß andere Männer vor ihm dagewesen waren? Wußte er denn das nicht? Sollte er es ihr eigentlich jetzt mehr übel nehmen, weil die Namen dieser Liebhaber bekannt, berühmt waren, weil er ihnen begegnen, mit ihnen sprechen, ihre Bilder in den Schaukästen bewundern konnte? Sollte er ihr als Verbrechen anrechnen, daß sie solche Männer anderen vorgezogen hatte?

Ganz tief in seinem Innern erhob sich eine böse Eitelkeit, die er sich nicht zugeben durfte. Ein niederträchtiger Stolz stieg in ihm

auf, daß er sie mit diesen großen Künstlern gemeinsam besessen hatte, daß er sich sagen konnte, auch sie hätten sie schön gefunden. In seinem Alter ist man seiner selbst niemals ganz sicher. Man liebt die Frau, man liebt die Liebe. Aber die Augen, die Erfahrung sind schwach. Und der junge Liebhaber, der einem ein Bild seiner Geliebten zeigt, sucht nach einem Blick, nach einem Lob, die ihm Rückgrat verleihen sollte. Die Gestalt der Sappho schien ihm größer geworden, mit einem Heiligenschein umgeben, seitdem er wußte, daß La Gournerie sie besungen, daß Caoudal sie in Marmor gehauen und in Bronze gegossen hatte.

Aber ganz unvermittelt kam in ihm wieder die Wut hoch. Er stand von der Bank auf, auf die er sich gedankenverloren gesetzt hatte. Er war schon auf einem der äußeren Boulevards, mitten im Kinderschreien und dem Klatsch der Arbeiterfrauen dieses staubigen Juni-Abends. Er lief wieder los und sprach wütend und ganz laut. Hübsch war sie, diese bronzene Sappho, die man in jedem Laden kaufen konnte, banal und abgeleiert wie eine Drehorgelmelodie, die sich überall herumtreibt. Genau so wie dieses Wort „Sappho“, weil es ja seit Jahrhunderten schon umgeht, seine ursprüngliche Grazie unter den dicken Schichten unzähliger Legenden verbirgt, wie dieser Name einer Göttin das Schlagwort für eine Krankheit geworden ist. Mein Gott, wie ekelhaft war das alles!

So lief er umher, abwechselnd beruhigt und wütend, hin- und hergezerrt zwischen den widersprechendsten Gedanken und Gefühlen. Es wurde dunkel auf den Boulevards, es wurde leer. Ein fader, beißender Geruch lag in der warmen Luft. Er erkannte das Tor des großen Friedhofes, auf dem er im Jahre vorher der Einweihung einer Büste Caoudals auf dem Grabe von Dejoie beigewohnt hatte. Die ganze Jugend von Paris hatte an diesem Tage dem Romancier des Quartier Latin, dem Dichter der „Cenderinette“ gehuldigt. Dejoie ... Caoudal ... Einen merkwürdigen Klang hatten diese Namen seit zwei Stunden für ihn. Wie kam er ihm jetzt verlogen und unsauber vor, der Roman von der Studentin und ihrem Leben mit einem Manne, – jetzt, wo er die traurigen Hintergründe kannte.

All diese Schatten, die schwärzer waren als die Nähe des Todes, erfüllten ihn mit Angst. Er kehrte um, ging an Arbeitern vorbei, deren blaue Blusen ihn streiften, schweigsam wie die Flügel der Nacht. Schmutzige Frauenzimmer standen vor der Tür von Spelunken, aus deren ungeputzten Fenstern das Licht strömte wie aus einer Laterne magica. Pärchen bummelten vorüber und küßten sich. Wie spät war es denn? Er fühlte sich zerschlagen wie ein Rekrut nach einem Manövertag. Von seinem ganzen tauben Schmerz, der ihm in die Beine gefahren war, blieb nichts übrig als das Gefühl der Zerschlagenheit. Oh, wenn er sich doch hinlegen und schlafen könnte! Morgen, beim Erwachen, würde er dann ganz kühl und beherrscht zu der Frau sagen: „Hör zu, ich weiß jetzt, wer du bist. Es ist nicht dein Fehler, aber auch nicht meiner. Wir können nicht mehr zusammen leben. Wir wollen uns trennen.“ Und um ihren Verfolgungen aus dem Wege zu gehen, würde er nach Hause fahren zur Mutter und zu den Schwestern, sich vom Rhônewind durchwehen lassen, vom freien und belebenden Mistral, und den Schmutz und die Angst seines bösen Traumes abschütteln. – –

Sie hatte sich, des Wartens müde, hingelegt und schlief tief, ein offenes Buch auf der Decke vor sich. Die Lampe hatte sie nicht gelöscht. Er stand am Bett und betrachtete sie neugierig wie eine ganz andere Frau, wie eine Fremde, die er plötzlich dort fand.

Ja, sie war schön. Schön die Arme, die Brust, die Schultern. Wie aus feinem Bernstein, fest und ohne Makel. Aber auf diesen geröteten Lidern, – vielleicht kam es von dem Roman, den sie gelesen hatte, von der Unruhe, vom Warten, – auf ihren in der Ruhe entspannten Zügen war nichts mehr von den wachen Zügen der Frau, die geliebt sein will. Da war nur Müdigkeit, da waren tausend Geständnisse. Ihr Alter, ihre Erlebnisse, ihre Ausschweifungen, ihre Launen, ihre wilden Ehen, dazu das Gefängnis, die Schläge, die Angst, alles das sah man, alles machte sich dort ganz breit. Dazu die blauen Schatten unter den Augen, Zeugen haltloser Vergnügungen und durchwachter Nächte, – die verächtliche Falte im

Winkel des Mundes, der verbraucht, ermüdet war wie der Rand eines Brunnens, aus dem das ganze Dorf trinkt. Ihre Haut war schlaff, fast ein wenig aufgedunsen schon, wie gelockert für die Runzeln des Alters.

Dieser verräterische Schlaf, das alles umgebende tödliche Schweigen hatten etwas Unheimliches. Ein nächtliches Schlachtfeld mit all seinen Schrecken, denen, die sich ganz offen zeigen, und denen, die man in den vagen Bewegungen der Schatten nur ahnt.

Und plötzlich kam über den armen Jungen ein großes, ersticken- des Bedürfnis: zu weinen.

Sie hatten beim offenen Fenster gegessen, beim langen Gezwitscher der Schwalben, die die Dämmerung begrüßten. Jean sprach nicht. Aber er würde sprechen und immer wieder die gleichen grausamen Fragen stellen, die ihn quälten und mit denen er Fanny quälte seit jener Begegnung mit Caoudal. Als Fanny seine gesenkten Augen sah, seine gespielte Gleichgültigkeit, die er immer zur Schau trug, wenn er neue Fragen stellte, kam sie ihm zuvor. „Höre, Jean, ich weiß, was du fragen willst. Erspare es uns doch, bitte. Man zermürbt sich, und es kommt nichts dabei heraus. Das alles ist doch tot, – alles! Ich liebe doch nur dich, und für mich gibt es nichts anderes mehr auf der Welt.“ „Wenn es tot wäre, wie du sagst, wenn diese ganze Vergangenheit ...“, er schaute ihr in die schönen, grauen Augen, deren Farbton wechselte und sich bei jedem Eindruck änderte, „... dann würdest du nicht Dinge aufbewahren, die dich daran erinnern. Ja, oben im Schrank...“

Ein Schatten zog über das Grau, machte es fast samtschwarz. „Du weißt also?“

Sie mußte sich davon trennen, von all den Liebesbriefen, von den Bildern, von diesem galanten und ruhmreichen Archiv, das sie durch so viele Niederlagen hindurchgerettet hatte! „Würdest du mir wenigstens hinterher glauben?“ Unter seinem ungläubigen, mißtrauischen Blick lief sie, um das Lackkästchen mit den ziselierten Schlössern zu holen, das zwischen den Stapeln ihrer zarten Wäsche lag und das Gaussin seit einigen Tagen so beunruhigt hatte.

„Verbrenne alles! Zerreiße es! Es gehört dir.“

Aber er hatte es gar nicht eilig damit, den kleinen Schlüssel umzudrehen. Er betrachtete die Kirschbäume mit den Früchten aus rosa Perlmutter, und die Storchenschwärme, die in den Deckel eingelegt waren. Erst dann ließ er ihn plötzlich aufspringen. Alle Formate, alle möglichen Handschriften, farbige Bögen mit vergoldeten Briefköpfen, alte Zettelchen, gelb geworden und im Bruch auseinanderfallend, mit Bleistift hingekritzelte Zeilen auf herausgerissenen Notizblättern, ein Haufen Visitenkarten. Alles im wirren Durcheinander, wie ein Schubfach, das häufig durchwühlt und durchsucht worden ist, und in dem jetzt er mit zitternden Händen herumstöberte.

„Gib sie mir, ich verbrenne sie vor deinen Augen.“

Sie sprach wie im Fieber, vor dem Kamin zusammengekauert, neben sich eine brennende Kerze.

„Gib her.“

Und er: „Nein, warte!“ Darauf leiser, als schäme er sich: „Ich möchte sie lesen.“

„Warum? Es wird dir nur immer wieder neu wehe tun.“

Sie dachte nur an seinen Schmerz und nicht an die Geschmacklosigkeit, ihm so die Geheimnisse der Leidenschaft auszuliefern, die nächtlichen Beichten all dieser Männer, die sie geliebt hatten. Sie näherte sich ihm, immer noch kniend, las mit ihm gemeinsam und beobachtete ihn dabei aus den Augenwinkeln.

Zehn Seiten mit der Unterschrift La Gourneries aus dem Jahre 1861, von einer lang fließenden, geschmeidigen Handschrift bedeckt. Der Dichter, den man zu einem offiziellen und poetischen Bericht über die Reise Napoleons III. und der Kaiserin Eugenie nach Algier geschickt hatte, gab seiner Geliebten die staunen erregende Beschreibung der Festlichkeiten.

Vor Jeans Augen erstand das überquellende und rumorende Algier, ein wahres Bagdad aus „1001 Nacht“, das ganze Afrika, das herbeigeeilt war, sich um die Stadt herum staute und an ihre Pforten schlug, als wolle es sie zerbrechen wie ein Wüstenwind. Karawanen von Negern und Kamelen mit Kautschuk beladen, Zelte

aus Tierfellen. Ein Geruch von menschlichem Moschus über diesem ganzen wirren Durcheinander, das an Ufern des Meeres lagerte, in der Nacht um die großen Feuer herumtanzte und sich jeden Morgen zerstreute vor der Ankunft der Häuptlinge aus dem Süden, die den heiligen drei Königen mit ihrem orientalischen Prunk glichen. Mißtönende Musik, Rosenholzflöten, kleine, rauhklingende Trommeln. Reiterei, um die dreifarbigte Standarte des Propheten herum. Dahinter Pferde, von Negern am Zügel geführt, mit seidenen Schabracken und silberbeschlagenem Zaumzeug, die bei jedem Schritt die Schellen und die Stickereien schüttelten: Geschenke für den Kaiser.

Die dichterische Kraft machte alles das lebendig und gegenwärtig. Die Worte glänzten auf dem Blatt wie ungefaßte Edelsteine, die ein Juwelier auf einem Stück Papier prüfend ausgebreitet hat. Wahrhaftig, sie konnte stolz darauf sein, die kniende Frau, der man solche Schätze zugeworfen hatte. Der Dichter mußte sie geliebt haben, denn trotz all des fremden Zaubers solcher Feste dachte er nur an sie, verging fast, weil sie nicht bei ihm war:

„Oh, heute nacht war ich bei Dir auf dem großen Diwan in der Rue de l'Arcade. Du warst nackt, Du warst wie eine Bacchantin, Du schriest vor Lust unter meinen Liebkosungen, – da erwachte ich plötzlich auf meiner Terrasse, in einen Teppich eingerollt, und über mir stand die sternklare Nacht. Von einem benachbarten Minarett stieg der Ruf des Muezzin zum Himmel, eher wie eine klare, wollüstige und durchsichtige Rakete denn wie ein Gebet, – und wieder hörte ich Dich, wie ich aus meinem Traum erwachte ...

„Welch böse Gewalt trieb ihn nur dazu, weiterzulesen trotz der entsetzlichen Eifersucht, die seine Lippen weiß werden ließ und seine Hände zusammenkrallte. Vorsichtig, schmeichelnd versuchte Fanny ihm den Brief aus der Hand zu nehmen, aber er las bis zum Ende – und danach einen anderen und dann noch einen und ließ sie nacheinander mit verächtlicher Gleichgültigkeit fallen, ohne die Flamme zu beachten, die sich im Kamin in die lyrischen und leidenschaftlichen Ergüsse des großen Poeten heißhungrig hinein-

fraß. Manchmal trat diese maßlose Liebe bei der afrikanischen Hitze über die Ufer, dann wurde der lyrische Ton des Liebhabers von irgendeiner gemeinen, platten Unflätigkeit befleckt. Die mondänen Leserinnen „des Buches der Liebe“ hätten dabei sicher überrascht und peinlich berührt den Kopf geschüttelt, denn der Gedichtband war ja durch seine überfeinerte Geistigkeit berühmt geworden.

Oh, du elendes Herz! An solche Absätze vor allem klammerte sich Jean, auf diesen Schmutzflecken verweilte er länger. Er war sich darüber im klaren, daß ihm jedesmal ein angeekeltes Schaudern übers Gesicht lief. Ja, er hatte sogar den Mut, über ein Postskriptum zu lachen, das dem prächtigen Bericht über ein Fest folgte:

„Ich lese meinen Brief eben noch einmal durch. Es stehen wirklich ein paar Dinge darin, die gar nicht schlecht sind. Hebe ihn mir doch auf, vielleicht läßt sich etwas daraus verwenden.“

„Wahrhaftig, er läßt nichts umkommen!“ sagte er. Dann, nahm er einen späteren Brief in derselben Handschrift auf. Im sachlich verletzenden Ton eines Geschäftsmannes verlangte La Gournerie darin eine Sammlung arabischer Volkslieder und ein Paar Pantoffeln aus Reisstroh zurück. Das war das Ende ihrer Liebe. Ja, ja! Der hatte Schluß zu machen gewußt! Der war stark gewesen!

Ohne innezuhalten, watete Jean noch immer weiter durch diesen Sumpf, aus dem ein heißer und ungesunder Hauch emporstieg. Als die Nacht kam, hatte er die Kerze auf den Tisch gestellt und überflog kurze Briefchen, fast unleserlich und von zu schwerfälligen Fingern wie mit dem Pinsel geschrieben. Die harte Hand hatte alle Augenblicke in einem Anfall von Begierde oder Zorn das Papier durchlöchert und zerrissen. Das war die erste Zeit von Fannys Liebschaft mit Caoudal, – Rendezvous, Abendessen, Landpartien, – dann Streit, zerknirschte Versöhnung, Schreie, unanständige und gemeine Flüche, plötzlich unterbrochen von lustigen Einfällen und Wortspielen, tränenerstickte Vorhaltungen, die ganze, unvermittelt nackte Schwachheit des großen Künstlers vor dem Bruch und vor dem Verlassensein. Das Feuer fraß auch das, züngelte mit großen,

roten Stichflammen, in denen das Fleisch, das Blut, die Tränen des Genies rauchten und verkohlten. Aber was machte es Fanny aus? Sie hatte ihre Blicke nur auf den jungen Liebhaber gerichtet, dessen heißes Fieber sie durch die Kleider hindurch verbrannte.

Er hatte gerade ein Porträt in Federzeichnung gefunden. Es trug die Signatur „Gavarni“ und die Widmung: „Meiner geliebten Fanny Legrand in einem Gasthaus von Dampierre, an einem Tag, an dem es regnete.“ Ein intelligenter, leidender Kopf mit tiefliegenden Augen, bitter und zerrissen.

„Wer ist das?“

„Andre Dejoie. Ich hing daran wegen der Unterschrift.“

Er hatte nur ein „Behalte es, du kannst tun, was du willst“ für sie, aber es klang so gepreßt und unglücklich, daß sie die Zeichnung nahm und sie zerrissen ins Feuer warf, während er sich über die Briefe des Romandichters stürzte. Es war eine mitleiderregende Folge von Schmerzensschreien aus Winterkurorten, aus Heilbädern, in denen der todkranke Dichter an seiner physischen und moralischen Niedergeschlagenheit verzweifelte, sich das Gehirn zermartete, um fern von Paris einen Einfall zu haben. Zwischen die Bestellungen von Medizin und Rezepten mischten sich unruhige Zweifel um Geld oder um den Beruf, Korrektur-Abzüge. Aber aus allem klang immer wieder derselbe Schrei, der Schrei der Bewunderung und des Verlangens nach dem schönen Leib der Sappho, den die Ärzte ihm verboten.

Wütend und ahnungslos murmelte Jean: „Aber was hatten sie denn alle, daß sie so wahnsinnig hinter dir her waren?“

Mehr Bedeutung hatten für ihn diese verzweifelten Briefe nicht. Es ging ihm kaum auf, daß sie das Bekenntnis einer großen Verlassenheit waren, die erschütternden Notschreie eines glorreichen Lebens, welches die jungen Leute mit Neid betrachten und von dem romantische Frauen träumen. Ja, was hatten sie nur alle, – und was für Zaubersäfte hatte sie ihnen zu trinken gegeben? Er litt unter der grausamen Folter eines Mannes, der am Würgepfahl steht und dessen geliebte Frau man vor seinen Augen schändet.

Und doch konnte er sich nicht entschließen mit einem einzigen Griff und geschlossenen Augen das Kästchen bis auf den Grund zu entleeren.

Jetzt war die Reihe an dem Kupferstecher. Er war arm und unbekannt. Erst die Gerichtsberichte hatten ihn zu einer traurigen Berühmtheit verholfen. Aber er verdankte seinen Platz in dem Reliquenschrein der großen Liebe, die Fanny für ihn empfunden hatte. Schmerzvoll waren diese Briefe aus dem Zuchthaus, überdies unbeholfen und sentimental wie die eines Rekruten an sein Liebchen. Und doch fühlte man durch die billigen Übertreibungen hindurch einen Klang von ehrlicher Leidenschaft, eine Achtung vor der Frau, eine Selbstverleugnung, die ihn über die anderen emporhob, diesen Sträfling! Echte Töne klangen da, als er Fanny um Verzeihung bat wegen des Verbrechens, sie zu sehr geliebt zu haben, oder als er aus dem Gefangenensaal des Justizpalastes sofort nach seiner Verurteilung schrieb, wie sehr er sich freue, daß sie freigesprochen und entlassen worden sei. Er klagte nicht, er dankte nur, daß er bei ihr und durch sie zwei Jahre eines so umfassenden tiefen Glücks erleben konnte. Die Erinnerung daran werde genügen, sein Leben zu erfüllen, den Schrecken seines Schicksals zu mildern. Er schloß mit der Bitte um einen Liebesdienst:

„Du weißt, daß ich auf dem Lande ein Kind habe, dessen Mutter seit langem tot ist. Es lebt bei einer alten Verwandten an einem so verlorenen Fleckchen Erde, daß man dort nie etwas von meiner Verurteilung erfahren wird. Das Geld, das ich noch besitze, habe ich dorthin geschickt mit dem Bemerkten, ich ginge auf eine Auslandsreise. Ich rechne auf Dich, meine gute Nini, daß Du Dich von Zeit zu Zeit nach dem armen Würmchen erkundigst und mir schreibst, wie es ihm geht.“

Fanny hatte ihm diesen Wunsch erfüllt, das ging aus einem Dankesbrief hervor. Ein anderer Brief stammte aus der letzten Zeit. Er war kaum sechs Monate alt: „Oh, wie gut von Dir, daß Du gekommen bist. Wie schön warst Du, was für ein Duft umgab Dich! Ich mußte mich meiner Sträflingstracht so entsetzlich schämen!“

Jean unterbrach die Lektüre: „Du bist also immer noch zu ihm gegangen?“

„Nur hin und wieder aus Mitleid.“

„Sogar, seit wir zusammen leben?“

„Ja, einmal. Ein einziges Mal im Sprechzimmer. – Nur dort bekommt man sie ja zu sehen.“

„Du bist, weiß Gott, ein gutes Mädchen!“

Der Gedanke daran, daß sie trotz ihrer Liebschaft mit ihm noch zu diesem Falschmünzer ging, verbitterte Jean mehr als alles Bisherige. Er war nur zu stolz, um es zuzugeben. Ein Paketchen Briefe aber, das letzte, mit einem schmalen blauen Seidenband zusammengebunden, – feine, kleine, stark schrägliegende Buchstaben, eine Frauenhandschrift, entfesselte seinen ganzen Zorn.

„Nein, nein, das sollst du nicht lesen ...“

„Ich wechsele nach dem Wagenrennen meine Tunica ... Komm in meine Loge ...“

Sie sprang auf ihn zu, riß ihm das Bündel aus der Hand und warf es ins Feuer. Er begriff nicht. Auch noch nicht, als er sah, wie der rote Widerschein der Flamme und der Scham über ihr Geständnis die Kniende einhüllte.

„Ich war so jung ... Caoudal hatte die Schuld ... Dieser große Narr, – ich tat alles, was er wollte.“

Da erst erfaßte er den Sinn und wurde totenbleich.

Ach ja, „Sapho, – alle Töne der Lyra ...“ Er stieß sie mit dem Fuß weg wie ein ekelregendes Tier. „Laß mich! Rühr mich nicht an, mich ekelt vor dir!“

Sein Schrei verlor sich in einem furchtbaren, ganz nahen und langen Donnerrollen, und im gleichen Augenblick erhellte ein scharfer Blitz das Zimmer. „Feuer!“ Sie sprang verstört auf, ergriff mechanisch die Wasserkaraffe, die auf dem Tisch stehen geblieben war, und entleerte sie über die brennenden Papiere, deren Flammen den Kaminruß vom letzten Winter entzündet hatten.

Dann griff sie zum Wassereimer, zu den Waschküben, und als sie sah, daß sie damit nichts ausrichtete, weil die Flammen bis mitten

ins Zimmer züngelten, lief sie auf den Balkon und rief: „Feuer, Feuer!“

Die Hettémas von neben an kamen als erste, danach der Portier, dann Polizisten. Schreiendes Durcheinander: „Den Kaminschieber herunter! Aufs Dach muß man steigen. Wasser! Wasser! Nein, – eine Decke!“

Entsetzt betrachteten sie ihre verwüstete und schmutzige Wohnung. Dann, als die Unruhe vorüber und das Feuer gelöscht war, als unten die schwarze Menschenmenge unter den Gaskandelabern der Straße sich zerstreut hatte, als die Nachbarn beruhigt in ihre Wohnungen zurückgekehrt waren, standen die beiden inmitten von Wasserpfüthen, von Ruß und Schmutz, zwischen umgestürzten und angekohlten Möbeln und fühlten sich mutlos und wie ausgehöhlt. Sie hatten nicht die Kraft, den Streit wieder aufzunehmen oder das Zimmer um sich herum in Ordnung zu bringen. Etwas Unheilvolles und Gemeines war in ihr Leben getreten; und an diesem Abend vergaßen sie ihren alten Widerwillen vor dem Hotel und übernachteten dort. – –

Fannys Opfer sollte ohne Sinn bleiben. Ganze Sätze aus den verbrannten Briefen verfolgten Jean auf Schritt und Tritt. Er wußte sie auswendig, sie stiegen ihm als Blutwellen ins Gesicht wie Absätze aus schlechten Büchern, die man im Gedächtnis behält. Die ehemaligen Liebhaber Fannys waren fast ausschließlich berühmte Männer. Die Gestorbenen waren nicht tot und von den Lebenden sah man überall die Bilder und die Namen. Wenn man in Jeans Gegenwart von ihnen sprach, hatte er jedesmal ein peinliches Gefühl; als seien es Verwandte, mit denen er sich schmerzlich entzweit hatte.

Das Übel machte ihn auf peinigende Art klarsichtig. Bald war es so weit, daß er bei Fanny die Spuren früherer Einflüsse wiederfand. Er entdeckte Redensarten, Gedanken, Gewohnheiten, die sie beibehalten hatte. Die Art, den Daumen vorzustrecken, als wolle sie einen Gegenstand modellieren und dazu die Worte: „Man sieht das ja ganz deutlich“ gehörten zu dem Bildhauer. Bei Dejoie hatte

sie es sich angewöhnt, mit Worten zu jonglieren. Von ihm kannte sie die Volkslieder, von denen er eine Sammlung veröffentlicht hatte, die in ganz Frankreich berühmt geworden war. Von La Gournerie hatte sie den hochmütigen und abschätzigen Tonfall und die Strenge seines Urteils über die moderne Literatur. Alles das hatte sie in sich assimiliert, das Widersprechendste hatte sich übereinandergelagert wie in geologischen Schichten, die das Alter und die Umwälzungen auf der Erde erkennbar machen. Wer weiß, vielleicht war sie auch gar nicht so intelligent, wie er zuerst geglaubt hatte. Aber was hatte das alles mit Intelligenz zu tun? Wäre sie über die Maßen dumm gewesen, dazu gewöhnlich und noch zehn Jahre älter, sie hätte ihn doch gefesselt durch die Kraft ihrer Vergangenheit, durch die niederträchtige Eifersucht, die an ihm fraß. Er würgte sie nicht mehr schweigend in sich hinein. Bei jeder Gelegenheit erging er sich in gehässigsten Ausfällen gegen einen seiner „Vorgänger“. Die Romane von Dejoie waren nicht mehr zu verkaufen, die ganzen Auflagen wurden auf dem Bücherkarren für 25 Centimes verramscht! Und dieser alte Esel von Caoudal, der sich in seinem Alter noch auf die Liebe verlegte! „Du weißt, er hat keine Zähne mehr, ich habe ihm beim Mittagessen in Ville d’Avray zugeschaut. Er muffelt wie ein Ziegenbock ganz vorn im Munde. Mit seinem Talent ist es auch vorbei. Ein schönes Fiasko war seine Bacchantin in der letzten Ausstellung. Das saß nicht.“ Den Ausdruck hatte er von ihr: „Das sitzt nicht.“ Und sie hatte ihn von dem Bildhauer. Wenn er so einen seiner Rivalen aus der Vergangenheit zerriß, fiel Fanny mit ein, um ihm einen Gefallen zu tun. Man hätte sie hören müssen, diesen großen jungen, der nichts von der Kunst verstand, nichts vom Leben, von gar nichts, – und dieses oberflächliche Mädchel, an dem ein bißchen von dem Geist der berühmten Künstler hängen geblieben war, mit welcher Überheblichkeit sie urteilten und verdamnten. Aber Gaussins Erzfeind, – das war der Kupferstecher Flamant. Von dem wußte er nur, daß er sehr gut aussah, daß er blond war wie er selber, daß er „mein Freund“ gehießen hatte und daß man

ihn heimlich besuchen ging. Wenn er ihn angriff wie die anderen und ihn den „sentimentalen Zuchthäusler“ oder den „entzückenden Galgenvogel“ nannte, wandte sich Fanny wortlos ab. Sehr bald war er so weit, daß er Fanny beschuldigte, sie habe immer noch eine Schwäche für diesen Banditen, und sie mußte das zart, aber mit einer gewissen Festigkeit von der Hand weisen: „Du weißt ganz gut, daß ich ihn nicht mehr liebe, denn ich liebe ja dich, Jean. Ich gehe nicht mehr hin, ich antworte nicht mehr auf seine Briefe. Aber das wirst du nie erreichen, daß ich *schlecht* von einem Menschen rede, der mich bis zum Irrsinn, bis zum Verbrechen angebetet hat.“

Dieser offenen und ehrlichen Art, die das Beste an ihr war, widersprach Jean nicht. Aber er litt unter einem eifersüchtigen Haß, der durch die Unruhe noch verschärft wurde. Manchmal, mitten am Tage, ging er unvermittelt in die Rue d’Amsterdam, um festzustellen, ob sie vielleicht zu Flamant auf Besuch gegangen sei.

Er traf sie aber immer an, in ihre Häuslichkeit eingesponnen wie eine Orientalin, oder am Klavier, wie sie ihrer dicken Nachbarin Madame Hettéma, eine Gesangstunde gab.

Man hatte sich seit dem Abend des Brandes mit diesen guten Leuten angefreundet, die freundlich und vollblütig waren und die in einem fortwährenden Luftzug lebten, bei offenen Türen und Fenstern. Der Mann, Zeichner im Artillerie-Museum, brachte sich zu arbeiten mit nach Hause und jeden Abend in der Woche, sonntags den ganzen Tag, sah man ihn über seinen großen Zeichentisch gebeugt, schwitzend, schnaufend, in Hemd und Hose, wie er die Ärmel schüttelte, um einen Luftzug zu veranstalten. Neben ihm seine dicke Frau im Morgenrock. Auch sie fächelte sich Luft zu, obwohl sie niemals etwas tat. Und um sich das Blut zu erfrischen, stimmten sie von Zeit zu Zeit eines ihrer Lieblingsduette an.

Die beiden Paare kamen sich bald näher. Am Morgen gegen zehn Uhr rief die laute Stimme Hettémas vor der Tür: „Fertig, Gaussin?“ und da sie zu ihren Dienststellen den gleichen Weg hatten, gingen sie gemeinsam hin. Der Zeichner, ein schwerer, ziemlich

gewöhnlicher Mann aus ganz einfacher Familie, sprach wenig und wenn er es tat, klang es, als habe er ebensoviel Haar im Mund wie drum herum. Aber man fühlte, daß er ein braver Mann war, und Jean hatte in seiner moralischen Entwurzelung diesen Kontakt nötig. Auch um der Geliebten willen förderte er diese Bekanntschaft. Sie lebte ja in einer Einsamkeit, die mit Erinnerungen und mit Bedauern ausgefüllt war, und die vielleicht viel gefährlicher waren, als die Bindungen auf die sie freiwillig verzichtet hatte. Sie hatte in Madame Hettéma, die unaufhörlich um ihren Mann beschäftigt war, um die wohlschmeckende Überraschung, die sie ihm zum Essen kochen würde, und um das neue Liebeslied, das sie ihm zum Nachtschiff vorsingen würde, eine ehrenwerte und unkomplizierte Gesellschafterin.

Als sich indessen die Freundschaft zu gegenseitigen Einladungen verdichtete, kamen ihm Skrupel. Die Leute mußten sie für verheiratet halten. Seinem Gewissen widerstrebte es zu lügen, und er beauftragte Fanny, die Nachbarin ins Bild zu setzen, damit es keine Mißverständnisse gäbe. Das reizte sie furchtbar zum Lachen: „Armes Kindchen!“ Nur er kam auf solche Naivitäten. „Sie haben keine Minute geglaubt, daß wir verheiratet wären, und zerbrechen sich auch nicht ein bißchen den Kopf darüber. Wenn du wüßtest, wo er sich seine Frau geholt hat! Alles was ich getan habe, – das reinste Kloster ist das im Vergleich dazu. Er hat sie nur geheiratet, um sie ganz allein für sich zu haben, und du siehst, daß das Vergangene ihn kaum kümmert.“

Er konnte es nicht begreifen. Eine ehemalige ..., dieses gute Hausmütterchen mit den hellen Augen, mit den kleinen, kindlichen Lachrunzeln auf der zarten Haut, mit der schleppenden, provinziellen Ausdrucksweise, für die die Lieder niemals sentimental und die Worte nie gewählt genug sein konnten. Und daneben er, der Mann. So ruhig, so sicher in seinem verliebten Wohlbehagen. Jean betrachtete ihn, wie er neben ihm herging, die Pfeife zwischen den Zähnen, wie er kleine, glückselige Schnaufer ausstieß, während er selber fortwährend grübelte und sich in ohnmächtiger

Wut verzehrte.

„Das geht vorüber, mein Freund“, sagte Fanny zärtlich in den Stunden, in denen man sich alles sagt. Und sie beruhigte ihn, hingebend und bezaubernd wie am ersten Tage; aber sie hatte etwas abgeworfen, das Jean nicht zu ergründen vermochte.

Es war die freiere Art, sich zu geben, die Wahl ihrer Worte, das Bewußtsein ihrer Macht, bizarre Beichten ihres vergangenen Lebens, um die er sie nie gebeten hatte, über ihre früheren Hemmungslosigkeiten, über ihre neugierigen Ausschweifungen. Sie verzichtete jetzt nicht mehr auf das Rauchen, immer hatte sie eine Zigarette zwischen den Fingern, auf alle Möbel legte sie sie. In ihren Gesprächen gab sie über die Gemeinheit der Männer und die Niedertracht der Frauen die frivolsten Ansichten zum Besten. Auch ihre Augen wurden anders; der Ausdruck wandelte sich, sie wurden schwer, wie ein tiefes, ruhiges Wasser, über das dann und wann der Blitz eines ungebundenen Lachens hinzieht. Ihre Liebkosungen änderten sich. Zuerst war sie zurückhaltend gewesen. Sie hatte auf die Jugend ihres Geliebten und seine Illusionen Rücksicht genommen. Jetzt legte sie sich keinen Zwang mehr auf. Sie hatte gesehen, welche Wirkung die plötzliche Entdeckung ihrer ausschweifenden Vergangenheit auf diesen Jungen gehabt hatte. Sie hatte bemerkt, daß das Sumpffieber ihm ins Blut gegangen war. All die perversen Zärtlichkeiten, die sie solange vermieden, all diese Schreie der Wollust, die sie sonst mit zusammengebissenen Zähnen zurückgehalten hatte, – jetzt ließ sie ihnen freien Lauf. Sie gab sich ihm hin, sie lieferte sich ihm ganz aus, wissende und verliebte Kurtisane, umgeben von dem entsetzlichen Glorionschein einer Sapho.

Scham, Scheu, – wozu denn noch? Die Männer sind alle gleich, ganz im Banne des Lasters und der Verderbtheit. Dieser Junge war wie alle anderen. Die Männer mit dem zu locken, was sie gern haben, ist immer noch das beste Mittel, um sie zu halten. Und alles, was sie wußte, all diese Verderbtheiten der Lust, die man sie gelehrt hatte, jetzt lernte auch Jean sie, um sie dann anderen weiter-

zugeben. So beginnt das Gift seinen Weg, verbreitet sich, verbrennt Körper und Seele, ähnlich jenen Fackeln des römischen Dichters, die von Hand zu Hand durch das Stadion wanderten.

In ihrem Schlafzimmer hing neben einem schönen Porträt Fannys von James Tissot, einem Überbleibsel ehemaligen Glanzes, eine südfranzösische Landschaft in Schwarz-Weiß, das kunstlose Werk eines Dorf-Photographen, unter blendender Sonne aufgenommen.

Eine felsige Terrasse mit Weinstöcken zwischen Steinwällen. Oben, hinter Reihen von Zypressen, die als Schutz gegen den Nordwind dienten und sich an einen kleinen Wald von Myrten und Pinien anlehnten, ein großes weißes Haus, halb Bauernhof, halb Schloß. Eine breite Freitreppe, Türen mit Wappen darüber. Daran schlossen sich die rötlichen Mauern des provenzalischen Gehöftes, die Sitzstangen für die Pfauen, die Schafkrippen, die offenen Scheunentüren, hinter denen die Pflüge und die Eggen blinkten. Die Ruine einer alten Burg, ein riesiger Turm ragten beherrschend dahinter auf, wie ausgeschnitten, gegen einen wolkenlosen Himmel. Außerdem ein paar Dächer und der romanische Kirchturm von Chateauneuf-des-Papes, wo die Gaussin d'Armandy seit undenklichen Zeiten wohnten.

Castelet, die Weinberge und das Gut, reich durch ihr berühmtes Gewächs, gingen ungeteilt vom Vater auf den Sohn über. Aber immer bekam sie der jüngere Sohn, weil es Familientradition war, daß der älteste in den Konsular-Dienst trat. Unglücklicherweise durchkreuzt die Natur oftmals solche Pläne, und wenn es je einen Mann gegeben hat, der unfähig war, ein solches Gut zu verwalten, – überhaupt etwas zu verwalten, – so war es Césaire Gaussin, auf dem seit seinem vierundzwanzigsten Lebensjahr diese schwere Verantwortung lastete.

Er war ein Kneipengänger und Umhertreiber, ein Hans Dampf in allen Gassen, dieser Césaire, dem seit seiner Jugend der wenig schmeichelhafte Beiname „der Taugenichts“ anhing, oder, wenn man lieber wollte: „Der Faulpelz“, der „Bruder Liederlich“.

Er war völlig aus der Art geschlagen, wie das hin und wieder in den sittenstrengsten Familien vorkommt, für die ein solches Mitglied eine Art Sicherheitsventil ist.

Nach einigen Jahren schlimmster Gleichgültigkeit, sinnloser Verschwendung, verderblichster Ausschweifungen in den Kreisen von Avignon und Orange mußte das Gut mit Hypotheken belastet werden, waren die Keller leer, war man gezwungen, die Ernten auf dem Halm zu verkaufen. Dann war es eines Tages so weit, daß das Gericht Hand auf den Besitz legen wollte. Da fälschte der „Taugenichts“ die Unterschrift seines Bruders auf drei Wechseln, die er auf das Konsulat von Shanghai zog. Er war überzeugt, daß er das Geld vor dem Fälligkeitstermin flüssig machen könnte. Natürlich war das eine Täuschung. Die Wechsel wurden dem älteren Bruder ordnungsgemäß vorgelegt, und zugleich kam ein verzweifelter Brief, der den Zusammenbruch und die Fälschung eingestand. Der Konsul reiste Hals über Kopf nach Chateauneuf, steckte seine Ersparnisse und die Mitgift seiner Frau in das Gut und rettete so die unhaltbare Lage. Da er die Unfähigkeit seines jüngeren Bruders einsah, verzichtete er auf die Karriere, die sich vielversprechend für ihn angelassen hatte, und wurde ganz einfach Weinbauer.

Er war ein echter Gaussin, traditionsgebunden bis zur Hartnäckigkeit, heftig und zugleich ruhig, ganz nach Art erloschener Vulkane, unter denen es noch immer grollt und die eines Tages wieder auszubrechen drohen. Außerdem arbeitsam und mit viel Verständnis für den Weinbau. Ihm war es zu verdanken, daß Castelet zu blühen begann und daß es sich durch Zukauf von Ländereien bis ans Rhône-Ufer vergrößerte. Und da das menschliche Glück immer in Strähnen auftritt, zog bald darauf auch der kleine Jean unter den Myrten des Hofes ein. Indessen irrte der „Taugenichts“ durch das Haus, niedergedrückt von seiner Schuld. Er wagte kaum, die

Augen zu seinem Bruder zu erheben, dessen mißbilligendes Schweigen ihn völlig aus der Fassung brachte. Erst auf den Feldern, auf der Jagd, beim Fischen atmete er auf. Er betäubte seine Gewissensbisse durch nutzlose Tätigkeiten, sammelte Weinberg-Schnecken, schnitt sich wundervolle Spazierstöcke aus Myrten- oder Rosenholz und aß allein zu Mittag, indem er draußen in der Heide seinen Fang über einem Feuer von Olivenzweigen am Spieß briet. Am Abend kehrte er zum Essen an den brüderlichen Tisch zurück. Aber er sagte kein Wort trotz des nachsichtigen Lächelns seiner Schwägerin, die mit dem armen Kerl Mitleid hatte und ihn mit Taschengeld versorgte. Das allerdings mußte sie hinter dem Rücken ihres Mannes tun: der wollte ihn kurz halten, weniger wegen der vergangenen Dummheiten als wegen etwaiger zukünftiger. Und tatsächlich: kaum waren die Folgen der großen Verfehlung beseitigt, da wurde der Familienstolz des älteren Gaussin von neuem auf die Probe gestellt. Dreimal in der Woche kam nämlich eine hübsche Fischerstochter zum Nähen nach Castelet. Sie war im Weidengebüsch am Ufer der Rhône geboren und hieß Divonne Abrieu, eine richtige Wasserpflanze mit langem und biegsamen Schaft. Unter der dreiteiligen, spanischen Haube, die den kleinen Kopf einrahmte und deren über die Schulter geworfene Zipfel den leichtgebräunten Halsansatz mit den zarten Firnen ihrer Brust und ihrer Schultern sehen ließ, erinnerte sie an eine Donna der alten, verliebten Hofhaltungen, die einstmals über die ganze Umgebung von Chateauneuf verstreut lagen und in den alten Herrensitzen ihr Wesen trieben, deren Ruinen von allen Hügelkämmen ragten.

Diese historische Erinnerung hatte nichts mit der Liebe Césaires zu tun, denn er war eine einfältige Seele und dachte weder an Ideale noch ans Bücherlesen. Da er aber klein war, liebte er große Frauen und stand seit dem ersten Tag in Flammen. Er verstand sich recht gut auf dörfliche Abenteuer: ein Contre-Tanz beim sonntäglichen Ball, ein Stück Jagdwild als Geschenk, dann die erste Begegnung auf freiem Felde, der schnelle Angriff aus der Flanke, auf dem Lavendelkraut oder auf der Streu. Aber es ergab sich,

daß Divonne nicht tanzte, daß sie das Wild für die Küche zurückbrachte, und daß sie biegsam und kräftig war wie einer der Pappelbäume am Ufer. Der Verführer bekam einen Stoß, daß er zehn Schritt weit rollte. Danach hielt sie ihn mit der Spitze ihrer Schere, die sie immer an einer stählernen Kette am Gürtel hängen hatte, in sicherer Entfernung. So wurde er toll vor Liebe, ja, es kam sogar so weit, daß er davon redete, er wolle sie heiraten, und vertraute sich seiner Schwägerin an.

Diese kannte Divonne Abrieu seit ihrer Kindheit und wußte, daß sie ein feines und anständiges Mädchel war. Im Grunde ihres Herzens fand sie, daß diese Mésalliance vielleicht die Rettung des „Taugenichts“ werden könne. Aber der Stolz des Konsuls bäumte sich auf bei dem Gedanken, daß ein Gaussin d'Armandy ein Bauernmädchel heiratete: „Wenn Césaire das macht, will ich nichts mehr mit ihm zu tun haben!“ Und er hielt Wort.

Nach seiner Heirat verließ Césaire Castelet und lebte am Rhône-Ufer bei den Schwiegereltern von einer kleiner Rente, die ihm sein Bruder ausgesetzt hatte und die ihm seine nachsichtige Schwägerin jeden Monat hinunterbrachte. Der kleine Jean begleitete seine Mutter bei diesen Besuchen. Er war begeistert von der Hütte der Abrieus, einer Art verräucherten Rundbaus, der vom Tramontan und vom Mistral geschüttelt und gerüttelt wurde. Ein einziger Stützpfiler, der in der Mitte stand wie ein Mast, hielt sie aufrecht. Die offene Tür rahmte die kleine Mole ein, auf der die Netze trockneten. Das lebendige, perlmutterfarbene Silber der Flußmuscheln leuchtete und funkelte darauf, und zwei oder drei schwerfällige Boote schaukelten und knirschten daneben an ihren Tauen. Dazu der breite, fröhliche Strom, mächtig, hell, den der Wind leicht gegen die Inseln schlug, die als blaßgrüne Tupfen daraufstanden. Schon als ganz kleiner Junge erwarb Jean hier seine Liebe zu fernen Zielen und zum Meer, das er noch gar nicht gesehen hatte.

Diese Verbannung Onkel Césaires dauerte zwei oder drei Jahre, und vielleicht wäre sie nie zu Ende gegangen, wäre nicht ein Fa-

milien-Ereignis eingetreten: die Geburt des Zwillingspaars Marthe und Marie. Die Mutter wurde infolge dieser doppelten Niederkunft krank, und Césaire und seine Frau bekamen die Erlaubnis, sie zu besuchen. Darauf erfolgte die Versöhnung der beiden Brüder, ohne daß vorher die Absicht bestanden hätte, ganz instinktiv, einfach durch die Macht des Blutes. Das junge Paar zog wieder nach Castelet, und da eine unheilbare Anämie, die sich bald darauf durch schwere Gicht verschlimmerte, die arme Mutter hilflos machte, fand Divonne plötzlich die Last des Haushaltes auf ihren Schultern. Sie mußte die beiden Säuglinge unter ihre Obhut nehmen und das zahlreiche Personal anleiten, Jean zweimal die Woche im Gymnasium in Avignon besuchen, und darüber hinaus beanspruchte die Sorge für die Kranke sie zu jeder Stunde des Tages. Divonne war eine Frau mit viel Ordnungssinn und wacher Intelligenz. Sie ergänzte die ihr fehlende Bildung durch Aufgeschlossenheit, bäuerliche Besonnenheit und durch die Brocken, die bei ihrem Mann, der jetzt zahm und ordentlich geworden war, noch vorhanden waren. Der Konsul überließ ihr wie selbstverständlich die Führung des ganzen Hauses. Und die war sehr schwierig geworden, denn die Lasten wuchsen und die Einkünfte minderten sich von Jahr zu Jahr, da die Weinberge von der Reblaus befallen waren. Das flache Land war schon überall angesteckt, noch war aber das Weingut selbst frei davon, und der Konsul hatte es sich zur Aufgabe gemacht, es durch seine Forschungen und Erfahrungen zu retten.

Divonne Abrieu, die ihrer bäuerlichen Haube und ihrer stählernen Schere treu blieb und bescheiden und dennoch aufrecht ihren Platz als Verwalterin und Gesellschafterin ausfüllte, bewahrte das Haus in diesen Krisenjahren vor dem Mangel. Immer wurde die Kranke mit der gleichen kostspieligen Sorge umgeben, die beiden Mädchel in der Nähe ihrer Mutter zu jungen Damen erzogen, Jeans Pension regelmäßig bezahlt, zuerst auf dem Gymnasium, dann in Aix-en-Provence, wo er Jura studierte, und schließlich in Paris, wo er sein Studium abschloß.

Durch welche Wunder an Ordnung und Achtsamkeit sie das erreichte, wußte niemand als sie selber. Aber jedesmal wenn Jean an Castelet dachte, jedesmal wenn er die Augen zu der im Licht verblaßten Photographie erhob, war das erste Gesicht, das ihm vor Augen stand, der erste Name, den er aussprach, der Divonnes, dieser großherzigen Bäuerin, die einen Adelssitz unmerklich lenkte und ihn durch ihre Energie aufrecht erhielt. Seit einigen Tagen indessen, seit er wußte, wer seine Geliebte war, vermied er es, den verehrten Namen in ihrer Gegenwart auszusprechen, wie den seiner Mutter und überhaupt einen aus seiner Familie. Selbst die Photographie zu betrachten war ihm peinlich. Sie hing an einem falschen Platz, verloren an dieser Wand über dem Bette der Sapho.

Als er eines Abends zum Essen nach Hause kam, war er überrascht, drei Gedecke statt zweier zu finden. Und noch mehr darüber, daß Fanny mit einem kleinen Mann Karten spielte, den er zu Anfang gar nicht erkannte, der ihn aber beim Umwenden die hellen Augen eines närrischen Ziegenbockes sehen ließ, eine überlebensgroße Nase in einem gebräunten und pausbäckigen Gesicht, den kahlen Schädel und den Knebelbart Onkel Césaires. Auf den erstaunten Ausruf seines Neffen antwortete er, ohne die Karten hinzulegen: „Du siehst, ich langweile mich gar nicht. Ich spiele eine Partie Bezigue mit meiner Nichte.“

Seine Nichte!

Und das zu Jean, der seine Liebschaft aller Welt so sorgfältig verbarg! Diese Vertraulichkeit gefiel ihm gar nicht und auch nicht das, was Césaire ihm mit leiser Stimme anvertraute, während Fanny sich um das Essen bemühte: „Mein Kompliment, Junge! Augen hat sie und Arme! Ein großartiges Wesen.“

Das wurde noch schlimmer, als bei Tisch der „Taugenichts“ sich ohne Zurückhaltung über die Angelegenheiten von Castelet ausließ und über das, was ihn nach Paris führte.

Der Vorwand zu der Reise war eine Geldangelegenheit. Achttausend Franken, die er früher einmal seinem Freunde Courbebaissé geliehen hatte und auf die er kaum mehr gerechnet hatte. Da hatte

ein Brief des Notars ihm vom Tode Courbebaissés Mitteilung gemacht und, – Donnerwetter noch einmal! – daß die achttausend Franken zu seiner Verfügung stünden. Aber der wahre Grund der Reise, – denn das Geld hätte man ja schicken können, – „der wahre Grund ist der Gesundheitszustand deiner Mutter, mein armer Junge. Seit einiger Zeit ist sie sehr schwach, und manchmal will es mit dem Verstand nicht mehr so richtig. Sie vergißt alles, sogar den Namen der beiden Mädels. Neulich Abend ging dein Vater aus ihrem Zimmer, und da fragte sie Divonne, wer dieser nette Herr sei, der so oft zu ihr auf Besuch käme. Niemand hat das bisher bemerkt außer deiner Tante, und sie hat es mir gesagt, damit ich einmal herfahre und Bouchereau zu Rate ziehe, weil er sie früher einmal behandelt hat.“

„Haben Sie schon mehr Fälle von Irrsinn in der Familie gehabt?“ fragte Fanny mit gelehrtem und ernstem Blick. – frei nach La Gournerie.

„Niemals“, sagte der „Taugenichts“ und fügte mit einem vielsagenden Lächeln, das sein Gesicht bis zu den Schläfen in tausend Fältchen legte, hinzu, er sei in seiner Jugend ein bißchen durchgedreht gewesen ... „aber meine Verrücktheit mißfiel den Damen gar nicht, und es war auch nicht nötig, mich einzusperren.“

Jean betrachtete die beiden, und er wußte nicht recht, was er machen sollte. Zu dem Kummer über diese traurige Nachricht gesellte sich ein bedrückendes Unbehagen, als er diese Frau von seiner Mutter reden hörte, von den Krankheitserscheinungen des kritischen Alters; und das mit so freien Worten und mit der Erfahrung einer alten Frau, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, während sie sich eine Zigarette ansteckte, Und der andere, dieser Schwätzer, ließ sich haltlos gehen und erzählte die intimsten Familienangelegenheiten.

Ach, die Weinberge, die verdammten Weinberge! Mit dem Stammgut würde es wohl auch nicht mehr lange dauern. Die Hälfte der Stöcke sei schon von der Reblaus befallen und das übrige erhielt man nur wie durch ein Wunder, indem man jede Traube,

jede Beere wie ein krankes Kind mit sehr kostspieligen Chemikalien behandelte. Und das Schrecklichste: der Konsul sei darauf versessen, immer neue Stöcke zu setzen, die dann doch nur wieder von der Reblaus gefressen würden, anstatt den guten Boden mit Olivenbäumen und Kapernsträuchern zu bepflanzen.

Glücklicherweise habe er, Césaire, einige Hektar Boden am Rhône-Ufer, die er durch Überschwemmung kuriere. Eine großartige Entdeckung, wenn man sie auch nur bei niedrig gelegenen Ländereien anwenden könne. Er habe schon eine ganz gute Ernte erzielt, allerdings sei es ein kleiner Wein ohne viel Feuer, „Froschwein“, wie der Konsul verächtlich sagte. Aber er habe ja schließlich auch seinen Dickkopf, und mit den achttausend Franken von Courbebaisse würde er sich die Piboulette kaufen. „Du weißt, mein Junge, die erste Rhône-Insel stromabwärts von den Abrieus ... Aber das bleibt unter uns, niemand in Castelet darf einstweilen davon etwas ahnen.“

„Nicht einmal Divonne, Onkelchen?“ fragte Fanny lächelnd. Beim Namen seiner Frau wurden die Augen des „Taugenichts“ feucht. „Oh, Divonne, – ohne sie unternehme ich nichts. Sie hat auch Vertrauen zu meiner Idee, und sie wäre glücklich, wenn ihr armer Césaire wieder Geld nach Castelet hereinbringen könnte, nachdem er es einmal fast ruiniert hätte.“

Jean zitterte. Würde er jetzt vielleicht beichten, – diese beklagenswerte Geschichte von den Fälschungen erzählen? Aber der Provencale, der auf seine zärtliche Liebe zu Divonne gebracht worden war, fing an, von ihr zu erzählen und von dem Glück, sie zu besitzen. Und außerdem sei sie so schön und so herrlich gebaut: „Sehen Sie, liebe Nichte, Sie sind ja eine Frau, Sie müssen etwas davon verstehen.“

Er hielt ihr eine Postkarten-Photographie hin, die er aus seiner Brieftasche gezogen hatte und die er immer bei sich trug.

Nach der kindlichen Zuneigung zu urteilen, die Jean bekundete, wenn er von seiner Tante redete, nach den mütterlichen Ratschlägen der Bäuerin, die in einer etwas unbeholfenen, zittrigen Hand-

schrift geschrieben waren, hatte sich Fanny eine jener derben Frauen mit Kopftuch vorgestellt, wie sie in der Umgebung von Paris zu Hause sind. Sie war daher völlig überrascht über das hübsche Gesicht mit den reinen Linien, die durch die enganliegende, weiße Haube noch hervorgehoben wurden, die ranke und biegsame Figur einer Frau von fünfunddreißig Jahren.

„Sie ist wirklich sehr hübsch“, sagte sie mit eigentümlichem Tonfall und kniff die Lippen zusammen. „Und wie stattlich sie ist!“ sagte der Onkel hartnäckig.

Danach gingen sie auf den Balkon. Nach einem heißen Tag, unter dem das Zinkdach der Veranda noch immer brannte, fiel aus einer verlorenen Wolke ein feiner Rieselregen, der die Luft erfrischte, fröhlich auf die Dächer trommelte, auf den Bürgersteigen Blasen warf. Paris lachte unter diesem Guß, und das Gewühl der Menschen und der Wagen, dieser ganze nach oben hallende Lärm be rauschte den Provinzler, klang in seinem Kopf, der so leer und beweglich war wie eine Schelle. Jugenderinnerungen kamen ihm: ein dreimonatlicher Aufenthalt vor einigen dreißig Jahren bei seinem Freund Courbebaisse. „Da ging es hoch her, liebe Kinder, kein Ende wollte es nehmen.“ Eines Nachts, während der Fastnachtszeit, seien sie im Prado gewesen. Courbebaisse als Harlekin und seine Geliebte, die Mornas, als Chanson-Verkäuferin. Diese Verkleidung hatte ihr Glück gebracht, denn sie war hinterher eine Berühmtheit des Varietés geworden. Er selbst, der Onkel, habe einen kleinen Backfisch im Schlepptau gehabt. Er war ganz wieder Lebemann, lachte bis über beide Ohren, summt Tanzweisen und faßte im Takt seine Nichte um die Hüfte. Um Mitternacht, als er ging, um das Hotel Cujas aufzusuchen, das einzige, das er in Paris kannte, sang er auf der Treppe aus vollem Halse, warf Fanny, die ihm leuchtete, Kußhände hin und schrie Jean zu: „Du weißt, mein Junge, – paß auf dich auf!“

Kaum war er weg, da ging Fanny, die noch immer Gedankenfallen auf der Stirn hatte, schnell in ihr Ankleidezimmer und durch die halboffene Tür fing sie, während Jean sich hinlegte, mit ganz

harmloser Stimme ein Gespräch an: „Sag doch einmal, – sie ist wirklich sehr hübsch, deine Tante! Es wundert mich eigentlich gar nicht mehr, daß du so oft von ihr redest. Ihr beiden habt eurem armen Onkel sicher prächtige Hörner aufgesetzt. Sie stehen ihm übrigens recht gut.“

Er widersprach ihr mit tiefer Empörung. Divonne! Sie war ihm die zweite Mutter gewesen, hatte ihn, als er noch ganz klein war, versorgt, ihn angezogen, sie hatte ihn während einer Krankheit gepflegt, ihn vom Tode gerettet ... Nein, nie wäre er auf eine solche Gemeinheit gekommen.

„Ach, geh mir doch“, nahm die scharfe, schrille Stimme der Frau den Faden wieder auf, während sie die Haarnadeln zwischen den Zähnen hielt, „du willst mir doch nicht vorreden, daß seine Divonne bei solchen Augen und bei solcher Figur, von der der alte Trottel immer redet, einem hübschen jungen Mann wie dir, so blond und mit einer solchen Mädchenhaut, gegenüber unempfindlich geblieben wäre. Siehst du: ob es nun am Rhône-Ufer oder woanders ist, wir Frauen sind doch immer dieselben.“

Sie sagte das mit voller Überzeugung, denn sie glaubte wirklich, ihr ganzes Geschlecht gäbe sich jeder Regung hin und ließe sich vom ersten Trieb überrumpeln. Er verteidigte sich. Aber er war verwirrt und forschte in seinen Erinnerungen nach. Er fragte sich, ob je der leiseste Hauch einer unschuldigen Zärtlichkeit ihn auf eine Gefahr hätte aufmerksam machen müssen. Und obwohl er nichts fand, war doch die Reinheit seines Gefühls angetastet, die fleckenlose Gemme hatte einen Kratzer bekommen wie von einem scharfen Fingernagel.

„Schau doch einmal, sieh mich an, – trägt man so bei euch zu Haus die Haube?“ Auf ihr schönes Haar, das zu zwei dicken Flechten geflochten war, hatte sie ein weißes Tuch gesteckt. Es ähnelte ziemlich dem spanischen Kopftuch, der dreiteiligen Begienhaube der Mädchen von Chateauf. Sie stand aufgereckt vor ihm, in den weichen Falten ihres seidenen Nachtgewandes, mit brennenden Augen und fragte ihn: „Sehe ich jetzt Divonne äh-

lich?“

Oh nein, ganz und gar nicht! Sie ähnelte nur sich selber unter dieser kleinen Haube, die an jene andere erinnerte, an die Gefängnis-Haube, unter der sie, wie es hieß, so hübsch ausgesehen hatte. Damals, als sie ihrem Sträfling im Gerichtssaal zum Abschied eine Kußhand zuwarf: „Laß dir die Zeit nicht lang werden, mein Freund, die schönen Tage kommen wieder ...“

Diese Erinnerung tat ihm so weh, daß er, sobald die Geliebte sich schlafen gelegt hatte, das Licht auslöschte. Er mochte sie nicht mehr sehen.

Am nächsten Tage, ganz früh, kam der Onkel wieder, schwang verwegen seinen Spazierstock und rief: „Hallo, ihr Kinderchen!“ Es war wohl der gleiche kecke und väterliche Tonfall, den Courbeaube früher angeschlagen hatte, wenn er ihn in den Armen seines Betthäschens aufgestöbert hatte. Césaire war noch aufgekratzt als am Abend vorher. Das kam zweifellos vom Hotel Cujas und den achttausend Franken, die seine Brieftasche füllten. Das sei das Geld für die Insel, naja, natürlich, – aber er habe doch wohl das Recht, ein paar Taler davon abzuzweigen, um „seine Nichte“ auf dem Lande zum Essen einzuladen.

„Und Bouchereau?“ fragte der Neffe, der nicht zwei Tage nacheinander aus dem Ministerium wegbleiben konnte. Man einigte sich darauf, an den Champs-Élysées zu essen. Danach wollten die beiden Männer den Arzt aufsuchen.

Das war allerdings nicht das, was der „Taugenichts“ sich erträumt hatte. Er wollte in großem Aufzug nach St. Cloud fahren, den Wagen voll von Champagnerflaschen! Aber die Mahlzeit war trotzdem reizend. Sie saßen auf der Terrasse des Restaurants mit den japanischen Möbeln, von Akazien überschattet. Die leichten Töne einer Orchesterprobe im nahen Konzert-Café flogen über sie hin. Césaire war sehr geschwätzig und sehr galant. Er verpuffte seinen ganzen Charme, um auf die Pariserin Eindruck zu machen. Er half den Kellnern auf die Sprünge und machte dem Küchenchef wegen seiner Soße ein Kompliment. Fanny lachte albern und geizt wie

im Chambre Separé. Das tat Gaussin ebenso weh wie die Vertraulichkeit, die sich über seinen Kopf hinweg zwischen Onkel und Nichte anbahnte. Man hätte meinen mögen, sie seien seit zwanzig Jahren befreundet. Der „Taugenichts“, vom Dessert-Wein sentimental geworden, redete von Castelet, von Divonne und auch von seinem kleinen Jean. Er sei glücklich, daß er ihn in guten Händen wisse bei ihr, bei einer vernünftigen Frau, die ihn daran hindern würde, Dummheiten zu machen. Und dann war von dem ein wenig zurückhaltenden Charakter des jungen Mannes die Rede, und wie man ihn nehmen müsse. Er gab ihr Ratschläge wie einer jungverheirateten Frau, tätschelte ihr den Arm und sprach mit schwerer Zunge und mit erloschenen, verschwimmenden Augen.

Bei Bouchereau wurde er wieder nüchtern. Zwei Stunden mußten sie im ersten Stock an der Place Vendôme warten, in den großen, hohen und kalten Zimmern, die von einer schweigsamen und ängstlichen Menschenmenge angefüllt waren. Eine schmerzliche Hölle, deren Kreise sie nacheinander durchschritten, von Warteraum zu Warteraum, bis ins Sprechzimmer des berühmten Gelehrten.

Bouchereau hatte ein erstaunliches Gedächtnis. Er erinnerte sich sehr gut an Madame Gaussin. Vor zehn Jahren war er zur Untersuchung nach Castelet gefahren, damals, als die Krankheit begann. Er ließ sich von den einzelnen Stadien berichten, las die alten Verordnungen wieder durch und beruhigte die beiden Männer sogleich wegen der Umnachtungserscheinungen, die sich neuerdings zu zeigen begonnen hatten und die er der Anwendung gewisser Medikamente zuschrieb. Während er unbeweglich, die buschigen, zusammengewachsenen Augenbrauen über die kleinen scharfen und durchdringenden Augen heruntergezogen, einen langen Brief an seinen Kollegen in Avignon schrieb, lauschten Onkel und Neffe mit angehaltenem Atem dem Kritzeln seiner Feder, deren Geräusch für sie den ganzen Lärm des aufgeregten Paris über-tönte. Plötzlich wurde ihnen die Macht des Arztes offenbar, der im modernen Zeitalter der letzte Priester ist, Sinnbild des höchsten

Glaubens, wie auch des unbesiegbaren Aberglaubens.

Als Césaire, wieder ernst und abgekühlt, das Haus des Arztes verließ, sagte er: „Ich gehe gleich ins Hotel und packe meinen Koffer. Die Luft von Paris tut mir nicht gut, mein Junge. Wenn ich hier bliebe, würde ich Dummheiten machen. Ich nehme heute abend den 7-Uhr-Zug. Du bist so gut und entschuldigst mich bei meiner Nichte ...“

Jean hütete sich wohl, ihn zurückzuhalten. Er hatte viel zuviel Angst vor seinen Kindereien und seinem Leichtsinne. Am nächsten Morgen beglückwünschte er sich schon beim Erwachen: jetzt war der Onkel daheim, bei Divonne in guter Hut. Da öffnete sich plötzlich die Tür, und Césaire tauchte wieder auf, aber völlig verstört und in zerzaustem Aufzuge. „Mein Gott, Onkel Césaire, was ist denn mit dir los?“

Der Onkel warf sich, keines Tones und keiner Gebärde mächtig, in einen Stuhl. Dann aber lebte er allmählich wieder auf und gestand: er war jemand aus der Zeit von Courbebaisse begegnet. Erst hatten sie zu üppig zu Abend gegessen, und dann waren die achttausend Franken im Laufe der Nacht in irgendeinem zweifelhaften Lokal draufgegangen. Er hatte keinen Sou mehr in der Tasche, – rein gar nichts. Wie sollte er nur nach Hause zurückkehren, wie es Divonne beibringen? Er hatte doch die Insel Piboulette kaufen wollen. Plötzlich schüttelte es ihn wie ein Anfall, er bedeckte die Augen mit den Händen, hielt sich die Ohren mit den Fingern zu und schrie und schluchzte, völlig aufgelöst. Der Südfranzose brach wieder bei ihm durch. In einer Art Generalbeichte breitete er sein ganzes Leben aus. Ja, er war die Schande und das Unglück der Familie. Solche Menschen wie ihn sollte man eigentlich erschlagen wie tolle Hunde. Wo wäre er denn, wenn sein Bruder nicht so großzügig gewesen wäre? Im Zuchthaus unter Dieben und Fälschern!

„Onkel, Onkel“, sagte Jean. Er war gleichfalls fassungslos und versuchte, den Selbstbeichtungen Einhalt zu gebieten.

Aber der andere, absichtlich blind und taub, ergötzte sich an der

öffentlichen Schaustellung seines Vergehens. Er erzählte die kleinste Einzelheit, während Fanny ihn, zwischen Mitleid und Bewunderung schwankend, betrachtete. Der Mann hatte doch wenigstens Temperament! Das war ein Feuerkopf nach ihrem Sinn. Innerlich sehr bewegt, weil sie im Grunde ein gutes Herz hatte, suchte sie nach einem Mittel, ihm zu helfen. Aber wie nur? Seit einem Jahr hatte sie ja keinerlei Verbindungen mehr, und auch Jean hatte keine Möglichkeiten. Plötzlich schoß ihr ein Name durch den Kopf: Déchelette. Er mußte um diese Zeit in Paris sein, und er war ja so gutmütig.

„Aber ich kenne ihn doch kaum“, sagte Jean.

„Ich gehe hin.“

„Was, – du willst hingehen?“

„Warum nicht?“

Ihre Blicke kreuzten sich, und sie verstanden einander. Auch Déchelette war ihr Liebhaber gewesen, der Geliebte einer Nacht, an die sie sich kaum noch erinnerte. Aber Jean vergaß nicht einen von ihnen. Sie waren alle in seinem Gedächtnis aufgereiht wie die Heiligen in einem Kalender.

„Wenn du es nicht möchtest ...“ sagte sie ein wenig bedrückt. Da warf ihnen Césaire, der während dieser kurzen Debatte zu heulen aufgehört hatte, ganz ängstlich einen so flehenden, verzweifelten Blick zu, daß Jean sich fügte und mit zusammengebissenen Zähnen „Ja“ sagte.

Wie lang erschienen ihnen diese Stunden, allen beiden. Wie sie sich mit Gedanken folterten, die sie nicht zugeben wollten, während sie auf das Balkongitter gestützt, die Rückkehr Fannys erwarteten.

„Er wohnt wohl ziemlich weit weg, dieser Déchelette?“

„Aber nein, in der Rue de Rome. Einen Katzensprung von hier“, erwiderte Jean wütend und fand auch, daß Fanny ziemlich lange brauche. Er versuchte sich mit der Liebesdevise des Ingenieurs zu beruhigen: „Es gibt kein Morgen ...“ und mit der verächtlichen Art, in der er von Sapho, als von einer ehemaligen ..., geredet hat-

te. Aber sein Stolz als Liebhaber bäumte sich auf, und fast hätte er sich gewünscht, daß Déchelette sie immer noch schön und begehrenswert fände. Ach, dieser alte Narr Césaire hatte es nötig, alle seine Wunden wieder aufzureißen!

Endlich kam Fanny freudestrahlend um die Straßenecke: „Gemacht, ich habe das Geld!“

Als sie die achttausend Franken vor dem Onkel ausbreitete, heulte der vor Freude auf, wollte eine Empfangsbescheinigung ausstellen, den Zinssatz festsetzen und das Datum der Rückgabe.

„Nicht nötig, Onkelchen, ich habe nicht von Ihnen gesprochen. Mir schulden Sie das Geld, – und so lange wie Sie wollen.“

„Derartige Dienste, mein Kind“, erwiderte Césaire, vor Dankbarkeit pathetisch geworden, „bezahlt man mit ewiger Freundschaft ...“

Noch auf dem Bahnhof, wohin Gaussin ihn begleitete, um diesmal ganz sicher zu sein, daß er auch wirklich abführe, wiederholte er tränenden Auges: „Was für eine Frau, was für ein Juwel! Du mußt sie glücklich machen, hörst du!“

Jean war immer noch sehr verstimmt über dieses Abenteuer. Er fühlte, wie seine Kette, die ohnedies schon schwer genug hinter ihm herschleppte, immer lastender wurde. Er empfand, wie zwei Dinge sich nun zu verquicken begannen, die sein angeborenes Zartgefühl bisher immer fein säuberlich auseinander gehalten hatte: seine Familie und seine Liebschaft. Nun hatte Césaire die Geliebte über seine Arbeiten und seine Anpflanzungen unterrichtet, hatte ihr Einzelheiten aus ganz Castelet berichtet, und Fanny kritisierte den Eigensinn des Konsuls, sprach von der Gesundheit seiner Mutter und reizte Jean durch Besorgnis und Ratschläge, die er fehl am Platze fand. Allerdings machte sie nie eine Anspielung auf den Dienst, den sie Césaire geleistet hatte. Auch über die früheren Verfehlungen des „Taugenichts“, über diesen Fleck auf der Ehre des Hauses d'Armandy, den der Onkel vor ihr ausgebreitet hatte, fiel kein Wort. Nur ein einziges Mal benutzte sie diese Tatsache zu einem Gegenschlag.

Sie kamen aus dem Theater zurück und fanden beim Regen endlich irgendwo auf dem Boulevard eine Droschke. Es war einer jener Schinderkarren, die nur nach Mitternacht unterwegs sind, und es dauerte lange, bis sie abfuhr, denn der Kutscher war eingeschlafen, und das Pferd schüttelte im Halbschlaf seinen Hafersack. Während sie drinnen abwarteten, kam jemand ganz ruhig auf den Schlag zu: ein alter Kutscher, der damit beschäftigt war, an seine Peitsche eine Schnur zu knoten. Den Hanffaden hatte er zwischen den Zähnen, und er wandte sich mit gebrochener Stimme, die nach Wein roch, an Fanny: „Guten Abend. Na, wie geht's denn?“

„Ach, du bist es.“

Ein kleines Zittern durchfuhr sie, aber sie unterdrückte es schnell und sagte ganz leise zu Jean: „Mein Vater.“

Ihr Vater! Ein heruntergekommener Strolch, in dem langen Schoßrock einer alten Livree, ganz beschmutzt, die Metallknöpfe ausgerissen, ein Säufergesicht, das unter dem fahlen Gaslicht grau und aufgeschwommen erschien. Und doch glaubte Gaussin, darin das regelmäßige, sinnliche Profil Fannys wiederzuerkennen und ihre großen, lebensfrohen Augen, wenn auch alles ins Gemeine abgewandelt war. Ohne sich im geringsten um den Mann zu kümmern, der seine Tochter begleitete, als hätte er ihn gar nicht gesehen, erzählte Vater Legrand Neuigkeiten von zu Hause: „Die Alte ist seit vierzehn Tagen im Spital. Es geht ihr verdammt schlecht. Geh doch einmal an einem Donnerstag sie besuchen. Ich kann, Gott-seidank, nicht klagen. Immer noch prachtvoll auf Draht. Leider geht das Geschäft nicht gerade gut. Wenn du mal einen tüchtigen Kutscher nötig hättest, – das wäre ganz das Richtige für mich. Nein? Na, denn nicht. Also bis zum nächsten Mal.“

Sie gaben sich flüchtig die Hand, und die Droschke fuhr ab. „Na, wie findest du das?“ murmelte Fanny und begann, ihm lang und breit von ihrer Familie zu erzählen. Das hatte sie bisher vermieden: „Es ist so häßlich, so erniedrigend ...“ Aber jetzt kannten sie sich ja besser und brauchten sich nichts mehr zu verheimlichen.

Sie war weit draußen in einem Pariser Vorort geboren. Das war ihr

Vater, ein ehemaliger Dragoner, Kutscher auf einem Post-Omnibus von Paris nach Chatillon. Ihre Mutter war Kellnerin in einem Gasthaus auf der Strecke. Zwischen zwei Fahrten war es eben passiert. Sie hatte ihre Mutter nicht mehr gekannt, bei ihrer Geburt war sie gestorben. Aber die Besitzer des Gasthauses, brave Leute, hatten den Vater gezwungen, sein Kind anzuerkennen und den Unterhalt zu bezahlen. Er wagte es nicht, sich zu weigern, weil er immer große Schulden in dem Gasthaus hatte. Als Fanny vier Jahre alt war, hatte er sie einfach im Wagen mitgenommen, wie einen kleinen Hund. Er brachte sie oben unter, unter der Plane, und sie freute sich, so über die Landstraßen zu rattern, wie das Licht der Laternen an beiden Seiten vorüberflog, wie die Rücken der Pferde dampften beim Nordostwind, einzuschlafen, wenn es dunkel wurde, – unter dem Klingeln der Schellen.

Aber Vater Legrand wurde seiner väterlichen Pose bald überdrüssig. Und so wenig es auch kostete, sie brauchte etwas zu essen und anzuziehen, die kleine Rotznase. Außerdem störte sie ihn bei der Heirat mit der Witwe eines Gemüsegärtners, auf deren Melonen- und Kohlbeete er unterwegs ein Auge geworfen hatte. Fanny hatte damals das ganz deutliche Gefühl gehabt: ihr Vater lege es darauf an, sie unterwegs zu verlieren. Es war seine fixe Säufer-Idee, sich um jeden Preis des Kindes zu entledigen, und wenn die Witwe selber, die brave alte Machaume, nicht gewesen wäre und das Kind unter ihren Schutz genommen hätte ...

„Übrigens hast du Machaume ja gekannt“, sagte Fanny.

„Wie, die alte Frau, die ich bei dir gesehen habe?“

„Ja, das war meine Stiefmutter. Sie war so gut zu mir, als ich noch klein war. Ich hatte sie zu mir genommen, um sie von ihrem Säufer von Mann zu erlösen. Er zwang sie nämlich, nachdem er ihr Geld durchgebracht hatte, ein liederliches Frauenzimmer, mit dem er zusammenlebte, wie eine Magd zu bedienen. Ach, die arme Machaume, die weiß, was man davon hat, wenn man einen gutaussehenden Mann besitzt. Na, schön, – als sie mich verlassen hatte, ist sie trotz meiner Vorstellungen wieder zu ihm hingelaufen

und hat sich mit ihm vertragen. Jetzt ist sie im Spital. Wie er sich gehen läßt, wo sie nicht mehr da ist, der alte Schmutzfink! Wie dreckig und heruntergekommen er aussah! Nur auf seine Peitsche läßt er nichts kommen. Hast du gesehen, wie gerade er sie hält? Selbst wenn er zum Umfallen betrunken ist, trägt er sie aufrecht vor sich her wie eine Kerze und nimmt sie sogar mit ins Bett. Aber das ist auch das einzige, was sauber an ihm ist.“

Sie sprach ganz gelassen davon, als redete sie von einem Fremden, – ohne Abscheu und ohne Scham. Jean war es entsetzlich peinlich zuzuhören. Was für ein Vater, was für eine Mutter! Und dem gegenüber das ernste Gesicht des Konsuls und das reine, klare Lächeln seiner Mutter ...

Sie begriff plötzlich, was dieses Schweigen ihres Liebhabers zu bedeuten hatte, wie er sich gegen den schmutzigen Wirrwarr wehrte, mit dem er durch sie in Berührung gekommen war. Mit philosophischem Ton sagte sie deshalb: „Übrigens, so etwas gibt es eigentlich in allen Familien, und man selber kann gar nichts dafür. Ich, – ich habe meinen Vater Legrand und du, – du hast deinen Onkel Césaire ...“

„Mein lieber Junge, ich schreibe Dir, noch ganz durcheinander von der großen Aufregung, die wir erlebt haben. Die beiden Mädchen waren verschwunden, einen ganzen Tag, die Nacht und auch noch den nächsten Vormittag. Am Sonntag, gegen Mittag, bemerkten wir, daß die Kleinen nicht da waren. Ich hatte sie für die Acht-Uhr-Messe schön gemacht, der Konsul wollte sie hinbringen. Dann hatte ich mich nicht mehr um sie gekümmert, weil ich mit Deiner Mutter beschäftigt war. Sie war erregter als sonst, als spürte sie das Unglück, das im Anzuge war. Du weißt, seit sie krank ist, hat sie immer so merkwürdige Vorgefühle. Je weniger sie sich rühren kann, je mehr arbeitet ihr Geist.“

Glücklicherweise war Deine Mutter auf ihrem Zimmer, während wir im Eßzimmer auf die Kleinen warteten. Überall auf dem Hofe ruft man nach ihnen, der Schäfer bläst in sein großes Muschelhorn, mit dem er seine Schafe heim ruft. Onkel Césaire geht nach der einen Seite, ich nach der anderen. Rousseline Tardive, alle rennen durch das Dorf, und jedesmal, wenn wir uns begegnen, fragen wir: ‚Nun, und du, – hast du nichts gefunden?‘ *Schließlich* wagte keiner mehr zu fragen. Mit entsetzlichem Herzklopfen gingen wir zum Brunnen, suchten unter den hohen Bogenfenstern. Was für ein Tag! Und ich mußte noch dazu alle Augenblicke zu Deiner Mutter hinaufgehen, mit ruhiger Miene lächeln und die Abwesenheit der beiden Kleinen erklären. Ich sagte ihr, ich hätte sie über Sonntag zu ihrer Tante nach Villamuris geschickt. Anscheinend glaubte sie es, aber spät am Abend, als ich bei ihr wachte und vom Fenster aus die Lichter beobachtete, die in der Niede-

rung und auf der Rhône herumirrten, auf der Suche nach den Kindern, hörte ich, wie sie leise im Bett weinte. Und als ich sie fragte, antwortete sie mit der leisen Kinderstimme, die sie durch ihr schweres Leiden bekommen hat: 'Ich weine, weil man mir etwas verbergen will, aber ich habe es doch erraten.' Dann sagte sie nichts mehr, und wir beruhigten uns alle beide, jeder allein mit seinen Sorgen.

Schließlich, mein lieber Junge, um Dich mit dieser traurigen Geschichte nicht noch länger auf die Folter zu spannen, – am Montag morgen wurden uns die beiden Kleinen von den Arbeitern nach Hause gebracht, die für Deinen Onkel auf der Insel beschäftigt sind. Sie hatten sie auf einem Haufen trockener Weinreben gefunden, ganz bleich vor Kälte und Hunger nach einer Nacht im Freien, mitten auf der Rhône.

Und das haben sie uns in der Unschuld ihrer kleinen Herzen erzählt: Seit langer Zeit verfolgte sie der Gedanke, sie wollten es ihren Schutzheiligen Martha und Maria nachtun, deren Geschichte sie in einem Legendenbuch gelesen hatten. Sie wollten sich in einem Schiff ohne Segel, ohne Ruder und ohne alle Vorräte treiben lassen, um das Evangelium des Herrn am ersten besten Ufer zu verkünden, an das sie der Atem Gottes triebe. So haben sie am Sonntag nach der Messe ein Fischerboot losgebunden, sind auf den Boden niedergekniet, ganz wie die beiden Heiligen, und wie der Strom sie davontrug, sind sie ganz sacht im Schilf der Insel gestrandet, trotz des Hochwassers; trotz der Windstöße, trotz der Strudel. Ja, der liebe Gott hat sie behütet und sie uns zurückgegeben. Sie hatten ihre Sonntagshäubchen ein wenig zerknittert, und die Vergoldung ihrer Meßbücher war auch etwas abgekratzt. Aber wir hatten nicht die Kraft, mit ihnen zu schelten, sondern haben sie mit Küssen und offenen Armen empfangen. Aber wir alle waren ganz krank von der Furcht, die wir durchgemacht hatten.

Das Merkwürdigste aber ist, daß Deine Mutter, ohne daß wir ihr irgendetwas erzählt haben, gefühlt hat, wie sie sagt, daß der Tod durch Castelet gegangen ist. Sie ist, sie, die sonst doch gewöhnlich

so ruhig und fröhlich ist, in Trübsinn verfallen, den nichts zu lindern vermag, obwohl Dein Vater und ich und wir alle sie mit der größten Zärtlichkeit umgeben. Um es Dir ganz offen zu sagen, mein lieber Jean, sie hat vor allem Sehnsucht nach Dir und macht sich Sorgen um Dich. Deinem Vater gegenüber wagt sie es nicht zuzugeben, weil er nicht will, daß man Dich von Deiner Arbeit abhält. Aber Du bist nach dem Examen nicht gekommen, wie Du versprochen hattest. Überrasche uns doch jetzt zu Weihnachten, damit unsere liebe Kranke wieder lächeln lernt. Du weißt, wenn man die Alten nicht mehr hat, wie sehr man dann bedauert, daß man ihnen nicht mehr von seiner Zeit gewidmet hat.“

Jean stand am Fenster, durch das das neblige Dämmern eines trüben Wintertages hineinsickerte und las den Brief, kostete den milden heimatlichen Duft und die lieben Erinnerungen aus.

„Was hast du da? Laß doch einmal sehen.“

Fanny war beim gelben Licht, das durch die Vorhänge drang, aufgewacht und griff noch schlaftrunken nach der Zigarettenschachtel, die neben ihr auf dem Nachttisch lag. Er zögerte, da er wußte, wie seine Geliebte, so bald sie nur den Namen Divonne hörte, vor Eifersucht ausfallend wurde. Aber wie sollte er ihr den Brief verheimlichen, dem sie ja schon am Format die Herkunft angesehen hatte? Anfangs lachte sie über die Flucht der beiden kleinen Mädchen. Sie las halb aufgerichtet, Brust und Arme über der Decke, stützte sich auf das Kopfkissen und drehte sich dabei eine Zigarette. Aber der Schluß reizte sie zur Wut. Sie zerriß den Briefbogen und warf ihn auf den Boden: „Ein netter Blödsinn, das mit den Heiligen. Das hat sie alles blos erfunden, um dich nach Hause zu locken ... Sie sehnt sich nach ihrem schönen Neffen, diese ...“

Er wollte ihr ins Wort fallen, um ihr das schmutzige Schimpfwort abzuschneiden und all die anderen, die darauf folgten. Niemals hatte sie sich so gemein vor ihm gehen lassen. Jetzt trat ihre Wut haltlos über alle Ufer. Der ganze ausfällige Wortschatz ihrer Dirnenvergangenheit brach aus ihr heraus und ließ sich nicht aufhalten.

Man brauchte gar nicht so gerissen zu sein, um zu merken, was die da unten im Schilde führten! Césaire hatte geschwätzt, und man hatte sich diese Lügengeschichte im Familienkreise ausgedacht, um sie beide auseinanderzureißen. Mit der „wundervoll gebauten“ Divonne suche man ihn zu ködern.

„Das will ich dir sagen, wenn du abreist, dann schreibe ich an deinen gehörnten Onkel. Ich erzähle ihm alles, darauf kannst du dich verlassen.“ Beim Sprechen richtete sie sich im Bett auf, bleich, mit eingefallenem Gesicht und verzerrten Zügen, – wie ein böses Tier, das auf dem Sprunge steht.

Jean erinnerte sich, daß sie damals in der Rue d’Arcade ebenso ausgesehen hatte. Aber diesmal richtete sich dieser geifernde Haß gegen ihn, und er kam in Versuchung, sich auf die Geliebte zu stürzen und sie zu schlagen. Aber er bekam Angst vor sich selber und flüchtete sich in sein Amt. Noch auf dem Wege wütete er gegen das Leben, das er sich selber bereitet hatte. Er hatte jetzt genug davon, daß er sich einer derartigen Frau auf Gedeih und Verderb ausgeliefert hatte! Seine Schwestern, seine Mutter, es gab nichts, was ihm höher stand. Und er sollte nicht einmal mehr das Recht haben, zu den Seinen zu fahren! In was für ein Zuchthaus hatte er sich denn eingesperrt? Die ganze Geschichte ihrer Liebenschaft trat ihm vor Augen. Er sah, wie die schönen nackten Arme der Ägypterin, die sich nach dem Abend des Balles um seinen Hals geschlungen hatten, ihn jetzt despotisch und stark umklammerten, ihn von seinen Freunden und von seiner Familie trennten. Jetzt stand sein Entschluß fest. Noch am Abend wollte er, koste es was es wolle, nach Castelet abreisen.

Nachdem er noch einige Dinge erledigt und im Ministerium Urlaub genommen hatte, kehrte er früh nach Hause zurück, gefaßt auf eine furchtbare Szene. Er war zu allem bereit, selbst zum endgültigen Bruch.

Aber die zärtliche Begrüßung, mit der ihn Fanny sogleich empfing, der Anblick ihrer großen Augen, ihrer durch das Weinen weicher und wie hilflos gewordenen Züge erstickten in ihm den

Mut zum eigenen Willen.

Er gab sich einen Ruck und sagte: „Ich fahre heute abend.“ „Du hast recht, mein Freund. Geh, und besuche deine Mutter und vor allem“, – sie näherte sich ihm schmeichelnd, – „vergiß, wie gemein ich zu dir gewesen bin. Ich liebe dich zu sehr, das ist eben mein Fehler.“

Den ganzen restlichen Tag über packte sie ihm mit zärtlicher Sorgfalt den Koffer, sanft und hingebungsvoll wie in ihrer ersten Zeit. Sie spielte noch immer die Reumütige, vielleicht in der Hoffnung, ihn zurückzuhalten. Indessen bat sie ihn nicht einmal: „Bleib hier!“ In der letzten Minute, als sie alle Hoffnung aufgeben mußte, umarmte sie ihn, drängte sich an ihn, als wolle sie für die ganze Zeit der Fahrt und der Abwesenheit in sein Wesen eindringen. Beim Abschiedskuß flüsterte sie nur: „Sag mir doch, daß du mir nicht böse bist.“ – –

*

Ach, wie herrlich war es, morgens im kleinen Kinderzimmer aufzuwachen, das Herz noch ganz voll von dem herzlichen Willkomm, von der Liebe der Seinen bei seiner Ankunft. Gab es etwas Schöneres, als auf dem Mückennetz seines schmalen Bettes den hellen Strich wiederzufinden, den er in seiner Jugend beim Erwachen immer gesucht hatte, das Gekreische der Pfauen auf ihren Stangen zu hören, das Knirschen des Brunnenrades, das Getrappel der eiligen Schafhufe. Als er mit einem frohen Schwung seine Fensterläden aufgestoßen hatte, brach wieder dieses schöne, warme Licht in Fluten wie aus einer geöffneten Schleuse über ihn herein, stand er vor diesen wundervollen Horizonten der abschüssigen Weinberge, grüßten ihn die Zypressen, die Olivenbäume und die spiegelhellen Pinienwälder, die sich zur Rhône heruntersenkten, alles das unter einer reinen und tiefen Kuppel. Kein Fläumchen von Dunst war trotz der frühen Stunde am grünen Himmel, den der Mistral während der Nacht sauber gefegt hatte. Ja, immer noch füllte dieser wundervolle Wind das ganze Tal mit seinem fröhlichen, starken Hauch.

Jean verglich dieses Erwachen mit jenem unter einem Himmel, der schmutzig war wie seine Liebe, und er fühlte sich glücklich und frei. Er ging hinunter. Das Haus, weiß von Sonne, schlief noch und hielt seine Fensterläden wie Augen geschlossen. Er kostete diesen einsamen Augenblick aus, er fühlte, wie die Genesung begann. Er ging ein paar Schritte über die Terrasse und schlug dann eine leicht ansteigende Allee des Parkes ein. Nein, ein Park war es eigentlich nicht, dieses Pinien- und Myrtenwäldchen mit seinen unregelmäßig stehenden Bäumen, die den rauhen Abhang von Castelet hinauf liefen. Pfade führten aufs Geratewohl kreuz und quer, und man glitt auf den trockenen Nadeln aus. Sein Hund Miracle, schon alt und lahmend, war aus seiner Hütte gekrochen und folgte ihm leise. Wie oft hatten sie beide zusammen diesen morgendlichen Spaziergang gemacht! Am Eingang der Weinberge, die von großen Zypressen mit sich neigenden Wipfeln eingefriedigt waren, zögerte der Hund. Er wußte, daß die dicke Sandschicht auf dem Boden, – ein neues Mittel gegen die Blutlaus, das der Konsul gerade versuchte, – ein schwieriges Gelände war. Doch die Freude, seinem Herrn wieder nachlaufen zu können, trieb ihn weiter. Bei jedem Hindernis winselte er ängstlich, blieb stehen und krabbelte ungeschickt umher, wie ein Krebs auf einem Felsen. Jean beachtete ihn nicht. Er war ganz in der Betrachtung der neuen spanischen Reben vertieft, von denen ihm der Vater am Abend lang und breit erzählt hatte. Die Stämme schienen auf dem gleichförmigen, leuchtenden Sande gut zu gedeihen. Schließlich schien also sein armer Vater für die hartnäckigen Mühen belohnt zu werden. Die Weine von Castelet würden wiederkommen, wo all die anderen großen Gewächse Südfrankreichs tot und dahin waren.

Plötzlich sah er vor sich eine kleine, weiße Haube. Das war Divonne, die im Hause immer als erste aufstand. Sie hatte ein Winzermesser in der Hand und außerdem noch etwas anderes, das sie fortwarf. Ihre sonst so weißen Wangen wurden plötzlich lebhaft rot: „Ach, du bist es, Jean. Ich habe einen schönen Schreck be-

kommen! Ich dachte, es wäre dein Vater.“ Dann faßte sie sich: „Hast du gut geschlafen?“

„Sehr gut, Tante Divonne. Aber warum hattest du vor Vater Angst?“

„Warum?“

Sie hob den Stengel der Rebe auf, die sie gerade ausgerissen hatte:

„Der Konsul hat dir gesagt, nicht wahr, diesmal sei er seines Erfolges sicher? Aber sieh hier, – da ist das Untier.“

Jean betrachtete ein kleines, gelbliches Moos, das im Holze saß, den fast unsichtbaren Schimmel, der Schritt für Schritt ganze Provinzen zu Grunde gerichtet hat. Es war eine bittere Ironie der Natur an diesem herrlichen Morgen, unter der belebenden Sonne: dieses unendlich kleine, zerstörende und unzerstörbare Etwas. „So fängt es an. In drei Monaten ist der ganze Weinberg davon befallen, und dein Vater wird noch einmal von vorn anfangen müssen, denn er hat seinen Ehrgeiz darein gesetzt. Neue Pflanzen, neue Bekämpfungsmittel, – bis zu dem Tage ...“

Eine verzweifelte Geste beendete und unterstrich ihren Satz. „Tatsächlich? Ist es schon so weit?“

„Ach, du kennst ja den Konsul. Er sagt niemals etwas. Er gibt mir jeden Monat wie immer mein Haushaltsgeld, aber er hat schwere Sorgen. Er fährt nach Avignon, nach Orange. Er versucht, Geld aufzutreiben.“

„Und Césaire? Seine Bewässerungen?“ fragte der junge Mann bestürzt.

„Gott sei dank, dort geht alles gut.“ Bei der letzten Ernte hatten sie fünfzig Fuderfässer leichten Wein eingebracht, und dieses Jahr würde es das Doppelte sein. In Anbetracht dieses Erfolges hatte der Konsul seinem Bruder alle Weinpflanzungen in der Niederung überlassen. Sie hatten bisher brach gelegen wie ein Dorffriedhof mit seinen Reihen abgestorbener Gräber. Jetzt waren sie für drei Monate überflutet.

Stolz auf das Werk ihres Mannes, ihres „Taugenichts“, zeigte die Provençalin Jean von der Anhöhe aus die großen Teiche, die Rie-

selfelder, in denen das Wasser durch Deiche von Kalkstein festgehalten wurde.

„In zwei Jahren wird dieses Weingelände tragen, in zwei Jahren tragen außerdem die Inseln Piboulette und La Motte, die dein Onkel heimlich gekauft hat. Dann wird es uns wieder gut gehen, aber bis dahin müssen wir durchhalten, und jeder muß das Seine tun und sich opfern.“

Sie sprach so fröhlich vom Opferbringen wie eine Frau, der es nicht mehr schwer wird, und mit so fester Zuversicht, daß Jean, dem plötzlich ein Gedanke durch den Kopf schoß, im gleichen Tone erwiderte: „Wir werden also Opfer bringen, Tante Divonne.“ Am gleichen Tage schrieb er an Fanny, daß ihm seine Eltern keinen Zuschuß mehr geben könnten und daß er in Zukunft von seinem kleinen Gehalt im Ministerium leben müsse. Unter diesen Bedingungen sei ein Leben zu zweit für sie nicht mehr möglich. Das war also der Bruch, und er kam eher, als er es sich vorgestellt hatte: drei oder vier Jahre vor seiner Abreise. Aber er rechnete damit, daß seine Geliebte diese schwerwiegenden Gründe annehmen, daß sie mit ihm und seinem Kummer Mitleid haben, daß sie ihm bei der Erfüllung dieser schmerzlichen Pflicht beistehen würde.

War es wirklich ein Opfer? War er nicht im Gegenteil erleichtert, daß er mit diesem Leben Schluß machen konnte, mit diesem verhaßten und ungesunden Leben, daß ihm nur noch abstoßender erschien, seit er der Natur, der Familie, den einfachen und geraden Empfindungen wiedergegeben war? Er schrieb diesen Brief ohne Kämpfe und ohne Schmerzen. Er stützte sich, um auch gegen eine wahrscheinlich wütende, ausfallende und drohende Antwort standzuhalten, auf die ehrliche und treue Zuneigung der tapferen Herzen, die ihn umgaben, auf das Beispiel dieses aufrechten und stolzen Vaters, auf das süße Lächeln der beiden kleinen Mädchen und auf die großen, friedlichen Horizonte, den gesunden Duft der Berge, den hohen Himmel, den schnellen und reißenden Strom. Denn wenn er an seine Liebschaft dachte und all die Niedrigkei-

ten, aus denen sie sich zusammensetzte, dann war es ihm, als schüttele er ein gefährliches Fieber ab, das man sich im Dunst sumpfigen Geländes zuzieht.

Fünf oder sechs Tage vergingen nach diesem großen Schritt, ohne daß sich etwas ereignet hätte. Morgens und abends ging Jean auf die Post und kam jedesmal mit leeren Händen zurück, er wurde merkwürdig beunruhigt. Was machte sie? Was für einen Entschluß hatte sie gefaßt, und warum antwortete sie nicht? Nur daran dachte er. In der Nacht, als alles in Castelet im Bette lag und der einschläfernde Wind durch die langen Korridore strich, sprachen sie davon, Onkel Césaire und er, in seinem kleinen Zimmer.

„Sie ist imstande und kommt hierher“, sagte der Onkel und seine Unruhe verdoppelte sich, weil er in den Abschiedsbrief zwei Wechsel hatte einlegen müssen, einen auf sechs Monate und einen auf ein Jahr, die seine Schuld samt den Zinsen decken sollten. Wie sollte er diese Wechsel einlösen? Wie sollte er es Divonne erklären? Schon beim Gedanken daran überlief ihn eine Gänsehaut, und er tat seinem Neffen leid, wie er da mit langem Gesicht saß, seine Pfeife ausklopfte und im Weggehen traurig sagte: „Also, Gute Nacht! Alles in allem ist es sehr gut, was du davon getan hast.“

Endlich kam die Antwort, und schon in den ersten Zeilen stand es: „Mein Geliebter! Ich habe Dir nicht eher geschrieben, weil ich Dir anders als mit Worten beweisen wollte, wie sehr ich Dich verstehe und liebe ...“ Jean hielt inne. Er war überrascht wie jemand, der an Stelle der befürchteten Katzenmusik eine Symphonie zu hören bekommt. Er wandte schnell die letzte Seite um und las: „Ich werde Dir bis zum Ende treu bleiben wie ein Hund, den Du schlagen kannst und der dennoch wieder zu Dir hinkriecht ...“

Sie hatte also seinen Brief nicht bekommen? Aber, als er nun Zeile für Zeile las, traten ihm die Tränen in die Augen. Es war doch die Antwort auf seinen Brief. Fanny gestand ihm, sie sei seit langem auf diese böse Nachricht gefaßt gewesen, auf diese Unglücksbotschaft aus Castelet, die die unvermeidliche Trennung mit sich bringen mußte. Sie hatte sich sogleich nach einer Beschäftigung

umgesehen, um ihn nicht mehr zur Last fallen zu müssen. Sie hatte eine Stellung als Geschäftsführerin einer Hotel-Pension an der Avenue du Bois-de-Boulogne gefunden, das einer sehr reichen Dame gehörte: „Hundert Francs im Monat und freie Station, Sonntags keinen Dienst. Hörst Du, mein Geliebter, ein ganzer Tag in der Woche gehört uns, gehört unserer Liebe, – denn Du wirst mich doch noch immer lieben? Du willst mich doch belohnen für die große Anstrengung, die ich auf mich nehme, wenn ich zum ersten Male in meinem Leben arbeite? Es wird eine Sklaverei sein Tag und Nacht, Demütigungen, die Du Dir gar nicht vorstellen kannst und die unendlich schwer auf mir lasten werden, weil ich meine Freiheit so über alles liebe. Aber es erfüllt mich mit Riesenstolz, daß ich alles dies um meiner Liebe willen auf mich nehmen will. Ich schulde Dir soviel, Du hast mich soviel Gutes und Anständiges gelehrt, von dem noch niemand mir je gesprochen hatte. Ach, wenn wir uns doch eher begegnet wären! Doch, – Du konntest noch gar nicht laufen, da lag ich schon in den Armen der Männer. Aber kein einziger von ihnen kann sich rühmen, mich zu einem solchen Entschluß bestimmt zu haben, nur, um ihn noch etwas länger festzuhalten. Kehre also wieder, wann Du willst, die Wohnung ist leer. Ich habe alle meine Sachen zusammengepackt. Das war das Schlimmste, alle Andenken und Schubladen auszukramen. Du wirst nur noch mein Bild vorfinden, das wird Dich nicht belasten. Nur um ein paar gute Blicke wird es Dich anbetteln. Ach, mein Freund, mein Freund, wenn Du mir nur den Sonntag geben willst und meinen kleinen Platz in Deinem Arm, – meinen kleinen Platz, Du kennst ihn ...“ Und dann kamen Zärtlichkeiten, leidenschaftliche Liebesworte.

„Und von meinen Wechseln sagt sie gar nichts?“ fragte Onkel Césaire schüchtern.

„Sie schickt sie dir zurück. Du sollst ihr das Geld wiedergeben, wenn du reich bist.“

Der Onkel stieß einen erleichterten Seufzer aus. Er runzelte die Stirn vor Befriedigung und sagte mit ernster Wichtigkeit in seinem

südfranzösischen Tonfall: „Was soll ich dir sagen? Diese Frau ist eine Heilige“

Dann sprang er mit seiner üblichen Beweglichkeit, seinem völligen Mangel an Logik auf etwas ganz anderes über: „Was für eine Leidenschaft, mein Junge, was für ein Feuer! Mir wird ganz warm davon, wie damals, als Courbebaisse mir seinen Briefwechsel mit der Mornas vorlas ...“

Noch einmal mußte Jean die ganze erste Reise seines Onkels nach Paris über sich ergehen lassen, das Hotel Cujas, den tollen kleinen Backfisch. Aber er hörte nicht zu, er lehnte sich auf die Fensterbrüstung und lauschte in die stille, in volles Mondlicht gebadete Nacht hinaus, die so hell war, daß die Hähne sich täuschen ließen und wie in den Tag hinauskrähten.

Das war also die Erlösung durch die Liebe, von der die Dichter immer reden! Er empfand hohen Stolz, als er daran dachte, daß all die großen, die berühmten Männer, die Fanny vor ihm geliebt hatte, sie nur immer mehr verdorben hatten, statt sie zu bessern. Er aber würde sie nun durch die Kraft seiner Anständigkeit vielleicht für immer aus dem Sumpf des Lasters ziehen. Er war ihr dankbar, daß sie diese Zwischenlösung gefunden hatte, diesen halben Bruch, bei dem sie sich langsam an die Arbeit gewöhnen würde, die für ihre unabhängige Natur so schwierig war. Mit väterlichem Ton, wie ein ganz alter Herr, schrieb er ihr am nächsten Tage, um ihre guten Vorsätze zu ermutigen und sich überaus besorgt nach dem Ruf des Hotels und seiner Gäste zu erkundigen; denn er mißtraute ihrer Nachgiebigkeit und dem Achselzucken, mit dem sie sich in alles fügte: „Was willst du denn? So ist es nun einmal ...“

Leicht lenkbar wie ein ganz kleines Mädchen schilderte ihm Fanny postwendend ihr Hotel. Eine richtige Familienpension, von Ausländern bewohnt. Im ersten Stock Peruaner: Vater und Mutter mit zahlreichen Kindern und vielen Angestellten. Im zweiten Stock: Russen und ein reicher Holländer, ein Korallenhändler. Im dritten Stock: zwei Stallmeister des Hippodroms, gepflegt, sehr

englisch, sehr comme il faut. Außerdem ein sehr interessantes Pärchen: Mademoiselle Minna Vogel, eine Zitherspielerin aus Stuttgart, mit ihrem Bruder Leo, einem armen kleinen Schwindsüchtigen, der gezwungen gewesen war, sein Klarinetten-Studium auf dem Pariser Konservatorium abubrechen, und zu dessen Pflege die große Schwester hergekommen war. Die beiden hatten keine anderen Einnahmen als die Überschüsse von ein paar Konzerten. Damit bezahlten sie die Pension.

„Man kann sich, wie Du siehst, nichts Rührenderes und Wohlanständigeres vorstellen, mein Geliebter. Ich selbst gelte hier als Witwe, und man nimmt größte Rücksicht auf mich. Ich würde es auch nicht dulden, daß es anders wäre, denn Deine Frau soll geachtet sein. Wenn ich sage: Deine Frau’, so mußt Du mich richtig verstehen. Ich weiß, Du wirst eines Tages von mir gehen, ich werde Dich verlieren. Aber nach Dir wird kein anderer mehr kommen. Ich werde nur immer Dir gehören, ich werde mich alle Zeit an Deine Zärtlichkeiten erinnern und an die guten Regungen, die Du in mir geweckt hast. Das ist drollig, nicht wahr? Eine tugendhafte Sapho! Jawohl, tugendhaft, wenn Du nicht mehr da sein wirst. Für Dich aber bleibe ich die, als die Du mich geliebt hast, voller Leidenschaft und voller Feuer ... Ich bete Dich an.“

*

Plötzlich wurde Jean von einer großen, gelangweilten Trauer ergriffen. Eine solche Rückkehr des verlorenen Sohnes leidet nach der Wiedersehensfreude, nach dem gemästeten Kalb und den Zärtlichkeiten immer unter der Verzauberung des Nomadenlebens, unter der Sehnsucht nach den Trebern, die die Säue fraßen und nach der trägen Herde, die er gehütet hat. Die Dinge und das Wesen verlieren den Glanz und werden plötzlich hüllen- und farblos. Der Morgen des provencalischen Winters hatte für ihn nicht mehr seinen friskühlen Frohsinn, es zog ihn nicht mehr auf die Pirsch nach den schönen, goldfarbenen Fischottern an den Uferböschungen, und die Jagd auf Wildenten vom Kahn des alten Abrieu aus reizte ihn nicht. Jean fand den Wind scharf, das Wasser rau, und

die Spaziergänge mit dem Onkel durch die überschwemmten Weingärten, während der ihm sein System von Kanälen, Pumpwerken und Laufgräben ‘erklärte, langweilten ihn böseartig.

Das Dorf, das er in den ersten Tagen seiner Rückkehr als den Ort seiner fröhlichen Kinderspiele wiedergesehen hatte, mit seinen alten Hütten, von denen einige leer standen, roch nach dem Tode und nach der Verlassenheit eines italienischen Dorfes. Wenn er zur Post ging, saßen auf allen Steinbänken vor den Häusern kleine, krumme Männer mit Pulswärmern und alte Frauen mit hängendem Kinn unter der dichtanliegenden Haube. Sie hatten die kleinen, hellen und funkelnden Augen von Eidechsen, die sich auf den alten Mauern sonnen. Ihr Geschwätz mußte er anhören, daß er glaubte, die Ohren platzten ihm.

Es waren immer die gleichen Klagen: der Tod der Weinberge, das Ende der Krappanpflanzungen, die Krankheit der Maulbeerbäume, die sieben ägyptischen Plagen, welche die schöne Provence heimsuchten. Um ihnen aus dem Wege zu gehen, kehrte er manchmal auf den abschüssigen Wegen heim, die die alten Umfassungsmauern des Papst-Schlusses begleiten. Es waren verlassene Pfade, von Unkraut überwuchert, die noch unter dem Schatten des Mittelalters lagen. Dort traf er eines Tages den Pfarrer Malassagne, der eben von der Messe kam, mit großen ärgerlichen Schritten und schiefem Bäffchen, die Soutane mit beiden Händen hochgehoben wegen der Dornen und der Kletten. Die Priester blieb stehen und donnerte gegen die Gottlosigkeit der Bauern und die Niedertracht des Gemeinderates. Er schleuderte seinen Fluch über die Felder, die Tiere und die Menschen, über die Sündenböcke, die nicht mehr zum Gottesdienst kamen, die ihre Toten ohne die heiligen Sakramente beerdigten und sich mit Magnetismus und Spiritismus behandelten, um den Priester und den Arzt zu sparen.

„Ja, Monsieur d’Armandy, der Spiritismus! Soweit ist es mit unseren Bauern gekommen! Und da sollten die Reben nicht krank werden!“

Jean, der den lodernden Brief Fannys in der Tasche hatte, hörte

abwesend zu und entfloh der Bußpredigt des Priesters, so schnell er konnte. Er kehrte nach Castelet zurück, um in einer Felshöhle vor dem Winde Schutz zu suchen, der überall wehte. Es war ein Versteck, das die ganze Sonne des Sommers im Stein aufgespeichert zu haben schien. Er suchte den einsamsten, mildesten Winkel auf. Gestrüpp und wilde Eichen wucherten hinein. Dort vergrub er sich, um seinen Brief zu lesen. Langsam geriet er unter dem feinen Duft, den er ausströmte, unter der Zärtlichkeit der Worte, unter den Bildern, die er heraufbeschwor, in einen Rausch der Sinne, der seinen Puls beschleunigte, der ihn bezauberte. So sehr, daß er sogar den Fluß, die bewaldeten Inseln, die Dörfer in den Tälern, das ganze Rund des gewaltigen, winddurchfluteten Tales vergaß, als wäre es eine unnötige Kulisse. Er war in Paris in der Wohnung an der Rue d'Amsterdam, gegenüber dem Bahnhof mit seinen grauen Dächern, ein Opfer ihrer hemmungslosen Zärtlichkeiten, ihres rasenden Verlangens, in dem sie sich wie Ertrinkende aneinander klammerten.

Plötzlich Schritte auf dem Pfad und helles Lachen: „Da ist er!“ Seine Schwestern tauchten auf, mit kleinen, nackten Beinen stolpten sie durch das Lavendelkraut, geführt von dem Hund Miracle, der ganz stolz war, seinen Herrn aufgespürt zu haben und vor Siegesfreude mit dem Schweif wedelte. Aber Jean stieß ihn mit dem Fuß zurück und wies die schüchternen Angebote der beiden kleinen Mädchen zum Versteck- oder Kriegenspielen brüsk ab. Dabei hatte er sie gern, die kleinen Zwillinge, die ein wenig in ihren immer so fernen großen Bruder verliebt waren. Nach seiner Ankunft war er mit ihnen wieder zum Kind geworden. Er freute sich an der Verschiedenheit der beiden reizenden Mädels, die zu gleicher Zeit geboren und doch gar nicht zu vergleichen waren. Die eine hoch aufgeschossen, dunkel, mit lockigem Haar, zugleich mystisch und hingebungsvoll. Sie war durch das Legendenbuch des Pfarrers auf den Einfall mit dem Boot gekommen, und wie eine kleine Maria ägyptiaca hatte sie die blonde Marthe mitgerissen, die weich und süß war und ihrer Mutter und ihrem Bruder

glich.

Jetzt aber verabscheute er die Unterbrechung, weil sie ihn aus seinen Erinnerungen riß, weil die unschuldigen Scherze der Kinder ihn diesem koketten Duft entreißen wollten, mit dem ihn der Brief seiner Geliebten umgab. „Nein, laßt mich in Frieden, ich muß arbeiten.“ Er kehrte zurück ins Haus mit der Absicht, sich auf seinem Zimmer einzuschließen. Da rief ihn sein Vater im Vorübergehen an: „Bist du es, Jean? Ich muß dir etwas erzählen.“

Jeden Tag brachte die Post neue Unannehmlichkeiten. Der Konsul war von Natur aus düster und hatte sich aus dem Fernen Osten eine schweigende Feierlichkeit bewahrt, von plötzlichen Erinnerungen unterbrochen: „Als ich noch Konsul in Hongkong war“, die dann mit elementarer Plötzlichkeit ausbrachen. Während Jean seinem Vater, der die Morgenzeitungen las und mit ihm besprach, zuhörte, betrachtete er auf dem Kamin die Sapho von Caoudal, mit ihrem um die Knie geschlungenen Armen, die Lyra neben sich: „Die ganze Lyra ...“ – eine Bronze, die vor zwanzig Jahren gekauft worden war, als man Castelet neu eingerichtet hatte. Und diese Bronze, die in jedem Laden zu haben war und die ihm in Paris in den Schaufenstern Übelkeit verursachte, weckte hier in seiner Einsamkeit das Gefühl der Liebe. Ihm kam das Verlangen, diese Schultern zu küssen, die kalten und blanken Arme zu lösen und ihre Stimme zu hören: „Für dich bin ich Sapho, – aber eben nur für dich!“

Das verführerische Bild ging mit ihm, als er das Zimmer verließ, hallte wider im Geräusch seiner Schritte auf der großen, gewichtigen Treppe. „Sapho“ tickte das Pendel der alten Uhr, flüsterte der Wind auf den kühlen, fliesenbedeckten Fluren. Ihren Namen fand er in allen Bänden der kleinen, ländlichen Bibliothek, den alten Büchern mit rotem Schnitt, in denen sich Krümchen seiner kindlichen Mahlzeiten bewahrt hatten. Und dieses belastende Erinnern verfolgte ihn bis an das mütterliche Zimmer, wo Divonne die Kranke frisierte und ihr die schönen, weiß gewordenen Haare aus dem Gesicht strich, das friedlich und farbig geblieben war, trotz

der dauernden Qualen.

„Ach, da ist unser Jean“, sagte die Mutter. Aber dieser Jean war nur körperlich da. Sein Geist kämpfte gegen das Bild, das nicht weichen wollte. Tante Divonne, mit dem bloßen Hals, der kleinen Haube, den weißen Armen unter den aufgekrempeelten Ärmeln ihres Kleides war eine ganz andere Frau, wie sie sich ihrer Tätigkeit *widmete*, die immer eine der ersten ihres Tageslaufs war und die sie nie aus der Hand gab: sie glich Fanny, die von der Wolke der ersten Zigarette umgeben aus dem Bette sprang. Jean haderte mit sich wegen dieser Gedanken, die ihm den Raum zu entweihen schienen. – Aber was sollte er nur machen, um ihnen Einhalt zu gebieten?

„Unser Junge ist nicht mehr der alte, Divonne“, sagte Madame Gaussin traurig, „was hat er nur?“ Sie grübelten gemeinsam. Auch Divonne hatte in ihrer Unschuld keinen Verdacht. Sie hätte den jungen Mann am liebsten gefragt, aber er ging ihr offensichtlich aus dem Wege und schien jedes Alleinsein mit ihr zu vermeiden. Einmal hatte sie ihn belauert und überraschte ihn in der Felshöhle, fiebernd unter der Bedrückung seiner Briefe und seiner bösen Träume. Er erhob sich mit düsterem Blick. Sie hielt ihn zurück und setzte sich dicht neben ihn auf den heißen Stein: „Du hast kein Vertrauen mehr zu mir? Bin ich denn nicht deine Divonne, der du früher all deine Sorgen anvertrautest?“

„Aber doch, aber doch!“ stammelte er, verwirrt durch ihren zärtlichen Ton und wandte die Augen ab, damit sie in ihnen nichts von dem soeben Gelesenen wiederfände, von den Liebesanrufen, den glühenden Schreien, der Raserei der Leidenschaft.

„Was hast du? Warum bist du so traurig?“ murmelte Divonne mit schmeichelnder Stimme, als spräche sie zu einem Kinde. Er war immer noch ein wenig ihr kleiner Junge. Er blieb für sie der Zehnjährige, dem die ersten Zeichen der Reifezeit zu schaffen machten. Er aber, dessen Phantasie durch Fannys Brief schon erregt war, wußte nicht mehr aus noch ein. Ihre körperliche Nähe verwirrte ihn; der frische, lebhaft durchblutete Mund und die feinen Locken

über der Stirn, die der Wind zerzaust hatte, waren ihm wie eine Versuchung. Die Lehre Saphos: „Die Frauen sind alle gleich! Einem Manne gegenüber haben sie nur einen Gedanken ...“ ließen ihn das glückliche Lächeln und ihre Geste, mit der sie ihn zärtlich festhalten wollte, so deuten, daß er sich selber deswegen verabscheute. Plötzlich fühlte er sich schwindlig, ein böses, niederträchtiges Verlangen stieg in ihm auf und die Anstrengung, ihm zu widerstehen, schüttelte ihn am ganzen Leibe. Divonne bekam einen Schreck, als sie sah, daß er leichenblaß war und mit den Zähnen aufeinander schlug. Der Arme, er mußte Fieber haben! Mit zärtlicher Bewegung nahm sie das große Umschlagetuch ab, um es ihm um die Schultern zu legen. Da fühlte sie sich plötzlich ergriffen und umarmt. Besessene, unbeherrschte Küsse brannten ihr im Nacken, auf den Schultern, überall dort, wo ihre Haut jetzt der Sonne freilag. Sie hatte keine Zeit zu schreien, oder ihn abzuschütteln, vielleicht begriff sie nicht einmal richtig, was da vor sich ging. „Ach, ich bin wahnsinnig, bin wahnsinnig!“ schrie er; ließ sie los und war schon weit weg auf dem Abhang, dessen Steine wie drohend unter seinen Füßen talab zu rollen begannen.

Noch am gleichen Tage kündigte Jean beim Essen an, er müsse noch am Abend reisen, auf Anordnung des Ministeriums.

„Jetzt schon? Du hattest doch gesagt ... du bist doch gerade erst angekommen ...“ Erstaunte Ausrufe, Bitten, er solle noch bleiben. Aber er konnte nicht mehr bei ihnen sein, denn in alle seine zärtlichen Gefühle für die Seinen mischte sich der entnervende und verderbliche Einfluß Saphos.

Übrigens, hatte er seiner Familie nicht schon das allergrößte Opfer gebracht, indem er auf das Zusammensein mit Fanny verzichtete? Der endgültige Bruch würde nur noch wenig auf sich warten lassen. Dann wollte er wiederkehren, und dann würde ihn das Zusammensein mit all den aufrechten und ehrlichen Menschen nicht mehr verwirren, ihm nicht mehr peinlich sein.

Es war schon Nacht. Alles im Hause schlief, kein Lichtschein drang mehr nach draußen, als Césaire vom Bahnhof in Avignon

zurückkam. Er hatte seinen Neffen an den Zug gebracht. Nachdem er dem Pferd den Hafer vorgeschüttet und den Himmel betrachtet hatte, wie es Landleute immer tun, um das Wetter des nächsten Tages zu beurteilen, wollte er ins Haus gehen. Da sah er eine weiße Gestalt auf der Terrasse auf einer Bank sitzen.

„Bist du es, Divonne?“

„Ja, ich habe auf dich gewartet.“

Sie war den ganzen Tag über sehr beschäftigt und kam selten mit ihrem „Taugenichts“ in Berührung. So hatten sie nur den Abend, um ein wenig zu plaudern und zusammen einen kleinen Spaziergang zu machen. War es die kurze Szene zwischen ihr und Jean, die sie beim Nachgrübeln darüber begriffen hatte und besser begriffen hatte, als er ihr eigentlich lieb war? War es die Erregung, weil die arme Mutter den ganzen Tag lang still in sich hineingeweint hatte? Ihre Stimme war anders geworden; in dieser sonst so ruhigen, pflichtbewußten Frau war eine ganz außergewöhnliche innere Unruhe. „Weißt du etwas? – Warum ist er so plötzlich weg?“

Sie glaubte nicht an diese Geschichte mit dem Ministerium. Sie konnte den Verdacht nicht loswerden, es sei irgendeine böse Liebchaft, die das Kind seiner Familie entfremdete. Es gab so viele Gefahren, so tödliche Begegnungen in diesem verlorenen Paris.

Césaire, der gar nicht imstande war, ihr etwas zu verbergen, gestand. Es gebe wirklich im Leben Jeans eine Frau, aber das sei ein herzensgutes Wesen, das nicht fähig sei, ihn den Seinen zu entfremden. Und er sprach von ihrer Anhänglichkeit, von den rührenden Briefen, die sie schrieb, lobte vor allem ihren mutigen Entschluß zu arbeiten, – etwas, was der Bäuerin gar nicht so außergewöhnlich erschien, denn schließlich mußte man ja arbeiten, um zu leben.

„Diese Art Frauen nicht“, sagte Césaire.

„So eine ist es also! Und du bist zu ihnen in die Wohnung gegangen?“

„Ich schwöre dir, Divonne, seit sie ihn kennt, gibt es keine keu-

schere, keine ehrenwertere Frau. Die Liebe hat sie auf den rechten Weg gebracht.“

Aber das waren viel zu große, pathetische Worte, die Divonne nicht begriff. Für sie gehörte diese Frau in jene Kategorie, die sie „die schlechten Weiber“ nannte, und der Gedanke, daß ihr Jean das Opfer eines derartigen Geschöpfes geworden sei, empörte sie. Wenn der Konsul etwas davon ahnte!

Césaire versuchte, sie zu beruhigen. Er legte sein gutmütiges Gesicht in ein wenig zu welt-weise Falten und versicherte ihr, wenn man so alt sei wie Jean, käme man eben nicht ohne Frau aus. „Das wäre ja noch schöner, dann soll er heiraten“, sagte sie darauf fest und bestimmt.

„Schließlich leben sie ja gar nicht mehr zusammen, und dann ...“

Darauf sie im ernstesten Ton: „Hör mich an Césaire; du weißt, was man bei uns sagt: das Unglück ist immer dauerhafter als der, der es heraufbeschwört. Wenn es wirklich so ist, wie du es sagst, wenn Jean diese Frau aus dem Sumpf gezogen hat, hat er sich vielleicht bei diesem traurigen Tun selbst sehr beschmutzt. Es ist zwar möglich, daß sie dadurch besser und anständiger geworden ist; wer weiß aber, ob das Böse, das in ihr war, nicht unseren Jungen bis ins Herz verdorben hat?“

Sie kamen auf die Terrasse zurück. Eine friedliche und sternklare Nacht hing über dem schweigenden Tal, in dem nichts lebte als das gleißende Licht des Mondes, der rauschende Fluß und die von Silber übergossenen Teiche. Man atmete die Ruhe, die Lebensferne, die große Erholung eines traumlosen Schlafes. Plötzlich donnerte der Eisenbahnzug am Ufer der Rhône entlang und sein dumpfes, mächtiges Rollen drang zu ihnen herauf.

„Oh, dieses Paris!“ sagte Divonne und drohte dem unsichtbaren Feind mit der Faust. Der ganze Zorn des Landes gegen die Stadt war in ihr mächtig. „Dieses Paris! Was gibt man ihm hin, – und was gibt es uns wieder!“

Es war neblig kalt, ein düsterer Nachmittag, vier Uhr. Selbst auf der breiten Champs-Élysées rollten die Wagen eilig, dumpf und wie auf Watte vorüber. Nur mit Mühe konnte Jean hinten in einem Gärtchen mit offenem Gittertor die großen Goldbuchstaben lesen, die in der Höhe der ersten Etage an einem luxuriösen, villenähnlichen Gebäude angebracht waren: „Möblierte Zimmer – Familienpension.“ Ein geschlossener Wagen wartete vor dem Eingang.

Jean stieß die Tür zum Geschäftszimmer auf und sah sofort, was er suchte. Fanny saß unter dem Fenster und blätterte in einem großen Kontobuch. Ihr gegenüber eine andere Frau, groß und elegant, ein Taschentuch und einen kleinen Pompadour in der Hand: „Sie wünschen, mein Herr?“ Da erst erkannte Fanny ihn, stand auf, ein wenig erregt, ging an der Dame vorüber und sagte leise zu ihr: „Das ist der Junge ...“ Die andere musterte Gaussin vom Kopf bis zu den Füßen mit der kaltblütigen, abschätzenden Gemessenheit, die aus der Erfahrung kommt, und sagte dann sehr laut und ohne sich Zwang aufzuerlegen: „Gebt euch einen Kuß, Kinder, ich sehe nicht hin.“ Dann setzte sie sich an Fannys Platz und fuhr fort, ihre Zahlen zu überprüfen.

Sie hatten sich bei den Händen ergriffen und flüsterten sich alberne Sätze zu: „Wie geht es?“ „Danke, nicht schlecht.“ „Also, du bist gestern abend abgereist?“ Aber die Erregung ihrer Stimmen gab den Worten den wahren Sinn. Dann setzten sie sich auf den Diwan und faßten sich ein wenig: „Hast du denn meine Chefin nicht erkannt?“ fragte Fanny leise. „Du hast sie doch schon gesehen. Auf dem Ball bei Déchelette als spanische Braut. Nun ja, als Braut vielleicht schon reichlich abgeblüht ...“

„Das ist also ...?“

„Rosario Sanchés. Die Freundin von de Potter.“

Diese Rosario, – Rosa, – deren Name in allen Nachtlokalen von Paris bekannt war, und der immer mit wenig freundlichen Beinamen geschmückt wurde, war eine ehemalige Wagenlenkerin aus dem Hippodrom, in der ganzen Lebewelt bekannt wegen ihrer zynischen Hemmungslosigkeit, ihrer unbeherrschten Offenheit, und bei den Männern dieser Kreise sehr beliebt. Sie führte sie wie Pferde am Zügel.

Sie war Spanierin aus Oran und war mehr schön als hübsch gewesen. Immer noch machte sie bei Lampenlicht einigen Eindruck durch ihre braunschwarzen Augen, durch ihre in der Mitte zusammengewachsenen Brauen. Aber hier, selbst in diesem Zwielicht, sah man ihr die fünfzig Jahre an. Sie hatten sich auf einem harten, ausdruckslosen Gesicht eingegraben und auf der künstlich gestrafften Haut, die so gelb war wie eine Zitrone ihrer Heimat. Sie war jahrelang sehr befreundet mit Fanny gewesen und hatte ihr eine Zeitlang die Liebhaber zugeführt. Allein der Name versetzte Jean in Angst und Schrecken.

Fanny, die das Zittern seines Armes richtig deutete, versuchte sich zu rechtfertigen. An wen hätte sie sich denn sonst wenden sollen, um eine Stellung zu finden? Da durfte man nicht wählerisch sein. Im übrigen verhielte sich Rosa jetzt sehr ruhig. Sie sei reich, sehr reich, und lebe in ihrer Villa in Enghien, oder in ihrem Palais an der Avenue de Villiers, empfinde dort ein paar Freunde, aber nur e i n e n Liebhaber und immer noch denselben, ihren Musiker.

„de Potter?“ fragte Jean, „ich glaubte, der sei verheiratet.“ „Ja, wohl, verheiratet, sogar Kinder. Es heißt, seine Frau sei sehr hübsch. Das hat ihn nicht gehindert, auf seine ehemalige ... zurückzukommen. Wenn du sähest, wie sie mit ihm redet, wie sie ihn behandelt, – ach, den hat es wirklich gründlich erwischt.“

Sie drückte ihm die Hand mit zärtlichem Vorwurf. In diesem Augenblick unterbrach die Dame ihre Lektüre und wandte sich an ihren Pompadour, der an seiner Schnur hin- und herschwankte:

„Aber verhalte dich doch ruhig ...“ Dann in herrschendem Ton zu ihrer Geschäftsführerin: „Gib mir schnell ein Stück Zucker für Bichito!“ Fanny erhob sich, brachte den Zucker und hielt ihn mit kleinen Schmeicheleien und kindlich albernen Worten an die Öffnung des Beutels. „Schau dir doch das reizende Tier an“, sagte sie zu Jean. Im Beutel steckte, ganz in Watte gehüllt, eine Art riesiger, unförmiger und narbiger Eidechse mit gezacktem Kamm, unförmigem Kopf und zitternder, gallertartiger Haut, ein Chamäleon, das Rosa aus Algier geschickt bekommen hatte und das sie mit Mühe und Wärme über den Pariser Winter zu bringen suchte. Sie himmelte es an wie niemals einen Mann, und Jean erkannte an dem einschmeichelnden Getue Fannys mit dem abstoßend häßlichen Tier, welche Stellung es im Hause einnahm.

Die Dame klappte das Buch zu, sie wollte gehen. „Gar nicht so schlecht für die zweite Monatshälfte ... Nur Augen auf, Finger lang!“ Sie warf noch einen Herrscherblick durch den kleinen Salon mit den Möbeln aus gepreßtem Plüsch, blies ein wenig Staub von der Palme auf dem Tischchen, bemerkte einen Riß in den Fenstervorhängen. Dann wandte sie sich abschließend an Jean und Fanny und mahnte sie herablassend: „Ihr wißt, Kinder, keine Dummheiten ... Dies ist ein anständiges Haus!“ Darauf stieg sie in den Wagen, der sie vor der Tür erwartete und fuhr weg, um sich auf ihre Spazierfahrt durch den Park zu begeben.

„Du kannst mir glauben, daß man hier Nerven braucht“, sagte Fanny. „Zweimal in der Woche habe ich sie oder ihre Mutter auf dem Hals. Und die Mutter ist noch viel abscheulicher und viel kleinlicher. Nur meine Liebe zu dir hält mich in dieser Bude. Aber nun bist du ja endlich da, ich habe dich wieder. Ich habe solche Angst gehabt.“

Sie umarmte ihn lange, preßte ihre Lippen auf die seinen und fühlte aus der Leidenschaft seines Kusses, daß er ihr noch ganz gehörte. Aber auf dem Flur war ein dauerndes Kommen und Gehen, und sie mußten sehr vorsichtig sein. Als man die Lampe gebracht hatte, setzte sie sich auf ihren gewöhnlichen Platz, eine kleine Hand-

arbeit in den Händen. Er stand dicht neben ihr wie ein Besucher.

„Habe ich mich sehr verändert? Sieht mir das noch irgendwie ähnlich?“ Sie lächelte, als sie ihm ihre Häkelarbeit zeigte, an der sie mit dem Ungeschick eines ganz kleinen Mädchens arbeitete. Immer hatte sie die Nadelarbeit gehaßt. Ein Buch, ihr Klavier, ihre Zigarette, oder mit aufgekremelten Ärmeln bei der Zubereitung eines kleinen Gerichtes, – mit etwas anderem hatte sie sich nie beschäftigt. Aber hier, was sollte sie machen? Das Klavier im Salon, daran konnte sie den ganzen Tag über nicht denken. Sie mußte sich ja im Büro aufhalten. Romane? Sie kannte ganz andere Geschichten als diejenigen, die darin standen. Als Ersatz für die hier verpönte Zigarette hatte sie diese Spitze angefangen, damit ihre Finger beschäftigt waren, und die Gedanken freien Lauf hatten. Jetzt begriff sie die Vorliebe der Frauen für solche kleinen Arbeiten, die sie bisher immer verachtet hatte. Und während sie ungeschickt eine Masche wieder aufnahm, so hingeeben wie nur jemand, der überhaupt keine Übung darin besitzt, betrachtete Jean sie. Ausgeruht, ja, das war sie in ihrem einfachen Kleid mit dem kleinen, gestärkten Kragen. Die Haare trug sie glatt gekämmt, was dem antiken Oval ihres Gesichtes einen so gesetzten, so vernünftigen Ausdruck gab. Draußen fuhren, prächtig aufgemacht, dauernd die Modedämchen in ihren offenen Wagen vorbei. Aber Fanny schien sich gar nicht nach dem glänzenden triumphierenden Laster zu sehnen, an dem sie auch hätte teilhaben können, und das sie um seinetwillen abgeschüttelt hatte. Wenn er nur bereit war, sie von Zeit zu Zeit zu besuchen, dann würde sie sehr gern dieses Leben der Knechtschaft auf sich nehmen, ihm sogar noch interessante Seiten abgewinnen.

Alle Pensionsgäste bewunderten sie. Die Frauen, Ausländerinnen, die gar keinen Geschmack besaßen, zogen sie beim Kauf ihrer Toiletten zu Rate. Sie gab der älteren der kleinen Peruanerinnen Gesangsunterricht und riet den Herren, was für ein Buch sie lesen, in was für ein Theater sie gehen sollten. Die Herren behandelten sie mit besonderer Rücksicht und Zuvorkommenheit. Besonders

einer, der Holländer aus dem zweiten Stock. „Er setzt sich dorthin, wo du jetzt sitzt und schaut mich unentwegt an, bis ich zu ihm sage: ‚Kuyper, Sie fallen mir auf die Nerven!‘ Dann antwortete er: ‚Kut‘ und geht. Er hat mir diese kleine Korallenbrosche geschenkt. Sie ist fünf Franken wert. Weißt du, ich habe sie angenommen, um Ruhe zu haben.“

Ein Kellner trat ein und brachte ein Tablett, das er auf die eine Kante des Tisches stellte, nachdem er die Palme etwas zurückgeschoben hatte. „Hier esse ich immer ganz allein, eine Stunde vor der Table d’hôte.“ Sie zeigte ihm die ziemlich lange und reichhaltige Speisekarte. Die Geschäftsführerin hatte nur Anspruch auf zwei Gänge und die Suppe. „Daran siehst du, wie knauserig diese Rosario ist. Im übrigen bin ich ganz froh, daß ich hier allein essen kann. Dann brauche ich nicht zu reden und kann deine Briefe immer wieder lesen. Die leisten mir Gesellschaft.“

Sie unterbrach sich noch einmal, um ein Tischtuch und eine Serviette zu holen. Alle Augenblicke störte man sie. Bald mußte sie eine Anweisung geben, einen Schrank aufschließen, eine Beschwerde erledigen. Jean begriff, daß er störte, wenn er noch länger bliebe. Man brachte ihr das Abendessen, und das war richtig armselig: eine kleine Suppenterrine mit einer Portion dampfte auf dem Tisch. In ihnen beiden stieg der gleiche Gedanke hoch, die gleiche Sehnsucht nach ihrem ehemaligen Beieinander würgte sie. „Also bis Sonntag ... bis Sonntag“, murmelte sie ganz leise, als sie ihn wegschickte. Und da sie sich wegen des Kellners und der Pensionsgäste, die die Treppe herunterkamen, nicht umarmen konnten, nahm sie seine Hand und drückte sie lange an ihr Herz.

Den ganzen Abend und die ganze Nacht dachte er an sie und litt unter der demütigenden Sklaverei, die Fanny an diese ehemalige Kokotte und ihr dickes Reptil band. Außerdem beunruhigte ihn der Holländer. Bis zum Sonntag wurde er seines Lebens nicht froh. In Wirklichkeit war dieser halbe Bruch, der ohne Erschütterungen das Ende ihrer Bindung vorbereiten sollte, nichts anderes als der Schnitt mit dem Gärtnermesser, der den ermüdeten Baum

wieder ins Blühen zurückruft. Sie schrieben sich fast jeden Tag zärtliche Briefe, wie sie nur die Ungeduld der Liebenden hinkritzelt. Ab und zu gab es auch, wenn er aus dem Ministerium kam, eine kleine gedämpfte Plauderei im Büro, während sie handarbeitete. Wenn sie von ihm redete, hatte sie ihn in der Pension „ein Verwandter von mir“ genannt, und unter dem Deckmantel dieser vagen Bezeichnung konnte er manchmal einen Abend im Salon zubringen. Er lernte die peruanische Familie mit ihren unzähligen Töchtern kennen. Die Mädchen waren in schreienden Farben aufgeputzt und saßen im Salon herum wie Papageien im Käfig. Er hörte das Zitherspiel von Fräulein Minna Vogel, die ausschaute wie eine Hopfenstange, und sah ihren kranken, stummen Bruder, wie er leidenschaftlich mit dem Kopf den Rhythmus der Musik skandierte und mit den Fingern auf einer eingebildeten Klarinette spielte, – dem einzigen Instrument, das ihm erlaubt war. Er spielte Whist mit Fannys Holländer, einem dicken, kahlköpfigen Tölpel von unsauberem Äußeren, der alle sieben Weltmeere befahren hatte. Wenn man ihn nach irgendetwas aus Australien fragte, wo er Monate zugebracht hatte, antwortete er mit Augenrollen: „Rrrraten Sie einmal, wieviel die Kartoffeln in Melbourne kosteten?“ Denn nur eines war ihm in den Ländern, in die er gekommen war, aufgefallen: der hohe Preis der Kartoffeln.

Fanny war die Seele dieser Gesellschaft. Sie plauderte und sang und spielte die gebildete und mondäne Pariserin. Was noch von der Boheme an ihr war, entging diesen Exoten, oder sie hielten es für einen besonderen Reiz. Sie blendete sie durch ihre Beziehungen zu den berühmten Persönlichkeiten aus Kunst und Literatur. Der Russin, die in die Werke von Dejoie vernarrt war, beschrieb sie, wie der Romancier gearbeitet hatte, zählte ihr auf, wieviel Tassen Kaffee er während einer Nacht getrunken hatte, und gab ihr Auskunft über das genaue, geradezu lächerliche Honorar, mit dem die Verleger der „Cenderinette“ dieses Meisterwerk bezahlt hatten, das ihnen nachher ein Vermögen einbrachte. Die Erfolge seiner Geliebten machten Gaussin so stolz, daß er vergaß, eifer-

süchtig zu sein, und daß er bereitwillig ihre Worte bestätigte, wenn jemand sie in Zweifel stellte. Wenn er sie in dem friedlichen, von gedämpften Lampenlicht erleuchteten Salon beobachtete, wie sie den Tee servierte, wie sie den Gesang der jungen Mädchen am Klavier begleitete und ihnen wie eine große Schwester Ratschläge gab, hatte es für ihn einen eigenen Reiz, sie sich anders vorzustellen. Nämlich so, wie sie bei ihm am Sonntagmorgen ankam, durchnäßt und zitternd; ohne sich nur dem Feuer zu nähern, das ihr zu Ehren brannte, schlüpfte sie hastig aus den Kleidern und zu ihm in das große Bett, preßte sich eng an ihn. Mit heißen Umarmungen, mit nicht endenwollenden Zärtlichkeiten rächte sie sich dann für den Zwang einer ganzen Woche, für das Getrenntsein von ihm, das das Verlangen und damit ihre Liebe wach hielt.

Die Stunden gingen vorüber wie nichts. Sie blieben bis zum Abend im Bett. Sonst hatten sie zu nichts Lust. Keine Vergnügungen, keine Besuche. Nicht einmal zu den früheren Nachbarn führen sie hinaus. Die Hettémas hatten sich nämlich aus Sparsamkeitsgründen entschlossen, aufs Land zu ziehen. Wenn das kleine Mittagessen fertig war und neben ihnen stand, hörten sie, völlig in Nichts versunken, den Lärm des Pariser Sonntags, der auf der Straße brodelte, das Pfeifen der Züge, das Rollen der vollen Droschken. Und der Regen, der in großen Tropfen auf das Wellblechdach des Balkons trommelte, war zusammen mit dem überstürzten Klopfen ihrer Herzen der Taktschlag dieser Lebensferne, die in die Dämmerung hinüberglitt, ohne daß sie die Stunde bemerkten.

Dann warfen die Gasflammen, die man gegenüber anzündete, ihren fahlen Schein auf die Tapeten, und es war Zeit aufzustehen. Fanny mußte um sieben Uhr in der Pension sein. Im Halbdämmern des Zimmers kamen ihr all ihr Ärger, all ihre Mutlosigkeit viel schwerer, viel grausamer vor. Widerwillig zog sie die feuchten Stiefel, die schwarzen Röcke, das dunkle Dienstmädchenkleid an, die Uniform der armen Frauen. Die geliebten Dinge um sie herum, die Möbel, das kleine Ankleidekabinett aus den schönen Tagen

vergrößerten ihren Schmerz noch. Sie preßte ein „Aber jetzt los! – aus sich heraus, und damit sie länger beisammen bleiben konnten, brachte Jean sie in die Pension. Langsam, eng umschlungen, gingen sie die Champs-Élysées hinauf, fahl beleuchtet von der doppelten Reihe der Straßenlaternen, vor sich den Triumphbogen, der sich undeutlich vom Horizont abhob. In einem Winkel des Himmels wurden die ersten zwei oder drei Sterne sichtbar. An der Ecke der Rue Pergolése, ganz in der Nähe der Pension, hob sie den Schleier zu einem letzten Kuß und verließ ihn. Er wußte nicht, wohin er gehen sollte, seine vier Wände ödeten ihn an. So spät wie möglich kehrte er nach Hause zurück und verfluchte sein Elend. Fast hätte er seiner Familie in Castelet das Opfer übelgenommen, das er sich um ihretwillen auferlegt hatte.

Zwei oder drei Monate schleppten sie sich durch dieses Dasein, das gegen Ende völlig unerträglich geworden war. Jean hatte seine Besuche in der Pension wegen des Dienstbotenklatsches einschränken müssen, und Fanny kam durch die Habgier der Mutter und Tochter Sanchés täglich der Verzweiflung näher. Insgeheim hatte sie die Absicht, wieder mit Jean zusammenzuziehen und ihr Leben zu zweit wieder aufzunehmen, denn sie merkte, daß auch ihr Liebhaber am Rande seiner Kräfte war. Aber sie wollte zu gern, daß er zuerst davon anfinde.

*

Eines Sonntags im April erschien Fanny hübscher angezogen als gewöhnlich, mit rundem Hütchen, in einem ganz einfachen Frühjahrskleid, – man war ja nicht reich, – das aber ihren schönen Formen besonders gut stand.

„Steh schnell auf, wir wollen auf dem Lande essen.“

„Auf dem Lande?“

„Ja, in Enghien bei Rosa. Sie hat uns beide eingeladen.“

Zuerst sagte er „Nein“, aber sie bestand darauf. Rosa würde eine Absage niemals verzeihen. „Du kannst es wirklich um. meinetwillen tun. Mir scheint, ich selber tue wohl genug für dich.“

Es war am Ufer des Sees von Enghien. Davor ein riesiger Rasen,

der sich zu einem kleinen Hafen hinabsenkte, auf dem ein paar Jollen und Gondeln schwankten; ein großes Marmor-Schlößchen, wunderbar gebaut und eingerichtet. Alle Decken und Spiegelwände reflektierten das Funkeln des Wassers und den entzückenden Zauber eines Parkes, der schon vorzeitig grün geworden war und in dem der Flieder blühte. Die tadellosen Livreen der Dienerschaft und die Parkwege, auf denen nicht ein einziges Blättchen lag, machten der doppelten Aufsicht von Rosario und der alten Pilar alle Ehre. Man saß schon zu Tisch, als die beiden ankamen. Ihnen war ein falscher Weg gezeigt worden; und sie hatten einen Umweg von einer Stunde um den ganzen See machen müssen, auf engen Pfaden am Fuße hoher Gartenmauern. Jean hatte Mühe, die Fassung zu bewahren, denn die Begrüßung von seiten der Hausherrin fiel mehr als kühl aus. Rosa war wütend, daß man sie hatte warten lassen. Das war aber noch nicht das Schlimmste. Ihm bot sich ein merkwürdiger Anblick: drei alte Parzen saßen um den Tisch herum, denen Rosa ihn mit ihrer Kutscherstimme vorstellte, drei große Kokotten aus der Glanzzeit des zweiten Kaiserreiches. Sie trugen Namen, die ebenso berühmt waren wie die großer Dichter oder siegreicher Generäle. Elegant, nun ja, das waren sie immer noch, nach der neuesten Mode gekleidet, in frühlingshaften Farben, mit Schmuck behangen. Aber völlig verwelkt, maßlos geschminkt, schreiend aufgetakelt. Alle drei kannten Fanny und begrüßten sie etwas von oben herab: „Wie geht es, Kleine?“ Wirklich, mit ihrem Kleid zu drei Franken das Meter, ohne Schmuck außer der roten Brosche von Kuyper, sah sie aus wie ein Rekrut unter diesen entsetzlichen Resttruppen der Liebesarmee. Der prächtige Rahmen, das helle Licht, das Himmel und See widerspiegelten und das zusammen mit den Frühlingsdüften durch die weitoffenen Fensterläden des Speisesaales eindrang, machte sie noch um vieles gespenstischer. Außer ihnen war die Mutter Rosas, die alte Pilar, da. Eine richtige Meerkatze mit pergamentener, runzlicher Haut, eine niederträchtige Bosheit in den verzerrten Zügen, mit kurzgeschnittenem Haar, so daß die grauen Büschel ihr

um die Ohren ragten. Auf ihrem Kleide aus alter, schwarzer Seide trug sie einen großen, blauen Matrosenkragen.

„Und dann ist hier noch Monsieur Bichito“, schloß Rosa die Vorstellung ihrer Gäste und zeigte Gaussin einen Haufen rosa Watte mitten auf dem Tisch, in dem das Chamäleon fröstelte.

„Und ich? Werde ich nicht vorgestellt?“ beschwerte sich in gezwungen jovialem Ton ein großer Mann mit graumeliertem Schnurrbart, von tadelloser, fest steifer Haltung. Er trug eine helle Weste und einen hohen Stehkragen.

„Da hast du recht, Tatave“, sagten die Frauen lachend. Die Hausherrin nannte ganz nebenher seinen Namen.

Tatave, das war de Potter, der gefeierte Musiker, der umjubelte Komponist von „Claudia“ und „Savonarola“. Jean, der ihn bei Déchelette nur flüchtig gesehen hatte, war erstaunt, bei einem so großen Künstler äußerlich so wenig Genialität zu entdecken. Ein holzgeschnittes, regelmäßiges Gesicht mit farblosen Augen, die die wahnsinnige, unheilbare Leidenschaft verbargen, welche ihn seit Jahren an diese Kokotte band. Frau und Kinder hatte er verlassen, um Gast in diesem Hause zu sein, in das er einen Teil seines großen Vermögens, seiner Theatertantiemen, gesteckt hatte. Dafür wurde er schlechter behandelt als ein Diensthote. Man brauchte nur Rosas gelangweilte Miene zu sehen, wenn er etwas erzählte, den verächtlichen Ton, mit dem sie ihm Schweigen gebot. Und die alte Pilar übertrumpfte ihre Tochter noch, indem sie es niemals unterließ mit überzeugtem Tonfall hinzuzufügen: „Mensch! Sei doch ruhig, Junge.“

Jean hatte sie als Tischnachbarin, diese Pilar, und das geräuschvolle, fast tierische Kauen, die forschenden Blicke, die sich auf seinen Teller richteten, waren für den jungen Mann eine richtige Folter. Dabei war er schon durch den überheblichen Ton Rosas peinlich berührt. Sie neckte Fanny mit den musikalischen Abendveranstaltungen in der Pension, spottete über die Ahnungslosigkeit der armen Ausländer, die die Pensionsleiterin für eine in Unglück geratene Dame der Gesellschaft hielten. Die einstige Hippodrom-

Reiterin, ungesund aufgeschwemmt, für zehntausend Franken Brillanten in jedem Ohr, schien ihre Freundin um die Wiederkehr von Schönheit und Jugend zu beneiden, mit denen ihr junger und schöner Liebhaber sie angesteckt hatte. Fanny wurde nicht wütend, im Gegenteil, sie unterhielt die ganze Tafelrunde, indem sie die Pensionsgäste parodierte: den Peruaner, der, mit den weißen Augen glitzernd, ihr seinen Wunsch gestanden hatte, eine „große Kokotte“ kennenzulernen, und die schweigende Bewunderung des Holländers, der wie ein Walroß schnaufte und hinter ihrem Stuhl hechelte: „Rrrraten Sie einmal, was die Kartoffeln in Batavia kosten!“

Gaussin lachte kaum. Auch Pilar nicht. Sie war damit beschäftigt, das Silberzeug ihrer Tochter zu überwachen, oder versuchte mit schnellen Bewegungen eine Fliege zu erhaschen, wenn sie eine auf dem Teller vor sich oder auf dem Ärmel ihres Nachbarn entdeckt hatte. Sie bot sie dann mit zärtlichem Kauderwelsch der widerlichen kleinen Bestie an, die unförmig und faltig vor ihr auf dem Tisch lag.

Manchmal, wenn alle Fliegen unterwegs waren, bemerkte sie eine auf der Anrichte oder auf der Glastür, erhob sich und ergriff sie im Triumph. Dieses häufig wiederholte Manöver beunruhigte ihre Tochter. Rosa war heute recht nervös: „Steh doch nicht alle Augenblicke auf, es ermüdet einen ja.“ Mit ihrem üblichen Kauderwelsch antwortete die Mutter: „Ihr schlingt! Ihr alle! Warum soll denn Bichito nichts essen.“ – – Darauf die Tochter: „Geh vom Tisch oder verhalte dich ruhig! Du fällst uns allen auf die Nerven.“

Die Alte warf sich in Pose, und Mutter und Tochter begannen, sich gemeine, spanische Schimpfworte an den Kopf zu werfen, die den Teufel und die Hölle mit Titeln aus der Gosse auf das Anregendste vermengten.

Jean betrachtete sie völlig fassungslos, während die anderen Gäste, die an solche Familienszenen gewöhnt waren, ruhig weiteraßen. Nur de Potter mischte sich aus Rücksicht vor dem Frem-

den ein: „Aber, bitte, streitet euch doch nicht.“

Da nahm es Rosa wütend mit ihm auf: „Wie kommst du dazu, dich einzumischen! Was ist denn das für eine Art? Kann ich nicht sagen, was mir Spaß macht? Geh doch zu deiner Frau, wenn es dir nicht paßt. Ich habe genug von deinen Schellfischaugen und von den drei Haaren, die du noch hast. Geh zu deinem Gänschen. Es wird schon lange Zeit.“

De Potter lächelte bleich: „Mit so etwas muß man leben“, murmelte er in den Bart.

„Was mir daran gelegen ist“, brüllte Rosa und lehnte sich breit und wuchtig über den Tisch. „Du weißt ja, die Tür ist offen. Hau ab! Hopp-hopp!“

„Bitte, Rosa“, baten seine armen, trüben Augen. Mama Pilar fing wieder an zu essen und sagte mit so komischem Phlegma: „Mensch, laß uns doch in Frieden, Junge!“ daß alle anfangen zu lachen, selbst Rosa, ja, sogar de Potter. Er küßte seine immer noch grollende Geliebte, fing, um sich ganz ihrer Gnade zu versichern, eine Fliege und überreichte sie zierlich und mit spitzen Fingern Bichito.

Das war also de Potter, der berühmte Komponist, der Stolz der französischen Schule. Wie hielt ihn nur diese Frau fest? Dieses reizlose, im Laster ergraute Wesen mit der gemeinen Art. Und dazu diese Mutter, die ihre Schande noch vergrößerte! Man brauchte die alte Pilar nur anzuschauen, dann wußte man, wie Rosa in zwanzig Jahren aussehen würde, dann hatte man ihr Gesicht und ihren Ausdruck wie in der Kristallkugel eines Magiers.

Der Kaffee wurde am Ufer des Sees in einer Felsengrotte serviert. Sie war im Innern mit heller Seide bespannt, in deren Moiree-Muster die Bewegung des nahen Wassers wiederkehrte, – eines jener zauberhaften Liebesnester, wie sie die Grafen des 18. Jahrhunderts erfunden haben. Ein Spiegel an der Decke gab alle Bewegungen der drei Parzen wider, die sich zur Siesta auf den breiten Diwanen ausgestreckt hatten. Rosa, deren Wangen sich unter der Schminke röteten, überkam eine plötzliche Zärtlichkeit zu ih-

rem Musiker. Aber ihre Liebeswärme verflüchtigte sich so schnell wie der Duft des Chartreuse, den sie getrunken hatten, und da eine der „Damen“ Neigung verspürte, eine Bootspartie zu machen, schickte sie de Potter weg: er solle das Kanu fertigmachen.

„Das Kanu, hörst du! Nicht den Norweger.“

„Soll ich Diseré Bescheid sagen?“

„Diseré ist beim Essen.“

„Das Boot ist nämlich voll Wasser. Es muß ausgeschöpft werden. Das ist eine ziemliche Arbeit.“

„Jean geht mit Ihnen, de Potter“, sagte Fanny, die schon wieder eine Szene aufsteigen sah.

Sie saßen einander gegenüber, breitbeinig, jeder auf einer Bank des Kanus und schöpften es fleißig aus. Sie redeten nicht, sie sahen sich nicht an, wie hypnotisiert durch den Rhythmus, mit dem das Wasser über Bord plätscherte. Auf ihnen ruhte der Schatten einer großen Trauerweide, umhüllte sie mit dem frischen Duft der jungen Blätter, wogte auf dem von Licht glänzenden See.

Plötzlich hielt der Musiker inne. „Sind Sie schon lange mit Fanny liiert?“ fragte er.

„Seit zwei Jahren“, sagte Gaussin ein wenig überrascht.

„Zwei Jahre erst? Vielleicht kann Ihnen das, was Sie heute sehen, als Warnung dienen. Ich lebe seit zwanzig Jahren mit Rosa zusammen. Vor zwanzig Jahren kam ich aus Italien zurück. Drei Jahre hatte ich durch das Stipendium meines Rom-Preises dort zu bringen können. Da kam ich eines Abends in den Hippodrom und sah sie in ihrer kleinen Quadriga, wie sie um die Manege herumfuhr, die Peitsche in der Hand, einen blanken Helm mit acht Lanzenspitzen auf dem Kopf, in einem vergoldeten Kettenpanzer, der ihr bis auf die Oberschenkel fiel. Ach, wenn man mir damals gesagt hätte ...“

Er fing wieder an, das Boot auszuschöpfen, und erzählte Jean dabei, wie man bei ihm zu Hause zuerst über diese Liebschaft nur gelacht hatte. Als es dann ernst wurde, da hatten seine Eltern sich bemüht, mit den undenklichsten Opfern eine Lösung des Verhält-

nisses zu erkaufen. Zwei- oder dreimal hatte man dem Mädchen Geld gegeben, damit sie aus Paris wegginge; aber er war immer hinter ihr hergereist. „Wir wollen ihn auf die Reise schicken“, hatte die Mutter gesagt. Er reiste, er kam wieder, ging wieder zu ihr. Dann hatte er sich verheiraten lassen. Ein hübsches Mädchen, eine reiche Mitgift. Unter den Hochzeitsgeschenken war auch die Aussicht auf eine Professur an der Akademie ... Drei Monate später ließ er das neue Heim im Stich, um wieder zu Rosa zu ziehen.

„Ach, junger Mann, junger Mann!“ mit trockener Stimme breitete er sein Leben vor Jean aus. Kein Muskel in dem unbeweglichen Gesicht zuckte, er war steif wie der gestärkte Kragen, der seinen Kopf aufrecht hielt. Boote mit Studenten und ihren Mädeln kamen vorbei, lautes Singen und das Lachen von Jugend und Trunkenheit scholl zu ihnen herüber. Es wäre sicher gut gewesen, wenn manche von diesen jungen Menschen ausgestiegen wären, um auch an diesem entsetzlichen Unterricht teilzunehmen ...

Als hätte man sich vorher verabredet, an der Trennung der beiden zu arbeiten, predigten in der Zwischenzeit die alten Kokotten in der Grotte auf Fanny ein. Gewiß, er sei reizend, der kleine Junge, aber er habe ja keinen Heller. Wohin solle denn das führen?

„Schließlich liebe ich ihn ja!“

Rosa zuckte die Schultern. „Laßt sie doch. Sie wird sich auch wieder den Holländer aus den Fingern gehen lassen, wie sie sich alle schönen Gelegenheiten aus den Händen hat gleiten lassen. Nach ihrer Geschichte mit Flamant hat sie wenigstens einmal den Versuch gemacht, praktisch zu denken ...“ Eine von den drei Parzen mischte sich ein: „Es ist ja ganz schön für die Liebe da zu sein, meine Kleine, die Liebe, weißt du, ist ja manchmal ganz nett, aber man muß auch das Geld lieben. Wenn ich jetzt noch reich wäre, glaubst du, daß dann der Croupier an der Spielbank zu mir sagen würde, ich sei häßlich?“

„Das Boot ist fertig, meine Damen“, rief de Potter. Sie stiegen ein, Jean ruderte. Er beugte den Rücken, er schämte sich und hatte das Gefühl, man könnte ihn sehen und ihm in dieser fast allegorischen

Barke irgendeine niedere Stellung zutrauen. Glücklicherweise hatte er Fanny vor sich. Das erfrischte ihm Herz und Augen. Sie saß hinten, dicht beim Steuer, das de Potter führte. Es war eine Fanny, deren Lächeln ihn niemals so jung vorgekommen war wie jetzt. Sicher war es die Wirkung des Gegensatzes.

„Sing uns etwas, Kleine“, forderte die eine der Alten, die wohl der Frühling weich gestimmt hatte. Mit ihrer ausdrucksvollen, tiefen Stimme begann Fanny die Barkerole aus der Oper „Claudia“, und der Musiker, ergriffen in der Erinnerung an seinen ersten Erfolg, begleitete sie summend mit den Orchesterklängen, mit Tönen, die wie das Licht auf den tanzenden Wassern über der Melodie lagen. Zu dieser Stunde und in dieser Umgebung war es köstlich. Von einer nahen Terrasse schrie man „Bravo“, und Jean, der im Takt die Ruder zog, trank diese göttliche Musik von den Lippen seiner Geliebten in sich hinein. Er hatte das Gefühl, er müsse seinen Mund auf die Schwelle der Töne pressen und in der Sonnenglut ohne Unterlaß ihre Liebe trinken.

Da unterbrach Rosa unvermittelt und wütend den Gesang. Offenbar reizte das innige Ineinanderfließen der beiden Stimmen sie. „He da, ihr beiden Musikanten, seid ihr bald fertig damit, euch gegenseitig anzugurren? Glaubt ihr, eure traurige Grabsingerei macht uns Spaß? Aus damit! Außerdem ist es spät und Fanny muß ins Quartier zurück.“

Ärgerlich zeigte sie auf die nächste Anlegestelle: „Leg dort drüben an“, sagte sie zu ihrem Liebhaber, „da sind sie näher am Bahnhof.“

Das war ein ziemlich deutlicher Abschied. Aber die einstige Hippodrom-Reiterin hatte ihren Kreis an diese Art gewöhnt, und niemand wagte es, Einspruch zu erheben. Das Paar wurde ans Ufer gesetzt, Jean mit einigen Worten kühler Höflichkeit; Fanny mit ein paar verletzenden Aufträgen. Dann stieß die Barke wieder ab, und die beiden Liebenden hörten nur noch Schreie und einen heftigen Wortwechsel, der in einen beleidigenden Ausbruch von Gelächter überging.

„Hörst du?“ sagte Fanny, bleich vor Wut. „Das gilt uns.“ Alle ihre Demütigungen, all ihr Groll kamen ihr bei dieser letzten Beleidigung wieder zum Bewußtsein, und auf dem Wege zum Bahnhof zählte sie alles auf, gestand ihm sogar Dinge, die sie ihm bisher verheimlicht hatte. Rosa wollte sie nur von ihm losmachen, ihr nur Gelegenheiten schaffen, ihn zu hintergehen. „Was hat sie mir alles vorgehalten, damit ich den Holländer nehme. Eben gerade noch haben sie auf mich eingeredet. Ich liebe dich zu sehr, verstehst du. Das ist ihr peinlich wegen ihrer Laster, denn sie hat sie alle, die niedrigsten, die ungeheuerlichsten. Und weil ich nun nicht mehr will ...“

Sie hielt inne, sah, wie er bleich geworden war, wie seine Lippen zitterten. Er sah aus wie an jenem Abend, als er sich durch die Briefe hindurchgefressen hatte.

„Oh, du brauchst nichts zu befürchten“, sagte sie, „deine Liebe hat mich von all diesen Scheußlichkeiten geheilt. Sie und ihr stinkendes Chamäleon sind mir widerlich.“

„Ich will nicht mehr, daß du da bleibst“, sagte der Liebhaber, vor ungesunder Eifersucht fast närrisch. „Es hängt zu viel Schmutz an deinem Geldverdienen. Du kommst wieder zu mir. Wir werden es schon schaffen.“

Diesen Aufschrei hatte sie erwartet. Sie hatte seit langem darauf hingearbeitet. Dennoch widersprach sie ihm. Das Leben würde zu zweit mit den dreihundert Franken, die er im Ministerium verdiente, doch sehr schwierig werden. Man müsse sich hinterher nur noch ein zweites Mal trennen. „Und es hat mir schon beim ersten Mal so weh getan, wie ich aus unserer kleinen Wohnung weg mußte.“

Unter den Akazien längs der Straße standen in Abständen Bänke unter den Telegraphenleitungen, auf denen Dutzende von Schwalben hockten. Um sich besser unterhalten zu können, setzten sie sich, beide tief bewegt, und lehnten sich eng aneinander. „Dreihundert Franken monatlich“, sagte Jean, „aber wie schaffen es die Hettémas? Die haben doch nur zweihundertfünfzig.“

„Die wohnen auf dem Lande, in Chaville, – das ganze Jahr.“

„Also machen wir es ihnen nach. Ich lege auf Paris keinen Wert.“

„Ist das wahr? Willst du wirklich“ Oh, mein Geliebter, mein Geliebter!“

Auf der Straße kamen Menschen vorbei, ein Eselkarren mit den Teilnehmern einer verlängerten Hochzeit. Sie konnten sich also nicht küssen und blieben unbeweglich sitzen, eng aneinander gedrängt. Sie träumten von einem wieder jung gewordenen sommerlichen Glück von unaussprechlicher Süße, von weicher Abgeklärtheit. Und nur von fern hallten in ihre wandernden Gedanken Büchsengeknall und Leierkastenklänge irgendeines Vorstadt-Jahrmarktes.

8

Sie zogen nach Chaville, in einen ehemaligen Jagdpavillon am Wald-Eingange. Drei Räume, kaum größer als die in Paris, die sie wieder mit ihrem bescheidenen Mobiliar einrichteten, dem Rohrstuhl, dem bemalten Schrank. Um die entsetzliche grüne Tapete ihres Schlafzimmers zuzudecken, besaßen sie nur noch das Porträt Fannys, denn der Rahmen der Photographie von Castelet war während des Umzuges aus dem Leim gegangen, und sie verblich in der Rumpelkammer.

Sie sprachen auch kaum noch von Castelet, seit Onkel und Nichte den Briefwechsel abgebrochen hatten. „Ein schöner Feigling“, sagte Fanny, wenn sie durch irgendetwas daran erinnert wurde, wie bereitwillig der „Taugenichts“ seine schützende Hand über ihren Bruch gehalten hatte. Nur die beiden kleinen Schwestern versorgten ihren Bruder mit Nachrichten. Auch Divonne schrieb nicht mehr. Vielleicht grollte sie ihrem Neffen noch immer, vielleicht ahnte sie, daß die „schlechte Person“ wiedergekommen sei, die Briefe öffnen, Bemerkungen darüber machen und sich über ihren mütterlichen Ton und ihre derbe, bäuerliche Handschrift aufhalten würde.

Manchmal kam es ihnen vor, als seien sie noch in der Rue d'Amsterdam, denn sie wachten häufig von dem Duett der Hettémas auf. Die waren wieder ihre Nachbarn geworden. Auch die Züge piffen hier wieder, wenn sie sich in unablässiger Folge an der anderen Seite des Weges begegneten. Man sah sie ganz deutlich durch die Zweige eines großen Parkes. Aber statt der schlecht geputzten Glashallen des Bahnhofes St. Lazare, statt seiner gardinenlosen Fenster, durch die man die Silhouetten der gebeugten Büroangestellten beobachten konnte, statt des donnernden Lärmes

auf der abschüssigen Straße genossen sie den schweigenden, grünen Raum. Jenseits ihres kleinen Gemüsegartens, der von anderen Gärten umgeben war, lagen über den ganzen Abhang verstreut niedliche Häuschen, rings von Bäumen umgeben.

Morgens, vorm Weggehen, frühstückte Jean in ihrem kleinen Speisezimmer, dessen hohe Terrassenfenster sich auf die große, kopfsteingepflasterte Straße öffneten. Sie war von Gras völlig überwuchert, und auf beiden Seiten wuchsen weiße Dornhecken, die einen herbitteren Duft ausströmten. Über diese Straße ging er seine zehn Minuten zum Bahnhof, am rauschenden, flüsternden Park vorbei. Wenn er abends heimkam, war das Geräusch friedlicher geworden, je weiter der Schatten aus dem Unterholz auf das Moos des grünen Weges herauskroch. Die untergehende Sonne warf goldene Flecken hin, und der Ruf des Kuckucks durchdrang aus allen Ecken des Waldes die Triller der Nachtigallen im Efeu.

Aber die Aufregungen des Umzuges verrauchten. Jeans erste Überraschung, daß alles um ihn herum mit einem Male so viel Frieden ausströmte, klang ab. Und was wieder kam, waren die Qualen der fruchtlosen und brodelnden Eifersucht. Sein Verdacht stieg wieder auf, eine verwirrende Unruhe verfolgte ihn, und wenn er morgens wegfuhr, wenn er vom Zug aus das niedrige Häuschen mit der runden Dachluke über dem Erdgeschoß vorübergleiten sah, sagte er sich: „Wer weiß ...“, und das verfolgte ihn bis zu den Akten seines Amtes.

Wenn er heimkam, ließ er sich von ihr über den ganzen Tag Bericht erstatten, jeden kleinen Schritt wollte er wissen, und wenn er noch so unbedeutend war. Und dann unterbrach er sie plötzlich: „An was denkst du jetzt? Schnell, schnell, sag es!“ Er fürchtete immer, sie traure irgendetwas oder irgendeinem aus ihrer entsetzlichen Vergangenheit nach, von der sie immer noch mit derselben unerschütterlichen Offenheit erzählte. In der Zeit, in der sie sich nur am Sonntag gesehen hatten und sich so furchtbar nacheinander sehnten, hatte er sich nicht die Ruhe zu diesen „moralischen Haussuchungen“ genommen, die zugleich beleidigend und kleinlich waren. Aber nun lebten sie wieder miteinander, im

waren. Aber nun lebten sie wieder miteinander, im Gleichmaß ihres Lebens zu zweit. Da quälten sie sich noch bis in ihre Liebko-sungen hinein, bis in die engsten Umarmungen. In ihnen war die Erregung eines dumpfen Zornes, das schmerzliche Gefühl von etwas nicht wieder Gutzumachendem. Er erschöpfte sich in dem Versuch, diese von Liebe übersättigte Frau in Erschütterungen zu versetzen, die sie noch nicht kannte. Sie zermartete sich, um ihm ein Gefühl zu vermitteln, das zehn andere vor ihm noch nicht erlebt hatten. Das gelang ihr nicht, und sie weinte vor ohnmächtiger Wut. Eine Abspannung machte dieser Raserei Platz, vielleicht war es die Übersättigung der Sinne in der lauen, sie einlullenden Natur oder vielleicht ganz einfach die Nachbarschaft der Hettémas. Es gab wohl in allen Vororten von Paris kein zweites Paar, das so die Freiheit des Landlebens auskostete, die Freude, vernachlässigt einherlaufen zu können, mit Basthüten auf dem Kopf, sie ohne Korsett, er in Pantoffeln. Wenn sie vom Tisch aufstanden, brachten sie die Überreste ihrer Mahlzeit zu den Enten und Kaninchen, und dann fingen sie an zu jäten, zu harken, zu pfpfen und zu gießen.

Ja, das Gießen ...

Die Hettémas begannen damit, sobald er seinen Büroanzug gegen das Robinson-Kostüm ausgetauscht hatte. Nach dem Essen fingen sie wieder damit an, und selbst wenn die Nacht kam, hörte man noch lange in dem kleinen Garten, aus dem der frische Duft der feuchten Erde herüberwehte, das Kreischen der Pumpe, das Klappern der großen Gießkannen, gewaltiges Schnaufen und Rauschen bei allen Gartenrabatten, sogar noch in den Kartoffelbeeten.

Von Zeit zu Zeit ertönte ein Triumphgeschrei: „Zweiunddreißig Gießkannen für die Erbsen habe ich geschafft!“

„Und ich vierzehn für den Kopfsalat!“

Das waren Leute, denen es nicht genügte, glücklich zu sein, nein, sie schauten sich dabei auch noch zu. Einer genoß das Glück des anderen, bis dem Zuschauer das Wasser im Munde zusammenlief. Vor allem der Mann konnte auf unwiderstehliche Art die Freuden

der Zweisamkeit im Winter schildern: „Jetzt ist es ja noch gar nichts, aber im Dezember ... Man kommt dreckig, naß nach Hause, man hat den ganzen Ärger von Paris auf dem Buckel. Und dann findet man ein herrliches Feuer, eine hübsche Lampe, die dampfende Suppe und unter dem Tisch ein paar Holzschuhe, mit Stroh ausgestopft. Dann zieht man sich einen Teller Kohl mit Würstchen zu Gemüte und ein Stückchen Weißkäse, der im Leintuch frisch gehalten worden ist. Darauf gießt man sich einen Liter Rotwein hinter die Binde, – natürlich einen, der nicht getauft und nicht versteuert ist. Wie schön ist es dann, den Stuhl an den Kamin zu ziehen, sich die Pfeife anzuzünden, einen Kaffee mit einem Gläschen Kognac zu trinken und der Trautesten gegenüber ein Nickerchen zu machen, während die Eisblumen langsam von den Fensterscheiben heruntertauen. Nur einen ganz kleinen Nicker, damit die Verdauung in Gang kommt. Dann zeichne ich einen Augenblick, meine Frau deckt ab, tut noch ein paar kleine Handgriffe im Hause, macht die Betten fertig, packt die Wärmflaschen hinein. Wenn sie liegt und das Bett hübsch angewärmt ist, hüpfte ich in die Federn, und über den ganzen Körper verbreitet sich eine Wärme, als ob man ganz und gar in das Stroh seiner Holzschuhe hineinkröche ...“

Er wurde fast gesprächig vor feistem Wohlbehagen, dieser zottige Riese mit den schweren Kinnladen, der sonst so schüchtern war, daß er nicht zwei Worte herausbrachte, ohne rot zu werden und zu stottern.

Dieser blöden Schüchternheit, die in komischem Gegensatz stand zu seinem schwarzen Bart und zu seinem gewichtigen, unbeholfenen Körper, hatte er seine Ehe und seine Lebensruhe zu verdanken. Mit fünfundzwanzig Jahren, überquellend vor Kraft und Gesundheit, hatte Hettéma noch nichts von der Liebe und von Frauen gewußt. Da hatten ihn eines Tages in Nevers nach einer kleinen Sauferei die Kameraden halb betrunken in ein eindeutiges Haus mitgeschleppt und ihn soweit gebracht, daß er sich ein Mädchen aussuchte. Völlig durcheinander kam er wieder heraus, ging wie-

der hin, nahm sich wieder dieselbe, immer wieder, bezahlte ihre Schulden und nahm sie mit. Und weil er Angst hatte, man könne sie ihm wegnehmen, und er müsse dann aufs neue auf Eroberungen ausgehen, hatte er sie schließlich geheiratet. „So etwas nennt sich dann ‚legitime Ehe‘, mein Lieber“, sagte Fanny mit triumphierendem Lächeln und Jean hörte ihr zerknirscht zu. „Und, wenn du es wissen willst, dann ist diese von allen denen, die ich kennengelernt habe, noch die sauberste und anständigste.“ Auch ihre anderen Auffassungen vom Leben und von der Ehe waren ebenso falsch und ebenso ehrlich gemeint wie diese.

Die Hettémas waren wirklich beruhigende Nachbarn. Sie kannten keine Launen, sie waren zu kleinen Diensten bereit, soweit sie sich dabei nicht zu sehr anzustrengen brauchten. Vor allem aber hatten sie einen gesunden Abscheu vor Szenen und Streitigkeiten, in denen man Partei nehmen muß. Die Frau versuchte, Fanny in die Hühner- und Kaninchenzucht einzuweißen und in die sauberen Freuden des Begießens. Da aber hatte sie kein Glück.

Jean Geliebte war ein Kind der Vorstadt, erwachsen geworden in den Ateliers. Sie liebte das Land nicht. Höchstens gelegentlich zu Ausflügen, weil man dort seine Hemmungen abschütteln, weil man dort schreien und sich im Grase wälzen durfte. Weil man sich mit dem Geliebten in den Büschen verlieren konnte. Aber Anstrengungen und Arbeit waren ihr ein Greuel. Die sechs Monate als Geschäftsführerin der Pension hatten auf lange Zeit ihren Tattendrang erschöpft. Sie gab sich einem ziellosen Nichtstun hin, dem Rausch des Wohlbehagens in der frischen Luft, und das in einem Ausmaß, daß sie beinahe keine Lust mehr hatte, sich anzukleiden, sich zu frisieren. Sogar ihr Klavier reizte sie nicht mehr.

Die Sorge um ihre Häuslichkeit überließ sie ganz einer Zugehfrau aus dem Dorfe, und wenn sie am Abend das Fazit aus ihrem Tage zog, um Jean zu berichten, fiel ihr nichts Bemerkenswerteres ein als ein Besuch bei Olympia Hettéma, ein wenig Klatsch über den Zaun hinüber. Nur rauchen tat sie, Haufen von Zigaretten, deren Stummel sich auf der Marmorplatte vor dem Kamin herumtrieben.

Schon sechs Uhr! Da hatte sie ja kaum noch Zeit, sich ein Kleid anzuziehen, eine Blume an die Bluse zu stecken, um ihm auf dem grünen Wege entgegenzugehen ...

Aber mit dem Nebel, mit dem herbstlichen Regen, mit der frühen Dunkelheit bekam sie mehr als einen Vorwand, überhaupt nicht mehr vor die Tür zu gehen. Wie oft überraschte er sie bei seiner Rückkunft in dem gleichen weiten Morgenrock aus weißer Wolle, den sie schon am Morgen angehabt hatte, das Haar nur eben aufgesteckt, genau so wie bei seinem Weggang. Er fand sie bezaubernd so, ihren junggebliebenen Nacken, ihre verführerische und gepflegte Haut, die er durch den weichen Stoff hindurch fühlte. Und doch erschreckte ihn diese Nachlässigkeit. Er hatte Angst davor wie vor einer Gefahr. Er selber mußte fleißiger sein als je, denn er wollte sich ja, um ihre kargen Einkünfte zu erhöhen, nicht nach Castelet wenden. So brachte er lange Abende über Zeichnungen von Geschützen, von Munitionswagen, von Plänen zu, die er in Hettémas Auftrag ausführte. Aber wenn er die Arbeit aus der Hand legte, dann überkam ihm plötzlich der zersetzende Einfluß der ländlichen Einsamkeit, dem die Stärksten, die Tätigsten erliegen.

Der Materialismus ihrer dicken Nachbarn unterstützte das noch und steckte sie an, wie das im fortwährenden Herüber und Hinüber von einem Haus zum anderen gar nicht anders möglich war. Es dauerte nicht lange, da waren auch Gaussin und seine Geliebte soweit, daß sie die Essensfrage und die Stunde des Schlafengehens mit Ernst und Eifer diskutierten. Césaire hatte ihnen ein Fäßchen seines „Froschweins“ geschickt, und sie verbrachten einen ganzen Sonntag damit, ihn auf Flaschen zu ziehen. Die Tür des kleinen Kellers stand offen und ließ die letzte Sonne des Jahres herein und einen blauen Himmel, auf dem Wölkchen flossen, die so rosa waren wie blühendes Heidekraut. Die Stunde der mit warmem Stroh gefütterten Holzschuhe stand vor der Tür und auch die des zweisamen Nickerchens zu beiden Seiten des Reisigfeuers. Glücklicherweise trat etwas in ihr Leben ein, das sie ein wenig aufrüttelte.

Jean fand Fanny eines Abends sehr erregt. Olympia hatte ihr gerade die Geschichte eines armen kleinen Kindes erzählt, das in der Bretagne bei seiner Großmutter aufgezogen worden war. Der Vater und die Mutter lebten in Paris, Holzkaufleute. Sie schrieben nicht und zahlten auch seit Monaten nicht mehr für das Kind. Die Großmutter war plötzlich gestorben, und Flußschiffer hatten das kleine Wesen mitgenommen, um es zu seinen Eltern zu bringen. Aber sie hatten niemand vorgefunden. Der Holzplatz war geschlossen, die Mutter mit einem Liebhaber durchgegangen, der Vater, ein Trinker, hatte Bankrott gemacht und war auch verschwunden. Das waren die sogenannten „legitimen Ehen“! Und nun lag das arme kleine Wesen, sechs Jahre alt, ein reizendes Kind, ohne etwas zu essen und anzuziehen auf der Straße. Das rührte sie zu Tränen und plötzlich sagte sie: „Was meinst du, wenn wir es nähmen?“

„Das ist doch Albernheit!“

„Warum?“ Und ganz nahe, schmeichelnd: „Du weißt, wie sehr ich mir ein Kind von dir gewünscht habe. Dieses Kind könnte man erziehen und unterrichten. Diese Kleinen, die man von der Straße aufgelesen hat, liebt man nach einiger Zeit, als ob es die eigenen wären.“

Sie legte ihm auch nahe, was für eine Zerstreung es für sie wäre. Sie sei ja den ganzen Tag allein und würde allmählich blöde über alle möglichen gemeinen Gedanken. „Ein Kind, – das ist ein Schutzengel!“ Und als sie sah, daß er vor den Kosten Angst hatte: „Aber die Kosten, das ist doch so gut wie nichts. Bedenke doch, sechs Jahre alt. Kleider könnte man ihm aus alten Sachen machen. Olympia versteht etwas davon und hat mir versichert, daß wir es gar nicht merken würden.“

„Dann soll sie es doch nehmen!“ sagte Jean mit der schlechten Laune eines Mannes, der sich von seiner eigenen Schwäche besiegt fühlt. Dennoch versuchte er, Widerstand zu leisten und nahm den entscheidenden Beweisgrund zu Hilfe: „Und wenn ich nicht mehr da bin?“ Er sprach nur selten von diesem Abschied, um Fan-

ny nicht traurig zu machen; aber er dachte daran, er wappnete sich damit gegen die Gefahren dieser wilden Ehe und die traurigen Geständnisse de Potters.

„Was für Verwicklungen bringt so ein Kind mit sich, und was für Belastungen für dich in der Zukunft!“

Fannys Augen verschleierten sich. „Du täuscht dich, mein Freund. Dann wäre jemand da, mit dem ich von dir reden könnte, ein Trost, und außerdem eine Verantwortung, die mir die Kraft geben würde, zu arbeiten und wieder Mut zum Leben zu fassen ...“

Er dachte eine Minute nach. Ja, sie ganz allein in dem leeren Hause ... „Wo ist denn der Kleine?“

„In Bas Meudon, bei einem Flußschiffer, der ihn für ein paar Tage aufgenommen hat. Hinterher soll er ins Armen- oder ins Waisenhaus.“

„Also los, hole ihn! Wenn dir soviel daran liegt.“

Sie fiel ihm um den Hals, und mit kindlicher Freude musizierte und sang sie den ganzen Abend, glücklich, überschwänglich, eine völlig andere Fanny. Am nächsten Tage im Zuge erzählte Jean dem dicken Hettéma von ihrem Entschluß. Er schien im Bilde zu sein, aber einmischen wollte er sich offenbar nicht. Er vergrub sich in seiner Ecke hinter der Zeitung und brummelte etwas in seinen Bart hinein: „Ja, ich weiß. Das ist Frauenangelegenheit, damit habe ich nichts zu tun.“

Dann kam er mit dem Kopf über der ausgebreiteten Zeitung hervor: „Ihre Freundin scheint mir sehr romantisch zu sein.“ Ob nun romantisch oder nicht, am Abend war sie fassungslos. Sie lag auf den Knien, einen Teller Suppe in der Hand und versuchte den kleinen Bengel zu zähmen, der wie fluchtbereit mit gesenktem Kopf dastand, – einem riesigen Kopf übrigens, mit Flachshaaren. Er weigerte sich energisch, zu reden, zu essen, ja, selbst sein Gesicht zu zeigen und wiederholte mit lauter, tränenerstickter Stimme immer nur die Worte: „Ménine, Ménine sehen, Ménine sehen!“

„Ménine, das ist seine Großmutter, denke ich mir. Seit zwei Stun-

den kann ich nichts anderes aus ihm herausbringen.“

Jean bemühte sich jetzt auch, ihm seine Suppe einzulöffeln, – aber ohne Erfolg. So lagen sie beide vor dem Kind auf den Knien, um seine Größe zu haben. Der eine hielt den Teller, der andere den Löffel wie bei einem kranken Lämmchen, und sie wiederholten ihr Zureden und die zärtlichen Worte, um das Kind zum Essen zu bewegen.

„Wir wollen uns zu Tisch setzen. Vielleicht schüchtern wir ihn ein. Er wird schon essen, wenn wir ihn gar nicht mehr beachten.“

Aber er blieb unbeweglich stehen und wiederholte nur immer wie ein kleiner Wilder seine herzerreißende Klage: „Ménine sehen!“ solange, bis er, an das Büfett gelehnt, einschlief. Er schlief so fest, daß sie ihn ausziehen und in das schwere bäuerliche, von einem Nachbarn geliehene Kinderbett legen konnten, ohne daß er die Augen auch nur eine Sekunde öffnete.

„Schau nur, wie reizend er ist“, sagte Fanny. Sie war sehr stolz auf ihre Erwerbung und zwang Gaussin, seine klare Stirn, seine feinen und zarten Züge, seine sonngebrannte Haut, diesen vollendeten Körper mit den kräftigen Schenkeln, mit den vollen Kinderarmen, mit den langen und muskulösen Beinchen eines kleinen Fauns zu betrachten. Sie war ganz versunken in die Betrachtung dieser kindlichen Schönheit.

„Deck ihn doch zu, er wird sich erkälten“, sagte Jean. Seine Stimme schreckte sie auf wie aus einem Traume. Während sie ihn zärtlich zudeckte, schluchzte der Kleine völlig verzweifelt.

In der Nacht begann er im Schlaf zu sprechen: „Wiege mich, Ménine.“

„Was sagt er? Hör zu!“

Er wollte offenbar eingewiegt werden. Jean streckte den Arm aus und schob das schwere Kinderbett hin und her. Sogleich beruhigte sich der Junge und hielt im Schlaf die große Hand mit seiner kleinen fest, die Hand, die er für die seiner Ménine hielt, die seit vierzehn Tagen tot war.

Der Kleine bewegte sich wie eine wilde Katze, kratzend und bei-

ßend, durch das ganze Haus. Aß abseits von den beiden und fauchte, wenn man sich seinem Teller näherte. Die wenigen Worte, die man aus ihm herausholen konnte, sprach er in dem barbarischen Dialekt der bretonischen Holzfäller, und ohne die Hettémas, die aus derselben Gegend stammten, hätten Jean und Fanny kein Wort verstanden. Immerhin gelang es, ihn mit Hilfe von steter Sorge und Nachgiebigkeit ein wenig zu zähmen. Er ließ sich allmählich dazu herbei, daß Fanny ihm statt der Lumpen, in denen sie ihn geholt hatte, warme und saubere Kleider anzog. In den ersten Tagen war er davor wütend zurückgewichen wie ein Schakal, dem man ein Hundedeckchen überlegen will. Er lernte es, bei Tisch zu essen, Gabel und Löffel zu benutzen und auf die Frage nach seinem Namen zu bekunden, daß er „Josaph“ heiße. Ihm aber auch nur im geringsten Kenntnisse beizubringen, daran war gar nicht zu denken. In dem harten Kopf des kleinen Waldschrats brummte und surrte es von dem Rauschen der Natur, die um die Köhlerhütte gebraust hatte wie das Meer in den Windungen einer Muschel. Es gab kein Mittel, etwas anderes hineinzubringen, oder ihn auch nur im Hause festzuhalten, selbst beim allerschlechtesten Wetter. Im Regen, im Schnee, wenn die nackten Bäume dastanden wie bereifte Korallenpflanzen, entwischte er, kroch durch die Büsche, durchwühlte die Dachsbauten mit der geschickten Grausamkeit eines Frettchens, und wenn er mit knurrendem Magen heimkehrte, hatte er immer in seiner völlig zerfetzten Barchentjacke, in der Tasche seiner über und über mit Dreck bespritzten Hose irgendein totes oder bewußtloses Tier, einen Vogel, einen Maulwurf, eine Waldmaus, oder wenn das nicht, wenigstens ein paar Kartoffeln oder Runkelrüben, die er auf dem Felde ausgerissen hatte. Nichts konnte seine Wilderer- und Plündererinstinkte besiegen. Überdies hatte er den unausrottbaren Hang, alle Arten kleiner, blanker Dinge zu stehlen: Messingknöpfe, Glasperlen, Stanniolpapier; alles das nahm er, wo er es fand und trug es wie eine diebische Elster in ein Versteck. Nur vor den Hettémas hatte er etwas Respekt, denn neben dem Zeichner lag immer griffbereit eine Hundepeitsche auf

dem Tisch. Wenn der kleine Wilde, von den Zirkeln und den farbigen Zeichenstiften magisch angezogen, um ihn herumstrich, knallte der dicke Mann ihm damit um die Beine. Aber weder Jean noch Fanny brachten es fertig, solche Mittel anzuwenden, obwohl der Kleine ihnen gegenüber verschlossen und mißtrauisch blieb. Alles Verziehen nützte gar nichts. Es war, als habe die „Ménine“ ihm beim Sterben jede zärtliche Regung geraubt. Fanny erreichte es noch, ihn ab und zu einmal auf den Schoß zu nehmen: „weil sie so gut stank“. Aber Gaussin gegenüber, obwohl der sehr freundlich zu ihm war, blieb er das wilde Tier des Ankunftstages, mit mißtrauischen Blicken und ausgestreckten Krallen. Diese unüberwindliche und fast instinktive Abneigung des Kindes, die neugierige Bosheit seiner kleinen blauen Augen unter den weißblonden Wimpern und vor allem die blinde und ganz unvermittelte Zärtlichkeit Fannys zu diesem kleinen Fremdling, der in ihr Leben hineingeplatzt war, quälten Jean mit einem neuen Argwohn. War es vielleicht ihr Kind, das bei einer Amme oder einer Stiefmutter aufgezogen worden war? Der Tod Madaumes, von dem sie zu dieser Zeit erfuhren, schien seine Unruhe zu bestätigen. Manchmal in der Nacht, wenn er die kleine Hand hielt, die sich in die seine hineinkrampfte, – denn das Kind glaubte wohl in der Täuschung des Schlafes oder des Traumes immer noch an Ménine, – hätte er es in seiner uneingestanden Unruhe fragen mögen: „Woher kommst du? Wer bist du?“, als könne ihm die Lebenswärme des kleinen Wesens das Geheimnis seiner Geburt lösen.

Aber seine Unruhe legte sich, als eines Tages Vater Legrand erschien, um eine Beisteuer zu einem Grabschmuck für die tote Machaume zu erbetteln. Als er das Kinderbettchen sah, rief er seiner Tochter zu: „Sieh da, ein Bengel! Da wirst du dich freuen, du hast es ja nie fertiggebracht, einen in die Welt zu setzen.“

Gaussin war so glücklich, daß er den Grabschmuck bezahlte, ohne nach der Rechnung zu fragen, und er behielt Vater Legrand sogar zum Essen da. Der war jetzt bei der Pferdebahn von Paris nach Versailles angestellt, roch ständig nach Wein, sah aus, als könne er

jeden Augenblick einen Schlaganfall bekommen, aber war immer noch lebhaft und guter Dinge. Er trug eine Ledermütze, die er, den Umständen entsprechend, in einen schweren Kreppflor eingehüllt hatte, so daß er von einem Leichenbeschauer kaum noch zu unterscheiden war. Der alte Kutscher war von der Art, wie ihn der „Herr seiner Tochter“ empfing, hingerissen, kam von Zeit zu Zeit wieder und ließ sich zum Essen einladen. Seine weißen Kasperle-Haare über dem bartlosen, aufgedunsenen Gesicht, das Gehabe eines würdevollen Strolches, die Sorgfalt, mit der er seine Peitsche behandelte, die Pose, mit der er sie wie eine zärtliche Amme in eine sichere Ecke stellte, machten viel Eindruck auf das Kind. Bald waren der Alte und der kleine Wilde dicke Freunde. Eines Tages, als sie gerade allesamt mit dem Essen fertig waren, kamen die Hettémas überraschend herein. „Ach, Verzeihung, Sie haben Familienbesuch“, sagte Madame mit gezielter Rücksicht, und das Wort „Familie“ brannte Jean wie eine Ohrfeige.

Ja, das war seine Familie! Dieses Findelkind, das mit dem Kopf auf dem Tisch schnarchte, dieser alte, klapprig gewordene Freibeuter, der ihnen, die Pfeife in der Mundecke, mit klebriger Stimme zum hundertsten Male auseinander setzte, er müsse sich alle sechs Monate für zwei Sous Peitschenschnur kaufen, seinen Peitschenstiel aber habe er schon seit zwanzig Jahren. Zum Teufel, war das seine Familie? Unsinn! Die da gehörten ebenso wenig zu ihm, wie sie seine Frau war, diese Fanny Legrand, die sich, alt und müde geworden, von Zigarettenrauch umwölkt, schwer auf die Ellbogen stützte. Noch ehe ein Jahr zu Ende war, würden sie alle aus seinem Leben verschwinden, wie flüchtige Reisebekanntschaften, wie Tischgenossen in einem Hotel.

Aber es gab auch Augenblicke, in denen er seine Abreise in ganz anderem Lichte sah. Dann begriff er, daß er sie nur vor sich selber als Entschuldigung für seine Schwäche anführte, sobald er sich niedergeschlagen und niedergezogen fühlte.

Statt eines Gefühls der Sicherheit und der Erleichterung empfand er die vielfachen Fesseln, die sich an ihn hängten. Wie herzerbre-

chend würde dieser Abschied sein, – nicht nur ein Abschluß, nein, ein zehnfaches Auseinanderreißen! Was würde es ihn kosten, die kleine Kinderhand loszulassen, die sich nachts in die seine kuschelte. Selbst der singende Pirol, der in seinem viel zu engen Käfig, den man immer durch einen anderen hatte ersetzen wollen, den Rücken beugte wie ein alter Kardinal in einem eisernen Gefängnis, – ja, selbst dieser Pirol hatte ein kleines Eckchen in seinem Herzen eingenommen, und es würde schmerzlich sein, ihn herauszureißen.

Dennoch näherte sich der Tag dieser unvermeidlichen Trennung. Der glänzende Monat Juni, in dem die Natur ihr Festkleid anlegt, würde wahrscheinlich der letzte sein, den sie zusammen verbrachten. War es das, was sie nervös und reizbar machte? Oder war es der Unterricht des kleinen Josaph, an den sie sich plötzlich mit Eifer herangemacht hatte, zum größten Verdruß des Kleinen, der stundenlang vor seinen Buchstaben saß, ohne sie zu sehen oder benennen zu können, als habe er einen Eisenriegel vor dem Kopf so groß wie das Tor eines Bauernhofes. Wie dem auch war, Fanny erging sich tagtäglich in Wutausbrüchen und Tränen, in immer wiederkehrenden Szenen, obwohl Gaussin sich ständig zur Nachsicht zwang. Aber sie war so beleidigend, und aus ihrem Zorn stieg ein solcher Groll und Haß auf gegen die Jugend ihres Liebhabers, seine Bildung, seine Familie, den Abstand, den das Leben zwischen ihnen beiden noch vergrößern würde, und sie verstand sich so gut darauf, ihn an den empfindlichsten Stellen zu treffen, daß er sich schließlich auch hinreißen ließ und ihr antwortete.

Nur ließ er seinen Zorn nie die Zügel schießen. Das Mitleid eines wohlherzogenen Mannes sprach aus ihm. Es gab Schläge, die er nicht austeilte, weil sie zu schmerzlich und zu primitiv waren. Sie aber ließ sich ganz gehen in ihrem Dirnenzorn, sie kannte keine Verantwortung, keine Scham. Aus allem machte sie eine Waffe. Mit grausamer Freude nahm sie auf dem Gesicht ihres Opfers schmerzliches Zucken wahr, und dann wieder fiel sie ihm plötzlich in die Arme und bat ihn flehentlich um Verzeihung.

Das Gesicht der Hettémas, wenn sie Zeugen dieser Streitigkeiten wurden, war zum Malen. Meistens brach es nämlich aus, wenn man sich zu Tische setzte oder die Suppenterrine aufdeckte. Das dicke Paar wechselte über die gedeckte Tafel hinweg einen Blick komischer Entgeisterung. Würde es etwas zu essen geben, oder würde der Hammelbraten durchs Fenster in den Garten fliegen, zusammen mit der Soße und den grünen Bohnen?

„Aber, bitte, keine Szenen!“ sagten sie jedesmal, wenn sie sich verabredeten. Mit dieser Redensart nahmen sie auch die Einladung zu einem Picknick im Walde an, die Fanny ihnen eines Sonntagsmorgens über die Mauer warf. Oh nein, heute würden sie sich nicht streiten, das Wetter sei viel zu schön ... Fanny lief, um das Kind anzuziehen und die Körbe vollzupacken. Alles war fertig, man brach auf, da brachte der Postbote einen Einschreibebrief. Gaussin blieb ein wenig zurück, um zu unterschreiben. Er stieß am Waldeingang wieder zu der Gesellschaft, und sagte ganz leise zu Fanny: „Vom Onkel. Er ist außer sich vor Freude. Eine herrliche Ernte, am Stamm verkauft. Er schickt die achttausend Francs von Déchelette zurück, mit herzlichem Dank und vielen Grüßen an seine Nichte.“

„Reizend: seine Nichte ... Alles fauler Zauber! Der alte Ziegenbock!“ schalt Fanny, die sich über südfranzösische Onkel keine Illusionen mehr machte. Und danach, ganz vergnügt: „Das Geld müssen wir anlegen!“

Er schaute sie überrascht an. Bisher war sie in Geldsachen immer sehr gewissenhaft gewesen.

„Anlegen? Aber es gehört dir doch gar nicht.“

„Ach richtig. Ich hab es dir ja noch gar nicht erzählt ... Sie erröte, mit einem Blick, der sich bei der geringsten Abweichung von der Wahrheit trübte. Déchelette, dieser gute Kerl, hatte erfahren, was sie für Josaph getan hatten und hatte ihr geschrieben, das Geld solle sie dabei unterstützen, den Kleinen zu erziehen. „Aber weißt du, wenn es dir peinlich ist, können wir ihm seine achttausend Franken ja wiedergeben. Er ist in Paris.“

Die Stimmen der Hettémas, die sich taktvoll abgesondert hatten, erschallten unter den Bäumen: „Nach rechts oder nach links?“ „Nach rechts! Nach rechts, zu den Seen,“ rief Fanny. Dann wandte sie sich wieder an ihren Liebhaber: „Hör doch, du wirst doch jetzt nicht wieder anfangen, dir solche Dinge zu Herzen zu nehmen. Wir sind doch ein altes Ehepaar, zum Teufel!“

Sie kannte es schon: die zitternde Blässe seiner Lippen, diesen Blick auf den Kleinen, mit dem er ihn von Kopf bis Fuß musterte. Aber diesmal war es nur eine Anwendung eifersüchtiger Leidenschaft. Es war jetzt schon so weit, daß er sich an die eigene Feigheit gewöhnt hatte, daß er um des lieben Friedens willen nachgab. Was hatte es für einen Zweck, wenn er sich aufregte, wenn er den Dingen auf den Grund ging? Wenn es ihr Kind war, dann gab es ja nichts Einfacheres und Selbstverständlicheres, als daß sie es zu sich genommen hatte. Und daß sie ihm die Wahrheit verbarg nach all den Szenen und all den Verhören, die sie über sich hatte ergehen lassen müssen? War es nicht viel besser, wenn man die Dinge so nahm, wie sie waren, und die wenigen Monate, die ihnen noch blieben, in Ruhe hinter sich brachte?

So ging er über die hügeligen Wege des Waldes, die Verpflegung in einem schweren, mit einem weißen Tuch bedeckten Kerbe, – schicksals ergeben, müde, mit rundem Rücken wie ein alter Gärtner. Vor ihm gingen Mutter und Kind, Hand in Hand, Josaph im Sonntagsanzug, linkisch und von den Kleidern beengt, sie in einem hellen Sommerkleid, Kopf und Hals bloß, unter einem japanischen Sonnenschirm, üppig geworden und mit schwerem Gang. In ihrem schönen, geflochtenen Haar war eine weiße Strähne, die zu verbergen sie sich nicht mehr die Mühe machte. Vor ihnen, etwas tiefer, trabte auf dem Abhang des Waldweges das Ehepaar Hettéma: riesige Strohhüte auf dem Kopf, in roten Flanell gehüllt, beladen mit Proviant, Angelgerät, Netzen und Krebszangen. Die Frau hatte, um ihren Mann etwas zu entlasten, auf dem gewaltigen Busen ein riesiges Jagdhorn hängen, ohne daß der Zeichner keinen Waldspaziergang unternahm. Im Gehen sangen sie schallend ein

sentimentales Jägerlied.

Olympia hatte einen reichen Schatz von derlei Gassenhauern, und wenn man sich vorstellte, wo sie gelernt hatte, in welchem schändlichen Halbdunkel bei geschlossenem Fensterläden, wieviel Männern sie sie vorgesungen hatte, dann bekam die Heiterkeit des Mannes, der die zweite Stimme dazu sang, eine merkwürdige Größe. Auf dem Ausspruch des Grenadiers von Waterloo: „Es sind ihrer zu viele ... mußte auch der philosophische Gleichmut dieses Mannes beruhen.

Während Gaussin verträumt das gewichtige Paar betrachtete, wie es in eine Talmulde hinabstieg, wohin er jetzt gerade nachfolgen wollte, hörte er Räderrasseln, begleitet von lautem Lachen und von Kinderstimmen. Unmittelbar darauf, wenige Schritte von ihm entfernt, tauchte eine ganze Gesellschaft kleiner Mädchen mit fliegenden Haaren auf, in einem Wägelchen, das von einem Esel gezogen wurde. Eine junge Dame, kaum älter als die anderen, lenkte es auf diesem schwierigen Wege.

Es war nur zu offensichtlich, daß Jean zu der Gesellschaft gehörte, deren lächerliche Aufmachung die kleinen Leute zu unbezähmbaren Lachen veranlaßt hatte. Vor allem die dicke Dame mit dem Waldhorn auf dem Busen mußte es ihnen angetan haben. Daher versuchte das junge Mädchen die Kinder eine Minute lang zum Schweigen zu bringen. Aber der zweite Kalabreser, der auftauchte, entfesselte ihre Spottlust aufs Neue, und als sie an dem Mann vorbeikamen, der beiseite ging, um dem Wägelchen Platz zu machen, bat ein anmutiges und etwas verlegenes Lächeln ihn um Entschuldigung, brachte aber gleichzeitig die Verwunderung zum Ausdruck, daß der alte, gebeugte Gärtner ein so junges und feines Gesicht hatte.

Er grüßte schüchtern und errötete, ohne eigentlich zu wissen, weshalb er sich schämte. Das Gefährt hielt oben auf dem Abhang an einer Wegkreuzung, und die kleinen Stimmen zwitscherten, wie sie am Wegweiser die vom Regen halb ausgelöschten Inschriften zu lesen versuchten. Jean wandte sich noch einmal um. Auf dem

grünen Weg, der von Sonnenlicht überhuscht und mit Moos gepolstert war, so daß die Räder wie auf Samt rollten, sah er den Wirbel blonder Jugend verschwinden; diesen Glückswagen in Frühlingsfarben, der ganz beladen war mit Lachen und Frohsinn. Ein wütender Trompetenstoß Hettémas weckte ihn jählings aus seinem Traum. Sie hatten sich am See-Ufer niedergelassen und waren dabei, die Mundvorräte auszupacken. Von fern sah man, vom klaren Wasser gespiegelt, das weiße *Tischtuch* auf dem kurzen Rasen, und die roten Flanellblusen stachen aus dem Grün hervor wie auf einem englischen Jagdstich.

„Beeilen Sie sich doch ein bißchen! Sie haben den Hummer!“ schrie der dicke Hettéma, und gleich darauf ertönte die gereizte Stimme Fannys: „Hat dich die kleine Bouchereau aufgehalten?“ Jean zuckte bei dem Namen Bouchereau zusammen. Er erinnerte ihn an Castelet und an das Krankenbett seiner Mutter.

„Natürlich“, sagte der Zeichner und nahm ihm den Korb aus der Hand, „die Große, die die Zügel führte, ist die Nichte des bekannten Arztes. Eine Tochter seines Bruders, die er zu sich genommen hat. Sie wohnen den ganzen Sommer über hier in der Gegend. Reizend ist sie.“

„Oh ja, reizend, – vor allem ihre freche Art.“ Fanny, die dabei war, Brot zu schneiden, beobachtete aus den Augenwinkeln ihren Geliebten. Sein zerstreuter Blick beunruhigte sie.

Madame Hettéma packte voller Hingabe den Schinken aus und tadelte dabei die freie Art, junge Mädchen so einfach im Walde herumstreifen zu lassen: „Sie werden mir zwar antworten, das seien englische Sitten und die Kleine sei ja in London erzogen worden. Aber das macht nichts, so etwas schickt sich einfach nicht!“

„Es schickt sich zwar nicht, aber es ist sehr bequem für Abenteuererchen!“

„Aber, Fanny!“

„Verzeihung, ich hatte vergessen: der Herr glauben noch an die Unschuld.“

„Wie wäre es, wenn wir jetzt äßen?“ fragte Hettéma, der es mit

der Angst bekam. Aber Fanny mußte erst einmal alles loswerden, was sie von den jungen Mädchen der sogenannten großen Welt wußte. Sie hatte reizende Geschichten darüber auf Lager ... die Klöster ... die Pensionate ... das war schon etwas Feines! Von dort kamen sie zurück, verdorben, verwelkt, der Männer überdrüssig. Nicht einmal mehr imstande, Kinder in die Welt zu setzen. „Und dann bekommt ihr sie, ihr Einfaltspinsel. Unschuldig wie am ersten Tage! Als ob es so etwas wie Unschuld gäbe! Als ob nicht alle Mädchen, – aus der großen Welt oder nicht aus der großen Welt, – von Geburt an wüßten, um was es geht. Ich, als ich zwölf Jahre alt war, da brauchte ich nichts mehr zu lernen. Und Sie auch nicht, nicht wahr, Olympia?“ „...türlich“, sagte Madame Hettéma und zuckte mit den Schultern. Aber sie war um ihre gemeinsame Mahlzeit besorgt, und so hörte sie Gaussin kaum zu, als er ärgerlich wurde und erklärte, zwischen jungen Mädchen und jungen Mädchen sei ein großer Unterschied. Und es gäbe Familien, in denen man ...

„Ach ja, Familien“, erwiderte seine Geliebte in verächtlichem Tonfall, „reden wir doch mal von Familien. Vor allem von deiner ...“

„Schweig doch, ich verbiete dir...“

„Du Spießbürger!“

„Frauenzimmer! Glücklicherweise geht es ja nun bald zu Ende. Lange brauche ich ja nicht mehr mit dir zusammen zu leben.“

„Geh doch! Hau ab! Je eher ich dich los bin...“

Sie warfen sich ihre Beschimpfungen ins Gesicht. Mit böser Neugierde hörte das Kind zu, das bäuchlings im Grase lag. Da deckte plötzlich ein urgewaltiger Hornstoß, im Echo über den Teich und an den Bäumen ver Hundertfach, ihr Gezänk zu.

„Reicht euch das oder wollt ihr noch mehr?“ Rot vor Anstrengung, mit aufgeblähtem Halse lauerte der dicke Hettéma. Ihm war nur dieses Mittel eingefallen, um sie zum Schweigen zu bringen. Er behielt das Mundstück noch einen Augenblick an den Lippen, und der Schalltrichter seiner Trompete dräute ...

Gewöhnlich dauerten ihre Zwistigkeiten kaum lange. In ein wenig Musik, in ein paar Zärtlichkeiten Fannys schwanden sie dahin. Aber dieses Mal war Jean ernstlich böse auf sie, und mehrere Tage nacheinander stand ihm eine tiefe Falte auf der Stirn, wahrte er verbissenes Stillschweigen und setzte sich sofort nach dem Essen zum Zeichnen hin. Er machte keinerlei Anstalten, mit ihr auszugehen.

Es war, als sei ihm plötzlich die Scham über die Verworfenheit seines Lebens zum Bewußtsein gekommen, als fürchte er, noch einmal dem kleinen Wagen zu begegnen und dem reinen, jugendlichen Lächeln, an das er fortwährend denken mußte. Dann, allerdings wurde die Erscheinung nebelhaft, verworren wie ein entschwindender Traum und verlor sich in der Ferne des Waldes. Nur ein Rest von Trauer blieb in ihm, deren Grund Fanny zu wissen glaubte und den sie zu überwinden beschloß.

„Das haben wir geschafft!“, sagte sie an einem fröhlichen Tage zu ihm. „Ich war bei Déchelette. Ich habe ihm das Geld wiedergegeben. Er findet wie du, daß es so richtiger ist. Warum, verstehe ich allerdings nicht ganz. Gleichgültig, – es ist geschehen. Später, wenn ich allein sein werde, will er für den Kleinen sorgen. Bist du jetzt zufrieden oder maulst du noch mit mir?“

Sie erzählte ihm von ihrem Besuch in der Rue de Rome und von ihrem Erstaunen, statt der lärmenden und närrischen Karawanserei mit ihren überschäumenden Menschen ein friedliches Bürgerhaus vorzufinden, in das man nicht so leicht eindringen konnte. Keine Bälle mehr, keine Maskenfeste. Die Erklärung für diese Veränderung sei aus der Kreide-Inschrift hervorgegangen, die irgendein

enttäuschter oder wütender Schmarotzer auf den Eingang des Ateliers gemacht hatte: „Geschlossen wegen wilder Ehe.“

„Ja, es stimmt, mein Lieber. Déchelette hat sich in ein Mädel von der Rollschuhbahn verknallt, in die kleine Alice Dore. Seit einem Monat hat er sie bei sich. Sie leben zusammen, richtig wie Mann und Frau. Ein kleines, sehr niedliches Ding, ganz sanft, ein hübsches Lämmchen. Ganz ruhig geht es bei den beiden zu. Ich habe versprochen, wir wollten einmal zu Besuch kommen. Das ist eine kleine Abwechslung nach Waldhörnern und Barkerolen. Aber ich frage mich, wo bloß die Grundsätze und Theorien dieses Philosophen geblieben sind. „Es gibt kein Morgen, – nur keine Ehe!“ Ich habe ihn schön damit aufgezo-gen!“

Jean ließ sich zu Déchelette mitnehmen. Er hatte den Ingenieur seit ihrer Begegnung an der Madeleine nicht mehr gesehen, und er wäre auch sehr erstaunt gewesen, wenn man ihm gesagt hätte, er werde demnächst bei ihm verkehren, ja, fast sein Freund werden. Immer hatte er sich von der zynischen und verächtlichen Art, die Fannys ehemaliger Liebhaber nach außen hin an den Tag legte, eher abgestoßen gefühlt. Schon nach dem ersten Besuch aber wunderte er sich, daß er sich in der Rue de Rome wie zu Hause fühlte.

Die liebenswerte Art dieses Mannes mit dem guten Kinderlachen in seinem Kosakenbart bezauberte ihn, und er bewunderte seine immer heitere Laune, die auch von den schweren Gallenanfällen, welche seine Haut gelb machten und ihm schwarze Ringe unter die Augen legten, nicht getrübt wurde.

Man verstand die Zärtlichkeit gut, die er dieser Alice Dore einflößte, dieser Frau mit den langen, weißen und weichen Händen, dieser unbedeutenden blonden Schönheit, die allerdings durch den Glanz ihrer schönen flämischen Haut etwas Strahlendes bekam. Das Gold in ihren Haaren, die goldenen Fünkchen in ihren Augen, die durch die Wimpern tanzten, zitterten auf ihrer Haut bis unter die Fingernägel. Déchelette hatte sie auf der Rollschuhbahn aufgesammelt, und sie hatte sich sogleich vorteilhaft unterschieden von

der robusten Unverfrorenheit der anderen Mädchen in dieser ver-ruchten Umgebung, in der es keine Höflichkeit gab. Bei ihm wurde sie zur Frau, dieses arme Lustbündel, das sie gewesen war. Doch als er sie am Morgen, – seinem Grundsatz getreu, – nach einem guten Frühstück und mit einigen Louis in der Tasche weg-schicken wollte, war sie zu Tränen gerührt gewesen und hatte ihn so sanft, so flehentlich gebeten, „Behalt mich noch ein bißchen“, daß er nicht den Mut aufgebracht hatte, es ihr zu verweigern. Seitdem hielt er, halb aus menschlicher Achtung, halb aus Lässigkeit, die Tür geschlossen über diesen Zufallsflitterwochen, die er in der Frische und der Ruhe seines Sommerpalais zubrachte, und in dem es sich so bequem leben ließ. Sie waren sehr glücklich miteinander. Sie über die zärtliche Rücksicht, die sie noch nie kennenge-lernt hatte, und er darüber, daß er diesem armen Wesen ein wenig Geborgenheit schenken konnte und daß sie so naiv dankbar sein konnte. Dabei erlag er, ohne sich selber darüber klar zu werden, zum ersten Mal dem echten Charme des Zusammenlebens mit ei-ner Frau, der geheimnisvollen Zauberkraft des Lebens zu zweien, diesem Einklang von Güte und Zärtlichkeit.

Für Gaussin waren die Stunden in der Rue de Rome eine Art Flucht aus dem erniedrigenden und dürftigen Leben, das er als kleiner, unehelich verheirateter Angestellter führen mußte. Er schätzte das Gespräch mit diesem lebenserfahrenen, künstlerisch gebildeten Mann, mit diesem Philosophen in persischen Gewän-dern, die ebenso leicht und tolerant waren wie seine Lehren. Er hörte den Reiseberichten zu, die Déchelette mit ganz kargen Wor-ten skizzierte und die so gut in diese Umgebung paßten: die orien-talischen Wandbehänge, die vergoldeten Buddhas, die Fabeltiere aus Bronze, den exotischen Luxus dieser ungeheuren Halle mit dem riesigen Glasdach. Eine Beleuchtung herrschte hier wie in einem hohen Park, ein hellgrünes Licht, das zwischen Bambus-stauden, Fächerpalmen, Riesenfarnen und feinen kleinen Wasser-pflanzen, die Schatten und Feuchtigkeit suchen, vielfältig gebro-chen wurde.

Besonders am Sonntag war man trotz der großen Fenster, die auf eine sommerlich verlassene Pariser Straße hinausgingen, fast so sehr auf dem Lande wie in Chaville unter dem Zittern der Pflanzen und bei dem Duft der frischen Erde in den Blumentöpfen. Und man war der plumpen Vertraulichkeit und dem Waldhorn der Hetémas weniger ausgeliefert. Es kamen niemals Besucher. Nur einmal hörten Gaussin und seine Geliebte, die zum Abendessen eingeladen waren, schon vom Eingang her ein erregtes Gespräch zwischen mehreren Stimmen. Der Tag senkte sich, im Wintergarten saßen sie beim Aperitif, und es ging sehr lebhaft zu.

„Ich jedenfalls finde, daß fünf Jahre Zuchthaus, ein verlorener Name, ein zerstörtes Leben Bezahlung genug sind für einen Anfall von Leidenschaft und Vernarrtheit. Ich unterschreibe Ihre Bittschrift, Déchelette!“

„Das ist Caoudal“, sagte Fanny ganz leise und zuckte zusammen. Irgendjemand antwortete mit schneidender Schärfe: „Keinen Strich mache ich. Ich will mich nicht mit diesem Halunken auf eine Stufe stellen!“

„Das eben war La Gournerie“, Fanny preßte sich eng an ihren Geliebten und murmelte: „Wir wollen wieder gehen, wenn es dir peinlich ist, ihnen zu begegnen.“

„Warum denn? Durchaus nicht.“ – Er war sich keineswegs darüber klar, ob es noch Eindruck auf ihn machen würde, wenn er plötzlich gemeinsam mit Fanny, diesen Männern gegenüberstand. Aber er wollte dieser Probe nicht aus dem Wege gehen. Vielleicht war er auch auf eine böse Art neugierig, ob die Eifersucht noch wach war, die bisher wie ein Alpdruck auf dieser Liebe gelegen hatte.

„Komm“, sagte er, und sie zeigten sich im rötlichen Licht des sterbenden Tages. Rund um einen orientalischen Tisch saßen sie, auf niedrigen Sofas, kahlköpfig, mit ergrauten Bärten, vor sich in fünf oder sechs Gläsern den milchigen Absynth, den Alice ihnen gerade eingoß. Die Frauen begrüßten sich. „Kennen Sie die Herren, Gaussin?“ fragte Déchelette im Schaukeln seines Rohrstuhles.

Und ob er sie kannte! Zwei von ihnen zum mindesten waren ihm vertraut, weil er stundenlang in den Schaufenstern ihre Bildnisse angestarrt hatte. Was für Leiden hatten sie ihm schon gebracht, welchen Haß hatte er gegen sie empfunden, den Haß des Nachfolgers, eine Wut, ihnen ins Gesicht zu springen, sie zu erwürgen, sobald er ihnen einmal begegnete. Aber Fanny hatte recht gehabt, als sie sagte, das würde vorübergehen. Jetzt waren es für ihn Gesichter von guten Bekannten, fast von Verwandten, von entfernten Onkeln, die er wiedersah.

„Immer noch so schön, der Kleine“, sagte Caoudal. Er hatte den riesigen Körper lang ausgestreckt, einen schützenden Lichtschirm vor den Augen. „Und Fanny? Laß dich mal sehen.“ Er erhob sich auf den Ellbogen und kniff die Augen mit Kennerblick zusammen. „Das Gesicht geht ja noch, – aber die Figur! Du mußt dich tüchtig schnüren. Naja, tröste dich, mein Kind, La Gournerie ist noch dicker als du.“

Der Dichter kniff verächtlich die schmalen Lippen zusammen. Er saß wie ein Türke auf einem Berg von Kissen. Seit seiner Algier-Reise behauptete er, nicht mehr anders sitzen zu können. Er war fürchterlich dick, aufgeschwemmt. Nichts Intelligentes war mehr an ihm als die klare Stirn unter einem weißen Haargestrüpp und der harte Blick eines Sklavenhändlers. Mit Fanny unterhielt er sich in weltmännischer Zurückhaltung, mit übertriebener Höflichkeit, als wolle er dadurch Caoudal eine Lektion verabfolgen.

Zwei Landschaftsmaler mit gebräunten, bäuerlich geschnittenen Gesichtern vervollständigten die Gesellschaft. Auch sie kannten Jeans Geliebte, und der jüngere sagte, als er ihr die Hand drückte: „Déchelette hat uns die Geschichte von dem Kind erzählt. – Es ist wirklich reizend, was sie da getan haben, meine Liebe.“

„Ja“, sagte Caoudal zu Gaussin, „ja, sehr schick, diese Adoption. So ganz und gar nicht bürgerlich.“

Sie schien verwirrt über diese Lobpreisungen; da stieß jemand im dunklen Atelier gegen ein Möbelstück und eine Stimme fragte: „Ist denn niemand da?“

Déchelette sagte: „Da kommt Ezano.“

Den hatte Jean noch nie gesehen, aber er wußte, welche Rolle dieser Bohemien, dieser Wirrkopf, – heute ein Mann in gesicherter Stellung, verheiratet, Abteilungsleiter im Kultusministerium, – im Leben Fannys gespielt hatte. Er erinnerte sich an ein Päckchen seiner leidenschaftlichen und bezaubernden Briefe. Ein kleiner Mann trat ein, hohlwangig, vertrocknet, mit steifer Haltung, der einem die Hand reichte, als wolle er niemand an sich herankommen lassen. Das war offenbar eine Gewohnheit seiner hohen, amtlichen Stellung. Er schien sehr überrascht, Fanny zu begegnen, vor allem nach soviel Jahren noch immer schön zu finden: „Sieh da, Sapho“, eine flüchtige Röte färbte seine Wangen.

Der Name Sapho, der sie der Vergangenheit wiedergab, der sie allen ihren früheren Liebhabern wieder näherbrachte, erzeugte ein etwas peinliches Gefühl.

„Monsieur d' Armandy hat sie uns hierher gebracht“, sagte Déchelette lebhaft, um den Neuankömmling ins Bild zu setzen. Ezano begrüßte Jean. Man begann zu erzählen. Fanny beruhigte sich, als sie sah, wie ihr Liebhaber die Dinge aufnahm. Sie war stolz auf ihn, auf seine Schönheit, auf seine Jugend. Sie wußte, er konnte vor Künstlern, Kennern, bestehen und zeigte sich von der heitersten und übermütigsten Seite. Ihre Liebe zu Jean erfüllte sie ganz und gar, und sie erinnerte sich kaum noch an ihre Liebschaften mit diesen Männern. Und doch hatten die Jahre des Zusammenlebens, der Gemeinsamkeit mit ihnen, sich auf ihre Gewohnheiten und Manieren eingeprägt. Das ging so weit, daß sie ihre Zigaretten noch so drehte wie Ezano, und daß sie die Tabaksorte bevorzugte, die auch er rauchte.

Jean bemerkte ohne die geringste Unruhe jede kleine Einzelheit, die ihn früher zur Verzweiflung gebracht hätte. Er beobachtete seine innere Ruhe mit der Freude eines Gefangenen, der seine Ketten durchgeföhlt hat und weiß, daß er jetzt nur noch eine kleine Anstrengung machen muß, um frei zu sein. „Sieh sie dir an, meine arme Fanny“, sagte Caoudal in spöttischem Ton und wies auf die

anderen, „schau dir diese Ruinen an! Sie sind alt, eingefallen. Nur noch wir beide, siehst du, wir haben uns einigermaßen gehalten.“

Fanny begann zu lachen. „Oh Verzeihung, Oberst“, – man nannte ihn manchmal so wegen seines militärischen Schnurrbartes, – „so stimmt es wohl nicht ganz. Ich gehöre einer anderen Zeit an.“

„Caoudal vergißt immer, daß er im Grunde schon ein Ahnherr ist“, sagte La Gournerie. Er wußte, womit er den Bildhauer am empfindlichsten treffen konnte: „Deinen Preis hast du 1840 bekommen. An dem Datum kannst du leider nicht radieren.“ Seine Stimme war schrill und unangenehm.

Zwischen den beiden alten Freunden bestand immer ein angriffslustiger Ton, eine dumpfe Antipathie, die sie jedoch niemals auseinandergebracht hatte, die nur aus ihren Blicken hervorbrach, aus den kleinsten Worten. Seit zwanzig Jahren war das so, seit dem Tage, an dem der Dichter dem Bildhauer die Geliebte ausgespannt hatte. Fanny zählte für sie nicht mehr; sie hatten der eine wie der andere sich anderen Freuden hingeegeben, andere Enttäuschungen erlebt. Aber der Groll war zwischen den beiden bestehen geblieben und hatte sich mit den Jahren immer tiefer eingefressen.

„Seht euch einmal diese beiden an und sagt mir ganz offen, ob ich wie ein Vorfahre aussehe.“ Caoudal richtete sich in der engen Jacke, die alle seine Muskeln hervortreten ließ, auf. Er wölbte den Brustkasten vor und schüttelte seine wilde Mähne, in der wirklich noch kein einziges weißes Haar war. „Ja, ich habe meinen Preis 1840 bekommen. In drei Monaten werde ich achtundfünfzig. Und was beweist das? Sind es die Jahre, die einem zum alten Manne machen? Nur in der Comédie Francaise und im Konservatorium sind die Leute mit sechzig Murgelgreise, wackeln mit dem Kopf, schleichen umher mit rundem Rücken und weichen Knien und haben Anzeichen von Senilität. Verdammt noch einmal, mit sechzig Jahren geht man aufrechter als mit dreißig, weil man auf sich achtet. Die Frauen schauen sich noch nach einem um, vorausgesetzt, daß das Herz jung und heiß geblieben und der ganze Kerl nicht verkalkt ist.“

„Glaubst du das?“ sagte La Gournerie, der Fanny grinsend ansah, und Déchelette fügte mit seinem guten Lächeln hinzu: „Und doch sagst du in einem fort, daß dir nur die Jugend fehlt und faselst immer wieder dasselbe.“

„Ja, das glaube ich auch! Aber die Schuld hat meine kleine Cousinard, die mich auf andere Gedanken gebracht hat. Cousinard ist mein neues Modell. Achtzehn Jahre alt, mit zierlichen Rundungen und überall Grübchen. Und ein so gutes Kind, ganz aus dem Volk, aus der Markthalle, wo ihre Mutter Geflügel verkauft. Sie hat herrlich dumme Einfälle, – zum Küssen. Lind Redensarten! Neulich im Atelier findet sie einen Roman von Dejoie, schaut sich den Titel an: ‚Therese‘. Sie wirft ihn wieder weg und macht ein Mäulchen: „Wenn es ‚Arme Therese‘ hieße, würde ich die ganze Nacht nicht davon wegkommen.“ Ich bin rasend in sie verliebt, sage ich euch.“ „Dann bist du also wieder verheiratet? Lind nach sechs Monaten kracht es wieder. Faustdicke Tränen, die Arbeit kotzt dich an, und du rennst herum, als wolltest du jemand umbringen.“ Caoudals Stimme verdüsterte sich: „Es stimmt, nichts ist von Dauer. Man nimmt sich, man läßt sich laufen ...“

„Warum nimmt man sich also erst?“

„Ach sieh da, und du? Glaubst du, mit deiner kleinen Flämin hättest du was fürs ganze Leben?“

„Oh, wir beiden, wir sind noch nicht verheiratet. Weder legitim noch wild. Nicht wahr, Alice?“

„Natürlich nicht“, erwiderte die junge Frau mit zärtlicher, aber ein wenig abwesender Stimme. Sie war auf einen Stuhl gestiegen, um Glyzinen und frisches Grün für den Tafelschmuck abzupflücken. Déchelette fuhr fort: „Zwischen uns wird es keinen Bruch geben, nicht einmal einen Abschied. Wir haben einen Vertrag auf zwei Monate abgeschlossen. Am letzten Tage trennen wir uns, – ohne Verzweiflung und ohne Überraschung. Ich gehe wieder nach Isphahan, – ich habe gerade meinen Schlafwagen bestellt. Alice kehrt in ihre kleine Wohnung in der Rue la Bruyere zurück, die sie gar nicht erst aufgegeben hat.“

„Im vierten Stock. Das Bequemste, was sich denken läßt, um sich aus dem Fenster zu stürzen.“ Während die junge Frau das sagte, lächelte sie, vom letzten Sonnenlicht rötlich angestrahlt, den schweren Strauß der verschossen blauen Blüten in der Hand. Aber in ihren Worten war ein so tiefer und ernster Unterton, daß niemand antwortete. Der Wind wurde frischer, die Häuser gegenüber schienen höher geworden zu sein.

„So, jetzt aber zu Tisch“, rief der Oberst. „Wir wollen von etwas furchtbar Blödem reden.“

„Ja, das ist das Beste: *Gaudeamus* igitur. Wir wollen uns freuen, solange wir jung sind. Stimmt's, Caoudal?“ sagte La Gournerie lachend, aber es war ein Mißklang darin.

Als Jean nach ein paar Tagen wieder in der Rue de Rome vorbeikam, fand er das Atelier geschlossen. Der große Vorhang vor dem Riesfenster war zugezogen, und eine Grabesstille herrschte von der Terrasse bis zum Dach. Déchelette war zur verabredeten Stunde abgereist, – der Vertrag war abgelaufen. Jean dachte: „Es ist schön, wenn man durchführt, was man will. Wenn man Verstand und Herz ganz festhält ... Werde ich je den Mut haben?“

Eine Hand legte sich ihm auf die Schulter: „Guten Tag, Gaussin.“

Déchelette, müde, gelber und faltiger als sonst, erklärte ihm, er sei noch nicht abgereist, weil er noch ein paar Geschäfte in Paris zu erledigen habe. Er wohne im Grand Hotel, da er es im Atelier seit dieser entsetzlichen Geschichte nicht mehr aushalten könne.

„Was für eine ...?“

„Ach, es stimmt ja, Sie wissen es noch gar nicht. Alice ist tot. Selbstmord. Warten Sie, ich will nur nachsehen, ob Post für mich angekommen ist.“

Er kam fast sogleich wieder und während er mit nervösen Fingern die Streifbänder von Zeitungen aufriß, erzählte er. Seine Stimme war dunkel wie die eines Schlafwandlers, und er sah den neben ihn gehenden Gaussin nicht an. „Ja, Selbstmord. Sie hat sich aus dem Fenster gestürzt, wie sie es an dem Abend gesagt hat, an dem Sie auch dabei waren. Was wollen Sie? Ich habe es nicht gewußt.“

Ich konnte es nicht ahnen, daß Sie es wirklich tun würde. Am Tage, an dem ich abreisen mußte, sagte sie ganz ruhig zu mir: „Nimm mich mit, Déchelette! Laß mich nicht allein, ich kann ohne dich nicht mehr leben.“ Darüber mußte ich lachen. So etwas ist für mich unvorstellbar! Mit einer Frau, da unten zu leben, mitten zwischen den Kurden in der Wüste, bei dem Fieber, den Zeltmächten.

Beim Essen sagte sie es noch einmal: „Ich werde dir nicht zur Last fallen. Du wirst sehen, wie bescheiden ich bin.“ Dann, als sie sah, daß sie mir weh tat, hat sie nichts mehr gesagt. Abends sind wir ins Variete gegangen. Alles, wie verabredet. Sie schien zufrieden, hielt mich lange Zeit bei der Hand und murmelte: „Ich fühle mich so wohl.“ Da ich in der gleichen Nacht abfahren wollte, brachte ich sie im Wagen nach Hause in die Rue Bruyere. Aber wir beide waren traurig und sagten kein Wort. Sie hat sich nicht einmal für ein kleines Paket bedankt, das ich ihr in die Tasche gleiten ließ. Sie hätte ein oder zwei Jahre gut davon leben können. Als der Wagen hielt, bat sie mich, mit hinaufzukommen. Ich wollte nicht. „Ich bitte dich, nur bis zur Tür.“ Aber oben war ich standhaft und kam nicht mit hinein. Ich hatte die Fahrkarte in der Tasche, mein Koffer war gepackt, und ich hatte schon viel zu oft gesagt, ich würde abreisen. Als ich hinunterstieg, ein bißchen bewegt noch, hörte ich, wie sie mir etwas nachrief. so etwas wie: „... schneller als du!“ Aber das habe ich erst unten, auf der Straße, begriffen ...

Er blieb stehen, richtete die Augen zu Boden. Ihm kam wieder die entsetzliche Vision, die er auf Schritt und Tritt hatte, sobald er auf das Pflaster blickte. Diese schwarze und leblose Masse vor ihm ...

„Zwei Stunden später ist sie gestorben, – ohne ein Wort, ohne eine Klage, während sie mich mit ihren goldfunkelnden Augen anschaute. Ob sie noch gelitten hat? Ob sie mich wiedererkannt hat? Wir hatten sie auf das Bett gelegt, so wie sie war, im Abendkleid. Eine große Spitzenmantille verhüllte auf einer Seite den Kopf, damit man die Wunde nicht sah. Sie war ganz bleich, ein wenig Blut hatte sie auf der Schläfe, aber noch immer hübsch und so un-

endlich sanft. Aber als ich mich über sie beugte, um diesen Blutstropfen abzuwischen, der unversiegbar immer wiederkam, hatte ich den Eindruck, ihr Blick sei plötzlich unwirsch und schrecklich. Ein stummer Fluch, den das arme Mädchen auf mich schleuderte. Was hätte es mir ausgemacht, noch ein bißchen zu bleiben, oder sie mitzunehmen, sie war ja zu allem bereit. Und sie wäre mir nie im Wege gewesen. Aber nein: dieser verfluchte Ehrgeiz, diese Starrköpfigkeit, mit der ich an meinen sogenannten Grundsätzen hing. Ich habe nicht nachgegeben, und sie ist tot. Und ich habe die Schuld, obwohl ich sie liebte ...“

Er war erregt, sprach so laut, daß die Leute, die er auf der Rue d'Amsterdam anstieß, sich erstaunt nach ihm umschaute. Und Gaussin, der an seiner ehemaligen Wohnung vorbeikam und den Balkon, – die Veranda, – bemerkte, kehrte in seinen Gedanken zu Fanny und zu seiner eigenen Geschichte zurück. Eine Gänsehaut überlief ihn, während Déchelette fortfuhr: „Ich habe sie zum Friedhof Montparnasse gebracht, ohne Freunde, ohne Familie. Ich wollte der einzige sein, der sich um sie kümmerte. Und seitdem bin ich hier, habe immer nur den einen gleichen Gedanken, kann mich nicht entschließen, mit dieser Belastung abzureisen, und kann auch nicht in meinem Hause wohnen, in dem ich zwei so glückliche Monate an ihrer Seite verlebt habe. Ich wohne im Hotel, ich laufe umher, ich suche mich zu zerstreuen, diesen anklagenden Augen einer Toten zu entfliehen.“

Er blieb von Reue gequält stehen, und zwei große Tränen rollten ihm über die kleine, gutmütige, lebenslustige Stupsnase: „Sehen Sie, mein Freund, ich bin doch kein schlechter Kerl. Aber was ich da getan habe, das reicht doch eigentlich!“ Jean versuchte ihn zu trösten. Er gab dem Zufall, einer Pechsträhne die Schuld. Aber Déchelette wiederholte kopfschüttelnd mit zusammengebissenen Zähnen die gleichen Worte: „Nein, nein, ich werde mir niemals verzeihen. Ich möchte mich selber bestrafen.“

Dieser Wunsch zu sühnen marterte ihn unaufhörlich. Er sprach mit allen seinen Freunden davon. „Fahren Sie doch weg, Déchelette!

Reisen Sie, tun Sie etwas! Es wird Sie ablenken“, rieten sie ihm unaufhörlich. Sie waren ein bißchen beunruhigt über seine fixe Idee und die Hartnäckigkeit mit der er ständig von ihnen forderte, sie sollten ihm bestätigen, daß er kein schlechter Kerl sei. Schließlich kehrte er eines Abends in die Rue de Rome zurück. Es war nicht klar, ob er vor der Abreise sein Haus noch einmal sehen wollte, oder ob er mit dem festen Vorsatz hingegangen war, mit seinem Schmerz Schluß zu machen. Am Morgen fanden ihn Arbeiter mit gespaltener Hirnschale auf dem Pflaster vor seiner Tür. Er war auf dieselbe Art zugrunde gegangen wie die Frau. In einem Anfall derselben inneren Leere, derselben Hoffnungslosigkeit hatte er sich auf die Straße geworfen.

Im Halbdunkel seines Ateliers drängte sich eine unübersehbare Menge: Künstler, Modelle, Schauspielerinnen, alle die, die bei seinen letzten Festen mit ihm getrunken, getanzt und gefeiert hatten. Es war ein dumpfes, unterdrücktes Brausen, die Unruhe einer Totenkapelle unter der kleinen, zitternden Flamme der Kerzen. Alle betrachteten durch Lianen und Blattwerk hindurch den aufgebahrten Leichnam. Man hatte ihn zum Abschied in einen mit goldenen Blumen durchwirkten Seidenstoff gehüllt, ihm einen Turban auf den Kopf gesetzt, um die entsetzliche Wunde zu verbergen. Die weißen, schmalen Hände waren auf der Brust gekreuzt und sprachen vom Verzicht, von der letzten Lösung. Da lag er auf dem von Glyzinen überschatteten, niedrigen Diwan, auf dem Gaussin und seine Geliebte sich in jener Ballnacht kennengelernt hatten.

Manchmal also starb man an

solchem Bruch ...

Wenn sie sich jetzt stritten, wagte Jean nicht mehr, von seiner Abreise zu reden. Er schrie nicht mehr, wenn er die Geduld verlor: „Gottseidank! Es ist ja bald zu Ende!“ Sie hätte dann ja vielleicht antworten können: „Gut, geh nur! Ich bringe mich um, genau wie die andere.“

Diese Drohung, die er in ihren melancholischen Blicken, in ihren Lidern, in ihren Träumen zu erkennen glaubte, quälte ihn bis zur Verzweiflung.

Unterdessen hatte er das Examen bestanden, mit dem für die Konsular-Attachés der Dienst im Ministerium zu Ende geht. Er hatte gut abgeschnitten und war für eine der ersten frei werdenden Stellen vorgesehen. Es war nur noch eine Frage von Wochen oder von Tagen.

Um die beiden herum ging das Jahr seinem Ende zu, die Sonnenstreifen wurden kürzer und die Schatten länger. Mit Riesenschritten kam der Winter näher. Eines Morgens rief Fanny, als sie das Fenster öffnete und draußen den ersten Nebel sah: „Schau, die Schwalben sind abgereist.“ Die Sommerhäuser der Pariser in ihrer Umgebung schlossen eines nach dem anderen die Fensterläden. Auf der Straße fuhr ein Umzugswagen hinter dem anderen her, mit Kindern und Blumentöpfen beladen, während die braunen Blätter in Wirbeln von den Bäumen fielen, sich wie fliehende Wolken unter dem niedrigen Himmel durch den Wald wälzten, während auf den leeren Feldern die Schober aufgerichtet wurden. Hinter dem leeren Gemüsegarten fröstelten die Sommerlauben und die Tro-

ckenschuppen der Wäschereien mit ihren roten Dächern in einer tristen Landschaft, und auf der anderen Seite des Weges zogen die nackten Eisenbahnschienen ihre schwarze, geschäftige Doppellinie durch einen Wald, der grau in grau dastand. Welche Grausamkeit wäre es gewesen, sie in dieser traurigen Umgebung allein zurückzulassen! Er fühlte, wie ihm von vornherein der Mut dazu fehlte. Niemals würde er ihn aufbringen. Und damit rechnete sie wohl auch. Sie sah diesem Augenblick äußerlich ganz ruhig entgegen und sprach nicht davon. Sie blieb ihrem Versprechen treu, diesem Abschied keine Hindernisse in den Weg zu legen, da sie ja von Anfang an damit einverstanden gewesen war. Eines Tages kehrte er mit der Nachricht heim: „Ich bin ernannt worden.“

„Ach, und wohin?“ Sie fragte mit gleichgültiger Miene, aber Lippen und Augen hatten die Farbe verloren, und auf ihrem Gesicht stand eine solche krampfhaft Unruhe, daß er es nicht über sich brachte, sie auf die Folter zu spannen. „Nein, nein ... noch nicht. Ich habe meine Stelle an Hédouin abgetreten. Dadurch gewinnen wir mindestens sechs Monate.“ Sie brach in Tränen, Lachen, unbändige Küsse aus. Sie stammelte: „Danke, danke. Oh, wie gut sollst du es jetzt haben. Siehst du, deswegen war ich so böse, wegen dieses Gedankens an deine Abreise.“ Jetzt könne sie sich besser darauf vorbereiten, und sich ganz allmählich damit abfinden. Und dann sei es in sechs Monaten ja auch nicht mehr Herbst, die traurigen Sterbegeschichten seien dann vorbei.

Sie hielt Wort. Sie war nicht mehr nervös, sie zankte nicht mehr mit ihm. Ja, sie entschloß sich sogar, um dem Ärger mit dem Kind aus dem Wege zu gehen, es nach Versailles in Pension zu geben. Jetzt kam der Junge nur am Sonntag zu Besuch, und wenn diese neue Lebensweise auch seine rebellische und wilde Natur änderte, so brachte sie ihm doch wenigstens das Heucheln bei. Sie führten ein ruhiges, ausgeglichenes Leben, die gemeinsamen Essen mit den Hettémas gingen ohne Gewitter genüßlich vorbei, und das Klavier wurde wieder zu den Lieblingsliedern aufgeklappt. Aber im Grunde war Jean viel unsteter, viel unsicherer als je. Er fragte

sich, wohin ihn seine Schwäche noch führen würde, und manchmal dachte er daran, auf den Konsulardienst ganz zu verzichten und in den Verwaltungsdienst überzutreten. Das hieß, in Paris bleiben, den „Kontrakt“ auf unbestimmte Zeit verlängern. Aber das hieß auch, den Traum seiner Jugend über Bord werfen, das brachte unausweichlich Verzweiflungsausbrüche bei seiner Familie. Das bedeutete ganz sicher den Bruch mit seinem Vater, der ihm diese Fahnenflucht niemals verzeihen würde, besonders wenn er den Grund dazu erfuhr. Und für wen das alles? Für ein alternendes, verblühtes Geschöpf, das er nicht liebte. Das Zusammensein mit ihren ehemaligen Liebhabern hatte ihm den endgültigen Beweis dafür geliefert. Welche Hexerei band ihn also an dieses Leben zu zweit?

Als er eines Morgens in den Zug stieg, – es war an einem der letzten Oktobertage, – traf sich sein Blick plötzlich mit dem eines jungen Mädchens. Ganz deutlich war ihm wieder die Begegnung im Walde gegenwärtig, die Erinnerung an die strahlende Anmut eines Menschen, halb Kind, halb Frau, die ihn monatelang verfolgt hatte. Sie trug dasselbe helle Kleid, das die Sonne damals unter den Zweigen mit reizenden Schattenmustern übersät hatte, diesmal unter einem weiten Reisemantel. Im Gepäcknetz deuteten Bücher, ein kleiner Koffer, ein Strauß Schilfkolben und letzte Blumen auf die Rückkehr nach Paris, auf das Ende eines Sommeraufenthaltes. Auch sie hatte ihn erkannt, ein halbes Lächeln zitterte auf der quellfrischen Helle ihrer Augen. Eine Sekunde lang gingen die Gedanken zweier Menschen den gleichen Weg.

„Wie geht es Ihrer Mutter, Monsieur d’Armandy?“ fragte plötzlich aus der Ecke der alte Bouchereau, den Jean in seiner Überraschung gar nicht gesehen hatte, weil der Arzt sein blasses Gesicht hinter einer Zeitung verborgen hatte.

Jean erstattete Bericht, sichtlich gerührt, daß man sich seiner und seiner Familie noch erinnerte, noch mehr bewegt, als das junge Mädchen sich nach den beiden kleinen Zwillingschwestern erkundigte. Sie hätten ihrem Onkel einen so reizenden Dankesbrief

geschrieben, weil er sich um die Mutter bemüht habe. Sie kannte sie also! Das erfüllte ihn mit Freude. Und danach, da er an diesem Morgen vielleicht wirklich ein bißchen sentimental war, wurde er gleich traurig. Er erfuhr nämlich, daß Bouchereau und seine Nichte nach Paris zurückkehrten, weil die Vorlesungen an der Medizinischen Fakultät wieder anfangen. Er würde also keine Gelegenheit haben, sie wiederzusehen. Die Felder, die an den Fenstern vorbeiglitten, und die noch eben im Sonnenglanz dagelegen hatten, erschienen ihm plötzlich düster und grau, wie unter dem fahlen Lichte einer Sonnenfinsternis.

Ein langer Pfiff der Lokomotive. Sie waren da. Jean verabschiedete sich, verlor sie aus den Augen. Aber am Bahnhofsausgang fanden sie sich wieder, und Bouchereau teilte ihm im Getümmel mit, daß er vom kommenden Donnerstag an empfangen, an der Place Vendôme ... wenn er also zu einer Tasse Tee Lust habe ... Sie reichte ihrem Onkel den Arm, und es schien Jean, als habe auch sie ihn wortlos eingeladen. Nachdem er mehrere Male beschlossen hatte, hinzugehen, und danach wieder, nicht hinzugehen, – denn warum sollte er sich einem nutzlosen Bedauern ausliefern, – kündigte er Fanny endlich doch an, demnächst werde eine große Festveranstaltung des Ministeriums stattfinden, zu der er gehen müsse. Fanny überprüfte seinen Frack, ließ ihm die weiße Krawatte plätten, und plötzlich, am Donnerstagabend, erklärte er, er habe nicht die geringste Lust. Aber Fanny überzeugte ihn von der Notwendigkeit, dieses unliebsame Fest über sich ergehen zu lassen, machte sich Vorwürfe, sie habe ihn zu sehr in Anspruch genommen, ihn aus Egoismus für sich behalten und stimmte ihn um. Sie half ihm beim Anziehen, band ihm die Schleife neu, ordnete ihm das Haar, lachte, weil ihre Finger nach der Zigarette rochen, die sie alle Augenblicke vom Kamin nahm und wieder hinlegte ... Seine Tänzerinnen würden schöne Gesichter machen! Als er sie so lustig und so gutherzig sah, reute ihn seine Lüge. Er wäre gern bei ihr am Kamin geblieben. Aber Fanny ließ nicht locker: „Ich will es, es ist notwendig!“ Zärtlich trieb sie ihn in den dunklen Abend hinaus.

Es war spät, als er wieder nach Hause kam. Sie schlief, und die Lampe beleuchtete ihren Schlummer. Plötzlich erinnerte er sich an seine Heimkehr an einem anderen Abend. Drei Jahre war es schon her, – an jenem Abend, als man ihm die entsetzlichen Eröffnungen gemacht hatte. Wie feige war er damals gewesen! Wie kam es nur? Welcher Verwirrung der Gefühle hatte er es nur zu verdanken, daß Tatsachen, die seine Kette hätten zerbrechen sollen, sie noch fester geschmiedet hatten? Ein Gefühl des Ekels überkam ihn. Das Zimmer, das Bett, die Frau, alles widerte ihn an. Er nahm die Lampe und trug sie leise ins Nebenzimmer. Er sehnte sich so danach, allein zu sein, um über das nachzudenken, was ihm begegnet war ...

Oh, es war nichts, – fast nichts.

Er liebte ...

Es lebt in gewissen Worten, die wir tagtäglich ohne Nachgedanken benutzen, eine geheime Kraft, die sie uns plötzlich in ihrer ganzen Tiefe und Fülle offenbart. Aber dann verschleißt das Wort, nimmt seine banale Form wieder an und entgleitet uns, ist unbedeutend geworden. Gewohnheit und tägliche Wiederholung machen es abgegriffen und ausgebrannt. „Liebe“ ist eines von diesen Worten. Menschen, denen es einmal seine ganze Helligkeit enthüllt hat, werden begreifen, in welcher seligen Angst Jean seit einer Stunde lebte, ohne sich zuerst über seine Empfindungen klar zu werden.

Dahinten, auf der Place Vendôme in einer Ecke des Salons, wo sie lange plaudernd zusammengesessen hatten, hatte er nichts empfunden als ein großes Wohlbehagen, einen süßen Zauber, der ihn ganz einhüllte. Erst als er draußen war, als die Tür hinter ihm ins Schloß gefallen war, hatte eine närrische Freude sich seiner bemächtigt und danach eine Schwäche, daß er meinte, alle Adern würden ihm platzen: „Was ist denn nur los mit mir, mein Gott?“ Das Paris, das er auf dem Heimwege durchschritt, erschien ihm ganz neu, märchenhaft, weiter und strahlender. Ja, zu dieser Stunde, zu der die Nachtgespenster losgelassen sind und einhergehen,

zu dieser Stunde, da aus allen Gossen der Abschaum herausbricht, sich ausbreitet und unter dem gelben Gaslicht rumort, sah er, der Liebhaber Saphos, der in allen Ausschweifungen untergetaucht war, das Paris, das nur ein junges Mädchen auf dem Heimwege vom Ball sehen kann, das den Kopf voll hat von Walzerklängen, die sie den Sternen vorsingt. Es ist das keusche, im hellen Mondenschein gebadete Paris, in dem sich jungfräuliche Seelen wie Blumen entfalten. Dieses Paris hatte er gesehen. Ganz plötzlich, als er die breite Bahnhofstreppe hinaufkletterte, ganz kurz vor der Rückkehr in seine unsaubere Umgebung, ertappte er sich dabei, daß er laut sagte: „Aber ich liebe sie ... ich liebe sie.“ So hatte er es erfahren.

„Du bist da, Jean? Was machst du denn?“

Fanny wachte auf, erschreckt, daß sie ihn nicht an ihrer Seite fühlt. Er muß hinkommen zu ihr, muß sie küssen, muß lügen, muß ihr vom Ball im Ministerium erzählen, muß berichten, ob es hübsche Kleider zu sehen gab und mit wem er getanzt hat. Um diesen Fragen zu entgehen, besonders aber den Zärtlichkeiten, vor denen er sich fürchtet, – denn die Erinnerung an die andere erfüllt sein ganzes Wesen, – erfindet er eine dringende Arbeit: Zeichnungen für Hettéma.

„Aber das Feuer brennt ja nicht mehr, du wirst dich erkälten.“

„Nein, nein.“

„Laß wenigstens die Tür offen, damit ich deine Lampe sehen kann.“

Er muß die Lüge bis zu Ende spielen, muß seinen Zeichentisch fertig machen, die Entwürfe hinlegen. Dann setzt er sich, unbeweglich, hält den Atem an, denkt nach. Die Erinnerung kommt ihm wieder und um seinen Traum festzuhalten, erzählt er dem Onkel Césaire in einem langen Brief davon. Währenddessen bewegt draußen der Wind die blattlosen Zweige. Die Züge fahren einer nach dem anderen lärmend vorüber, und der zahme Pirol, vom Licht erschreckt, rührt sich in seinem zu kleinen Käfig und springt mit zögerndem Schrei von einer Sitzstange auf die andere.

Jean schreibt alles hin: die Begegnung im Walde, im Abteil, seine merkwürdige Wiederbegegnung mit den Räumen, die ihm so düster und tragisch vorgekommen waren an dem Tage, als sie zur ärztlichen Beratung gingen, das verstohlene Flüstern hinter den Türen, die traurigen Blicke von Stuhl zu Stuhl. Und heute, heute abend, hatten sie sich bewegt und lärmend vor ihm geöffnet, einer nach dem anderen von Licht und Glanz erfüllt. Auch Bouchereau selber hatte nicht mehr jenes harte Gesicht, jenes schwarze, durchdringende und entwaffnende Auge unter den dicken, buschigen Brauen gehabt, sondern die ausgeruhte und väterliche Art eines freundlichen alten Herrn, der es gern sieht, wenn man sich bei ihm wohlfühlt.

„Und plötzlich kam sie auf mich zu, und ich sah nichts mehr. Lieber Onkel, sie heißt Irene, sie ist reizend, hat ein gutes Gesicht, die Haare von jenem goldigen Braun der Engländer, einen Kindermund, der immer nur lachen möchte. Nein, nicht jenes Lachen ohne Fröhlichkeit, das einem bei so vielen Frauen auf die Nerven fällt, ein wahres Überquellen von Jugend und Glück. Sie ist in London geboren, aber ihr Vater war Franzose, und sie hat überhaupt keinen Akzent. Nur eine bezaubernde Art, gewisse Worte auszusprechen, zum Beispiel „Uncle“ zu sagen, die die Augen des alten Bouchereau jedesmal wie unter einer Liebkosung aufleuchten lassen. Er hat sie zu sich genommen, um die große Familie seines Bruders zu entlasten. Sie soll ihre ältere Schwester ersetzen, die vor zwei Jahren den Oberarzt seiner Klinik geheiratet hat. Aber Irene, Gottseidank, – hat nichts für Ärzte übrig. Wie hat sie gelacht, als sie mir von der Albernheit ihres Schwagers erzählte, der seiner Verlobten vor allem das feierliche Versprechen abforderte, ihre beiden Leichen später einmal der Gesellschaft für Anthropologie zu vermachen. Sie ist ein Zugvogel, sie liebt die Schiffe, das Meer. Der Anblick eines Bugspriets, der in die Ferne weist, macht ihr das Herz weit. Sie hat mir alles das ganz offen erzählt wie ein guter Kamerad. Sie ist ganz „Miß“ trotz ihrer pariserischen Anmut, und ich habe ihr zugehört, hingerissen von ihrer Stimme,

von ihrem Lachen, von der Übereinstimmung unseres Geschmacks. Ich wußte plötzlich genau, hier war das Glück meines Lebens, dicht neben mir, und ich brauchte es nur zu greifen, um es weit weg zu tragen, ganz weit weg, wohin mich mein abenteuerliches Schicksal lenken würde ...“

„Leg dich doch schlafen, mein Freund ...“

Er bekommt einen Schreck, hält inne, versteckt intensiv den Brief, den er unter der Feder hat: „Gleich, gleich. Schlafe doch schon.“ Fast zornig redet er mit ihr, und dann lauscht er mit gespanntem Rücken, wie der Schlaf wieder in ihre Atemzüge einkehrt, denn sie sind dicht beieinander, – und doch so fern. „Was auch kommen mag, diese Begegnung und diese Liebe werden die Befreiung sein. Du kennst mein Leben; Du hast begriffen, ohne daß wir je davon gesprochen haben, das alles so ist wie damals, daß ich mich nicht habe losmachen können. Aber was Du nicht weißt, ist, daß ich bereit gewesen bin, Vermögen, Zukunft, alles jener tödlichen Gewohnheit zu opfern, in die ich mich von Tag zu Tag tiefer verstrickte. Jetzt habe ich die Kraft gefunden, den Haltepunkt, die mir fehlten. Und um meiner Schwäche nicht noch einmal nachzugeben, habe ich mir geschworen, nicht eher wieder zur Place Vendôme zu gehen, ehe ich nicht frei bin ... Morgen mache ich Schluß!“ Aber es geschah weder am nächsten noch am folgenden Tage. Er brauchte einen Vorwand, einen Streit, in dessen Verlauf man schreit: „Jetzt gehe ich!“, um niemals wiederzukehren. Aber Fanny war sanft und fröhlich wie in den ersten Tagen der Illusionen.

Sollte er schreiben: „Es ist aus!“, ohne weitere Erklärungen? Nein, so würde sich diese leidenschaftliche Frau nicht zufrieden geben. Sie würde sich hartnäckig auf ihn stürzen, vor seiner Hotelür oder seinem Arbeitszimmer auftauchen. Es war wohl besser, sie von vorn anzugreifen, sie von der Unwiderruflichkeit, der Endgültigkeit dieses Bruches zu überzeugen und ihr ohne Zorn, aber auch ohne Mitleid die Gründe dafür aufzuzählen.

Aber mit diesen Gedanken kehrte auch eine Furcht wieder, die

Furcht vor dem Selbstmord der Alice Dore. Dem Häuschen gegenüber, auf der anderen Seite des Landweges führte eine abschüssige Straße zu den Gleisen hinüber, nur durch die Schranke gesichert. Dort ging man, wenn man es eilig hatte, an den Schienen entlang bis zum Bahnhof. Und mit der Phantasie des Südfranzosen sah er nach ihrer Trennung die Geliebte diesen Weg entlangrennen, den Übergang erreichen und sich unter die Räder des Zuges werfen, der ihn nach Paris brachte, – von ihr weg. Diese Furcht nahm so sehr von ihm Besitz, daß schon der Gedanke an diese Schranke zwischen den beiden efeubewachsenen Mauern ihm den Mut zu einer Aussprache raubte.

Wenn er doch nur einen Freund gehabt hätte, einen, der ein bißchen auf sie achten, der ihr in der ersten Krise beistehen könnte. Aber sie hatten sich in ihrer wilden Ehe eingegraben wie die Murmeltiere. Sie kannten niemand. Die Hettémas, diese vor Fett glänzenden Egoisten, die noch tierischer geworden waren durch die Nähe des Eskimo-Winters, konnte die Unglückliche kaum in ihrer Verzweiflung, in ihrer Verlassenheit zu Hilfe rufen.

Und doch mußte er brechen und zwar schnell.

Trotz seines sich selbst gegebenen Versprechens war Jean noch ein- oder zweimal an die Place Vendôme gegangen, jedesmal begeistert von Irene. Es gab eine Menge Anzeichen, daß er nicht zögern durfte, seine Werbung vorzubringen. Der alte Bouchereau hatte ihn mit offenen Armen aufgenommen, und bei Irene deutete trotz ihrer Zurückhaltung alles auf eine innige Neigung zu ihm hin. Fast schien es, als erwarte sie bewegt seine Liebeserklärung. Aber er mußte sich quälen, mußte lügen, mußte Fanny gegenüber Ausflüchte erfinden. Es kam ihm wie eine Todsünde vor, daß er mit den Küssen Saphos auf den Lippen hinging, um verstohlen und stammelnd einem anderen Mädchen den Hof zu machen ...

Mitten in diesem Schwanken zwischen Ja und Nein fand Jean im Ministerium auf seinem Schreibtisch die Karte eines Herrn, der, wie der Portier achtungsvoll berichtete, im Laufe des Morgens schon zweimal vorgesprochen hatte. Der Respekt rührte von dem Text der Visitenkarte her:

C. Gaussin d'Armandy
Präsident der Gesellschaft für
Überflutungskultur im Rhône-Tal,
Mitglied des Zentral-Komitees für
Weinbaustudien und -forschung,
Mitglied des Kreistages

Onkel Césaire in Paris! Der „Taugenichts“ war also Delegierter und Mitglied eines Studienkomitees! Jean hatte sich von seiner Verwunderung noch nicht ganz erholt, da erschien der Onkel schon, immer noch braun wie ein Pinienzapfen, mit seinen närrischen Augen, mit dem gleichen Lächeln in den Augenwinkeln, mit seinem Knebelbart. Aber statt der ewigen Wollweste trug er einen Gehrock aus neuem Tuch, der sich über dem Bäuchlein spannte und dem kleinen Mann wirklich präsidiale Würde verlieh. Weshalb er nach Paris gekommen sei? Er wollte eine Elevatorpumpe für die Überflutung seiner neuen Weingärten kaufen, – das Wort Elevator sprach er mit einem Nachdruck aus, der ihn in seinen eigenen Augen noch erhabener erscheinen ließ, – und dann wolle er seine Büste bestellen. Seine Kollegen hätten darum gebeten, als Schmuck für den Sitzungssaal.

„Du hast wohl gelesen“, sagte er in bescheidenem Ton, „daß sie mich zum Präsidenten gemacht haben. Meine Idee mit der Überflutung hat ganz Südfrankreich auf den Kopf gestellt. Wenn man bedenkt, daß ich, der „Taugenichts“, auf dem besten Wege bin, Frankreichs Weine zu retten ... Auf so etwas kommt nur ein Verrückter, da siehst du es!“

Aber der Hauptgrund seiner Reise sei der Bruch mit Fanny. Er habe eingesehen, daß die Sache sich sonst in die Länge ziehen würde, und er wolle Hilfestellung leisten. „In so etwas kenne ich mich aus, das kannst du mir glauben. Als Courbebaisse damals seine Freundin sitzen ließ, um zu heiraten ...“ Bevor er aber seine Geschichte lang und breit zum Besten gab, hielt er inne, knöpfte den Gehrock auf und zog eine kleine, sich rundlich blähende Brieftasche hervor: „Zuerst befreie mich mal hiervon. Natürlich, – das Geld. Damit mein Boden schuldenfrei wird.“

Er verstand die Handbewegung seines Neffen falsch und meinte, er lehne das Geld aus Taktgefühl ab. „Nimm es doch, nimm es doch. Ich bin stolz darauf, dem Sohne ein wenig davon zurückgeben zu können, was der Vater für mich getan hat. Übrigens will Divonne es so. Sie ist über die Geschichte auf dem Laufenden und freut sich so sehr, daß du die Absicht hast, zu heiraten und deine alte Klette abzuschütteln.“

Im Munde Césaires, dem Fanny doch wirklich einen großen Dienst geleistet hatte, fand Jean den Ausdruck „alte Klette“ ein wenig ungerecht, und mit Bitterkeit in der Stimme erwiderte er: „Nimm deine Brieftasche wieder, Onkel Césaire. Du weißt besser als sonst jemand, wie wenig Fanny am Gelde hängt.“

„Ja, sie war ein gutes Mädchen“, sagte der Onkel mit Leichenbitterton und dann fuhr er, während seine Krähenfüße zuckten, fort: „Behalte das Geld aber trotzdem. Bei den Versuchungen von Paris weiß ich es lieber in deinen Händen als in den meinen. Und außerdem braucht man es für einen Bruch wie für ein Duell.“

Darauf erhob er sich, erklärte, er sterbe vor Hunger, und solche schwierigen Fragen behandelten sich besser mit einer Gabel in der

Hand, beim Essen also. Er hatte immer noch dieselbe spöttische Lässigkeit des Südfranzosen, „Weibergeschichten“ zu erledigen. „Unter uns, mein Kleiner ...“, sie saßen zu Tisch in einem Restaurant in der Rue de Bourgogne, und der Onkel, die Serviette vor dem Kinn, tat sich gütlich, während Jean an jedem Bissen würgte und keinen herunter bekommen konnte. „Ich finde, du nimmst die Sache reichlich tragisch. Ich weiß, wie schwierig es ist, den ersten Schritt zu tun und wie ärgerlich solche Auseinandersetzungen sind. Aber, wenn es dir zu umständlich wird, dann sagst du gar nichts und machst es wie Courbebaisse. Bis zum Morgen der Hochzeit hat die Mornas nichts gewußt. Am Abend vorher, als er sich von seiner Zukünftigen verabschiedet hatte, holte er die Sängerin in ihrem Tingeltangel ab und brachte sie nach Hause. Du wirst sagen, das sei nicht sehr in Ordnung und auch nicht ganz einwandfrei. Aber wenn man nichts für Szenen übrig hat, und bei so losgelassenen Frauenzimmern wie Paola Mornas! Seit fast zehn Jahren zitterte dieser große, hübsche Bengel vor der kleinen Zigeunerin, und um sich loszueisen, mußte er Schleichwege gehen und manövrieren.“

So hatte er es fertiggebracht: am Abend vor der Hochzeit, an einem 15. August, dem Geburtstag Napoleons, machte Césaire der Kleinen den Vorschlag, in der Yvette, – einem Fließchen in der Nähe von Paris, – eine Mittagsmahlzeit zu angeln. Courbebaisse sollte mittags nachkommen, und alle drei würden sie am nächsten Abend nach Paris zurückkehren, wenn der Staubgeruch, der Feuerwerksqualm und der Dunst des Laternenöls verflogen war. Also gut, die beiden fuhren los, legten sich ins Gras am Ufer des Fließchens, das zwischen seinen niedrigen Uferkanten zitterte und leuchtete und die Wiesen so schön grün und die Weiden so herrlich dicht machte. Erst wurde geangelt, und dann badeten sie. Sie badeten nicht zum ersten Male gemeinsam, Paola und er, ganz als gute Kameraden. Aber an diesem Tage, – die kleine Mornas mit bloßen Armen und Beinen, mit ihrem untadeligen Wuchs, den ihr nasses Badekostüm an allen Stellen noch deutlicher machte ...

vielleicht auch der Gedanke, daß Courbebaisse ihm freie Hand gegeben hatte ... das kleine Biest wandte sich um, schaute ihm hart in die Augen: „Wissen Sie, Césaire, lassen Sie das lieber.“

Er ließ es also, aus Furcht, alles zu verderben und sagte sich: „Na, warte! Nach dem Essen!“

Es war sehr vergnügt, das Essen auf dem hölzernen Balkon des Gasthofes, zwischen den beiden Fahnen, die der Wirt zu Ehren des hohen Geburtstages ausgehängt hatte. Es war heiß, das Heu duftete, und man hörte den Trommelschlag, die Kanonenschläge und die Musik der Gesangvereine, die durch alle Straßen zogen.

„Ein langweiliger Bursche, dieser Courbebaisse, daß er erst morgen kommt“, sagte die Mornas und reckte sich, schon ein kleines Flimmern vom Champagner in den Augen ... „Ich möchte mich amüsieren heute abend!“

„Und ich erst!“

Er hatte sich neben ihr auf die Rampe des Balkons gestützt, die noch immer von der Sonne des ganzen Tages brannte. Vorsichtig, sich vortastend, legte er ihr den Arm um die Hüfte: „Oh, Paola, oh, Paola ...!“ Diesmal wurde sie nicht wütend, sondern fing an zu lachen. Aber so laut und so herzlich, daß er schließlich einfach mitlachen mußte. Am Abend wurde der gleiche Versuch auf die gleiche Weise abgewiesen, als sie vom Fest zurückkamen, wo sie getanzt und Makronen gegessen hatten. Da ihre Zimmer nebeneinander lagen, sang sie ihm durch die Verbindungstür zu: „Du bist zu klein für mich, du bist zu klein für mich ...“ und was dergleichen herausfordernder Vergleiche zwischen ihm und Courbebaisse mehr waren. Er mußte an sich halten, um ihr nicht zu antworten und sie etwa die „Witwe Mornas“ zu nennen. Dazu war es schließlich noch zu früh. Am nächsten Tage setzten sie sich vor ein reichhaltiges Frühstück. Paola wurde ungeduldig und schließlich sogar unruhig, daß ihr Freund nicht auftauchte. Man kann sich vorstellen, daß Césaire endlich mit einer gewissen Befriedigung die Taschenuhr herauszog und feierlich sagte: „Zwölf Uhr! Es ist so weit ...“

„Was denn?“

„Er ist verheiratet.“

„Wer?“

„Courbebaisse.“

Peng!!

„Mein lieber Junge! Eine Ohrfeige! So eine habe ich bei allen meinen galanten Abenteuern nie wieder bekommen. Sie wollte sofort weg. Aber vor vier Uhr gab es keinen Zug. Und inzwischen war der Ungetreue schon mit seiner Frau auf den Gleisen Richtung Italien. In ihrer Wut stürzt sie sich auf mich und verarztete mich mit Schlägen und mit Nägeln. Fein hatte ich mir das ausgedacht: die Tür war nämlich verschlossen und der Schlüssel abgezogen. Danach hielt sie sich an das Geschirr, und zum Schluß bekam sie einen entsetzlichen hysterischen Anfall. Um fünf Uhr trugen wir sie aufs Bett, man hielt sie fest, während ich, völlig zerkratzt, als käme ich aus einem Dornengestrüpp, loslief, um im nächsten Dorf den Arzt zu holen. Bei solchen Geschichten ist es wie bei einem Duell: man müßte immer den Arzt gleich dabei haben. Ich rannte also die Landstraße entlang, ganz ernüchert, und die Sonne brannte! Es war schon dunkel, als ich den Arzt endlich anbrachte.

Plötzlich, als wir in die Nähe des Gasthofes kamen, eine laute Menschenmenge, die sich unter den Fenstern staut. Oh, mein Gott! Hat sie Selbstmord begangen? Hat sie jemand umgebracht? Bei der Mornas war das das Wahrscheinlichere. Ich stürze hin, und was sehe ich? Der ganze Balkon hängt voller Lampions und oben steht sie. Sie hat sich getröstet und sieht prächtig aus, sie hat sich in eine der Fahnen eingewickelt und schmettert die Marsellaise. Unten steht das Volk und applaudiert.

So, mein Junge; ging es mit der Liebschaft von Courbebaisse zu Ende. Ich will damit nicht sagen, daß nun alles völlig vorbei war. Nach zehn Jahren des Kettendaseins muß man immer noch ein bißchen vorsichtig sein. Natürlich! Aber das Schlimmste war auf mich niedergegangen. Und ich werde gern das gleiche von deiner Freundin auf mich nehmen, wenn du willst.“

„Ach, lieber Onkel, sie ist nicht vom gleichen Schlag.“

„Geh doch“, sagte Césaire, machte eine Kiste Zigarren auf und steckte die Nase hinein, um festzustellen, ob sie gut abgelagert seien, „du bist schließlich und endlich nicht der Erste, der sie sitzen läßt.“

„Da hast du allerdings recht ...“

Glücklich klammerte sich Jean an dieses Wort, das ihn vor ein paar Monaten noch aus der Fassung gebracht hätte. Im Grunde machten ihn den Onkel und seine komische Geschichte ein wenig selbstsicherer; aber es wollte ihm doch nicht in den Kopf, daß er nun noch monatelang nach zwei Seiten hin lügen und doppeltes Spiel treiben, heucheln, teilen sollte. Nein, dazu konnte er sich nicht entschließen. Er hatte schon viel zu lange gewartet.

Während der junge Mann sich mit seiner Unsicherheit abquälte, strich sich das Mitglied des Forschungskomitees den Knebelbart, versuchte zu lächeln, voller Würde dreinzuschauen und fragte ganz nebenher: „Wohnt er eigentlich weit von hier?“

„Wer denn?“

„Na, dieser Künstler, dieser Caoudal, von dem du mir wegen meiner Büste gesprochen hast. Man könnte sich ja nach seinen Preisen erkundigen, solange wir noch beisammen sind.“

Trotz seiner Berühmtheit hauste Caoudal, der große Verschwender, noch immer in der Rue d'Assas, im Atelier seiner ersten Erfolge. Auf dem Wege dahin unterrichtete sich Césaire nach seinem künstlerischen Ruf. Es würde schon etwas kosten, natürlich, aber die Herren vom Komitee legten Wert auf erstklassige Arbeit.

„Oh, da brauchst du nichts zu befürchten, Onkel Césaire. Wenn Caoudal den Auftrag übernimmt ...“

Jean erzählte dem Onkel die Titel des Bildhauers auf: Mitglied der Akademie, Kommandeur der Ehrenlegion und Inhaber eines Hauens ausländischer Orden. Der „Taugenichts“ machte große Augen: „Und ihr seid befreundet?“

„Sehr befreundet.“

„Dies Paris hat es in sich. Was für Bekanntschaften man hier ma-

chen kann!“

Gaussin würde sich allerdings wohl doch etwas geschämt haben, zuzugeben, daß Caoudal ein früherer Liebhaber Fannys war und daß sie die Bekanntschaft vermittelt hatte. Aber es sah fast so aus, als ob Césaire daran dachte: „Ist er nicht der Mann, der diese „Sapho“ modelliert hat, die wir in Castelet haben? Dann kennt er ja deine Geliebte und könnte dir ein wenig helfen. Akademie, Ehrenlegion, daß macht immer Eindruck auf die Frauen ...“

Jean antwortete nicht, er dachte vielleicht selber dran, den ersten Liebhaber Fannys einzuspannen.

Der Onkel fuhr gutmütig lachend fort: „Übrigens, weißt du, die Bronze ist nicht mehr da. Als Divonne erfahren hat, – als ich das Pech hatte, ihr zu sagen, daß deine Geliebte Modell dazu gestanden hat, – wollte sie sie nicht mehr auf dem Kamin haben. Aber bei den Eigenheiten des Konsuls und bei den Schwierigkeiten, die er bei den kleinsten Änderungen macht, war das nicht so ganz einfach. Vor allem, weil sie ja nichts von dem Grund andeuten konnte. Aber die Frauen ... Sie ist so geschickt zu Werke gegangen, daß jetzt Präsident Thiers auf dem Kamin im Arbeitszimmer deines Vaters thront und daß die arme Sapho ganz verstaubt auf dem Speicher steht, bei dem alten Gerümpel und den abgesetzten Möbeln. Der Transport ist ihr übrigens gar nicht gut bekommen. Der Haarknoten ist abgebrochen und die Lyra wackelt. Ohne Zweifel hat die Rachsucht Divonnes ihr Unglück gebracht.“

Sie kamen in der Rue d'Assas an. Bei dem bescheidenen und arbeitsfreudigen Aussehen dieses Künstlerviertels kamen dem Überflutungs-Präsidenten neue Zweifel am Talent eines Mannes, der so erbärmlich wohnte. Die Ateliers mit den nummerierten Schuppentüren auf beiden Seiten eines langen Hofes, der von den phantasielosen Gebäuden einer Gemeindeschule abgeschlossen wird, in denen man fortwährend das Lesegebrumm der Kinder hört, machten auch wirklich keinen überragenden Eindruck. Aber kaum waren sie bei Caoudal eingetreten, da wußte Césaire, woran er war.

„Nicht für hunderttausend Franken, nicht für eine Million!“, brüllte der Bildhauer beim ersten Wort Gaussins. Dabei erhob er langsam seinen gewaltigen Körper von dem Sofa, auf dem er sich mitten in der Unordnung und den Trümmern des Ateliers ausgestreckt hatte. „Eine Büste! Natürlich! Ja! Schauen Sie sich nur diesen Gipshaufen an! Meine Figur für die nächste Ausstellung, die ich gerade mit dem Hammer in tausend Stücke zerschlagen habe. So viel mache ich mir aus der Bildhauerei, und wenn die Fratze des Herrn ...“

„Gaussin d'Armandy, Präsident ...“

Der Onkel sammelte seine sämtlichen Titel zusammen, aber er hatte zuviele davon. Caoudal unterbrach ihn und wandte sich an den jungen Mann: „Schauen Sie mich an, Gaussin! Finden Sie, daß ich älter geworden bin?“

Ja, man sah ihm unter dem Oberlicht des Ateliers schon sein Alter an, die Höhlungen und Runzeln seines verlebten und überanstrengten Kopfes, seine Löwenmähne, mit Löchern wie ein alter Teppich, seine welken und schlaffen Wangen, seinen Schnurrbart, von dem Ton eines Metalls, von dem die Vergoldung abgeblättert ist, und den er nicht mehr pflegte und färbte. Was hatte das auch für einen Zweck! Cousinard, sein kleines Modell, war ihm gerade durchgegangen: „Ja, mein Lieber! Mit meinem Former, einem Wilden, einer Bestie! Aber er ist zwanzig Jahre alt.“ Mit wütenden und ironischen Worten raste er durch das Atelier und stieß mit einem Fußtritt eine Leiter um, die ihm den Weg versperrte. Plötzlich stand er vor dem messinggerahmten Spiegel über dem Sofa und betrachtete sich mit entsetzlicher Grimasse: „Ich bin wirklich häßlich genug, abgewrackt genug mit meiner Wamme und den herausstechenden Sehnen einer alten Kuh!“ Er griff sich mit der Hand an den Hals und sagte dann in zugleich mitleiderregendem und komischem Tonfall: „Und wenn ich mich jetzt umbringen würde, täte es mir nächstes Jahr leid ...“

Der Onkel war völlig aus der Fassung. Dieser Akademie-Professor steckte sich selber die Zunge aus und erzählte von seinen Lieb-

schaften. Es gab also überall Verrückte, sogar an der Akademie! Seine Bewunderung für den großen Mann verminderte sich um die Sympathie, die er für seine Schwäche empfand.

„Wie geht es Fanny? Wohnen Sie noch in Chaville?“ fragte Caoudal plötzlich besänftigt, setzte sich neben Gaussin und klopfte ihm vertraulich auf die Schulter.

„Ach, die arme Fanny! Wir bleiben nicht mehr lange beieinander.“

„Sie reisen weg?“

„Ja, sehr bald, und vorher heirate ich. Ich muß sie im Stich lassen.“

Der Bildhauer stieß ein rohes Lachen aus: „Bravo, das gefällt mir! Räche uns, mein Junge, räche uns an diesen Weibern: Laß sie im Stich, betrüge sie, damit sie heulen, diese elenden Geschöpfe. Du kannst ihnen niemals so wehe tun, wie sie anderen schon weh getan haben.“

Onkel Césaire triumphierte: „Du siehst, Monsieur Caoudal nimmt die Sache nicht so tragisch wie du. Verstehen Sie diesen Unschuldengel? Er hat nur Angst, sie sitzen zu lassen, weil er meint, sie nimmt sich das Leben.“

Jean gab unumwunden zu, daß der Selbstmord Alice Dorés tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe.

„Aber das ist doch nicht dasselbe“, sagte Caoudal lebhaft, „die Alice, das war ein trauriges, hingebungsvolles Ding, das die Arme hängen ließ, ein hilfloses Püppchen ohne Rückgrat. Déchelette hat sich sehr geirrt, wenn er glaubte, sie sei um seinetwillen gestorben. Das war nur ein Selbstmord aus Müdigkeit und Lebensüberdruß. Während Sapho ... Ach was, – die und sich umbringen! Die liebt die Liebe viel zu sehr und wird an ihr leer brennen bis zum letzten Stümpfchen. Sie ist von der Rasse der jugendlichen Liebhaberinnen, die ihre Rollen niemals abgeben und noch ohne Zähne und ohne Haare die Julia oder die Manon spielen wollen. Schauen Sie mich doch an, – bringe ich mich etwa um? Ich habe Kummer, das weiß ich, weil die Kleine ausgerückt ist, aber ich nehme mir eine andere. Ich brauche eben eine. Und Ihre Geliebte wird es so ma-

chen wie ich, sie kennt es ja schon. Allerdings, sie ist nicht mehr ganz jung, und es wird etwas schwieriger sein jetzt.“

Onkel Césaire triumphierte weiter: „Na, bist du nun beruhigt?“

Jean sagte nichts, aber seine Skrupel waren besiegt, und sein Entschluß stand fest. Sie wollten gehen, da rief der Bildhauer sie zurück, um ihnen eine Photographie zu zeigen, die er aus dem Durcheinander auf seinem Tisch herausgesucht hatte. Mit dem Ärmel wischte er den Staub ab. „Schauen Sie her, da ist sie. Ein hübsches kleines Biest. Vor ihr niederknien möchte man. Diese Beine, dieser Busen ...“

Ein schrecklicher Gegensatz: diese brennenden Augen, diese leidenschaftliche Stimme und das greisenhafte Zittern der großen, dicken Finger, die das lächelnde Bild Cousinards hielten, des kleinen Modells mit den bezaubernden Grübchen.

„Du bist es? Wie kommst du früh!“

Fanny kam hinten aus dem Garten, den Rock hatte sie aufgeschürzt. Sehr schnell stieg sie die kleine Treppe hinauf. Der gleichzeitig bedrückte und entschlossene Gesichtsausdruck ihres Geliebten beunruhigte sie ein bißchen.

„Was gibt es denn?“

„Nichts, – nichts. Das Wetter, die Sonne. Ich wollte den letzten schönen Tag ausnutzen, um einen Waldspaziergang zu machen. Wir beide. Willst du mit?“

Sie stieß ihren Gassenkinderschrei aus, der ihr jedesmal entschlüpfte, wenn sie sich freute: „Na, großartig!“

Seit einem Monat waren sie nicht mehr spazierengegangen, der Regen und die Novemberstürme hatten sie in ihren vier Wänden festgehalten. Das Landleben war eben doch nicht immer ein reines Vergnügen. Es war, als lebte man in der Arche Noah mit den Bestien zusammen. Sie hatte noch einige Anordnungen in der Küche zu geben, weil die Hettémas zum Essen eingeladen waren. Und während Jean draußen wartete, betrachtete er das kleine Haus, das von diesem weichen Licht des Nachsommers erwärmt wurde, den Landweg mit den breiten, bemoosten Schlaglöchern. Sein Blick sagte allem Vertrauten und Gewohnten Lebewohl.

Das Fenster des Eßzimmers stand weit offen, und heraus drang das Flöten des Pirols, dazwischen die Anordnungen Fannys an die Haushaltshilfe: „Vergessen Sie vor allem nicht: um halb sieben. Zuerst servieren Sie das Perlhuhn. Ach ja, ich muß Ihnen auch noch Tischwäsche geben.“

Ihre Stimme klang klar und glücklich. Ihm, der wußte, daß dieser kleine Haushalt in den nächsten zwei Stunden aufhören würde zu bestehen, ihm preßten diese Festesvorbereitungen das Herz zusammen. Er hatte einen Augenblick lang das Bedürfnis, wieder hineinzugehen, es ihr alles zu sagen, hier auf der Stelle, in einem Zuge. Aber dann kam ihm die Angst vor ihrem Schreien, vor einer entsetzlichen Szene, an der die ganze Nachbarschaft teilhaben, vor einem Skandal, der das ganze Dorf in Aufruhr versetzen mußte. Er wußte, wenn sie einmal losgelassen war, dann gab es für sie keine Hemmungen mehr. Er blieb also bei seinem Vorsatz, es ihr im Walde beizubringen.

„Da, – ich bin fertig.“ Leichtfüßig ging sie neben ihm, hakte sie sich bei ihm unter. Als sie am Hause der Nachbarn vorbeikamen, riet sie ihm, leise zu sprechen und schnell zu gehen, sonst würde vielleicht Olympia sie begleiten wollen und ihnen auf die Nerven fallen. Sie war erst beruhigt, als sie an der Eisenbahnunterführung vorüber und nach links in den Wald abgelenkt waren.

Es war prächtiges, mildes Wetter; der Himmel strahlte, die Sonne träufelte durch einen silbernen, fließenden Nebel, der alles einhüllte, sich an das Unterholz und die Bäume klammerte, an ein paar goldene Blätter, die noch festsaßen, an Elsternnestern und Büscheln von Mistelzweigen, hoch droben in den Kronen. Ein durchdringender Vogelschrei ertönte. Er klang wie das Geräusch einer Feile. Danach Schnabelhiebe auf die Borke, die sich anhörten, als sei ein Holzfäller am Werk.

Sie gingen langsam, und ihre Fußspuren zeichneten sich in dem vom Herbstregen erweichten Boden ab. Sie war erhitzt, weil es so schnell gegangen war. Ihre Wangen brannten, ihre Augen glänzten. Sie hielt inne, um den weiten Spitzenumhang, den sie sich beim Weggehen über den Kopf gelegt hatte, abzunehmen. Ein Geschenk Rosas, das empfindliche und kostbare Überbleibsel vergangener Glanzes. Ihr Kleid, ein ärmliches Kleid aus schwarzer Seide, mit Löchern über dem Arm und an der Hüfte, kannte er seit drei Jahren an ihr. Wenn sie es raffte, weil sie wegen einer Pfütze

vor ihm gehen mußte, sah er ihre schiefgetretenen Absätze. Wie fröhlich hatte sie dieses halbe Elend auf sich genommen. Sie hatte sich nicht bedauert, nicht geklagt, weil sie nur mit ihm und seinem Wohlbefinden beschäftigt war. Für sie bedeutete es Glück, wenn sie sich an ihn kuscheln konnte, beide Hände über seinem Arm verschränkt. Jean betrachtete sie. Merkwürdig, sie war vergnügt, weil Sonne und Liebe wiederzukehren schienen, und er wunderte sich über die Kraftströme in diesem Geschöpf. Sie hatte eine geradezu erstaunliche Fähigkeit, zu vergessen und zu verzeihen. Woher nahm sie nur soviel Frohsinn, soviel Sorglosigkeit nach einem von Leidenschaften, Widrigkeiten und Tränen überreichem Leben? Alle ihre Erlebnisse hatten sich in ihr Gesicht eingegraben, aber bei der geringsten Regung von Freude waren sie wie ausgelöscht.

„Da ist ein Steinpilz! Bestimmt, es ist ein Steinpilz!“ Sie ging ins Gebüsch, sank bis zu den Knien in die verwelkten Blätter ein, kam wieder, von Dornen zerkratzt und zerzaust und zeigte ihm die gelben Lamellen, an denen man den echten Steinpilz vom giftigen Satanspilz unterscheidet. „Siehst du, das deutliche Zeichen.“ Sie triumphierte.

Er hörte ihr nicht zu. Er fragte sich abwesend: „Ist dies der richtige Augenblick? Muß es denn überhaupt sein?“

Und dann fehlte ihm wirklich der Mut. Sie lachte zu sehr, oder die Stelle war nicht günstig. Er schleppte sie immer weiter mit, wie ein Mörder, der sich seinen Hieb überlegt. Gerade wollte er sich entschließen, da begegnete ihnen an einer Wegbiegung der Waldhüter der Gegend und störte sie. Sie kannten ihn: ein armer Teufel, der in dem kleinen Haus, das ihm der Staat am Ufer des Sees zur Verfügung gestellt hatte, nacheinander zwei Kinder und bald darauf seine Frau verloren hatte, alle an dem gleichen gefährlichen Fieber. Schon nach dem ersten Todesfall hatte der Arzt erklärt, die Wohnung sei ungesund, zu nahe am Wasser und seinen Ausdünstungen. Aber trotz aller Atteste, trotz aller Gesuche, hatte man ihn dort nicht weggeholt, zwei Jahre, drei Jahre lang. Man hatte sich

Zeit gelassen, bis all die Seinen tot waren, mit Ausnahme eines kleinen Mädchens, mit dem er dann schließlich in eine neue Wohnung am Waldeingang gezogen war. Der Waldhüter hatte auf der einen Schulter sein Gewehr, auf der anderen den Kopf des schlafenden Kindes, das er auf dem Arm trug.

„Wie geht es ihr denn?“ fragte Fanny und lächelte dem kleinen, bleichen und fiebergeschwächten, vierjährigen Mädchen zu. Es erwachte und öffnete die großen, rotgeränderten Augen. Der Waldhüter seufzte. „Nicht gut. Es hilft nicht, daß ich sie überall mitnehme. Sie ißt schon nicht mehr, ihr schmeckt nichts mehr. Es war wohl schon zu spät, als die Luftveränderung kam, und die Krankheit war schon in ihr. Sie ist so leicht, sehen Sie, Madame, wie ein Blatt. Eines Tages geht sie mir auch noch hinüber, wie die anderen ... Guter Gott!“ Dieses ganz leise „Guter Gott!“, das er in seinen Schnurrbart brummte, war seine ganze Auflehnung gegen die Grausamkeit der Amtsstellen und der Aktenstöße.

„Sie zittert. Ich möchte meinen, sie friert.“

„Das ist das Fieber, Madame.“

„Warten Sie, sie soll es ein wenig wärmer haben.“ Fanny nahm die Mantille, die sie über dem Arm trug und wickelte die Kleine darin ein. „Ach was, lassen Sie doch. Später kann sie sie einmal als Brautschleier nehmen.“

Der Vater lächelte ein bekümmertes Lächeln. Er setzte die Kleine, die wieder am Einschlafen war und unter dem weißen Schleier so bleich aussah wie eine Tote, zurecht, ließ sie „Dankeschön“ zu der Dame sagen und ging mit einem „Guter Gott!“, das sich im Krachen der Zweige unter seinen Füßen verlor.

Fanny war nicht mehr fröhlich. Sie drängte sich an Jean mit der ganzen furchtsamen Zärtlichkeit der Frau, die in ihren Gefühlen, sei es nun Freude oder Trauer, dem geliebten Mann näher sein möchte. Jean sagte sich: „Sie ist doch ein gutes Mädel!“ Aber in seinen Entschlüssen wurde er nicht wankend. Im Gegenteil, seine Festigkeit nahm zu, denn auf dem abschüssigen Weg, auf den sie jetzt kamen, erhob sich vor ihm das Bild Irenes, die Erinnerung an

das strahlende Lächeln, das ihm dort begegnet war und das ihn sofort gefangen genommen hatte. Er überlegte sich, daß er bis zum letzten Augenblick gewartet hatte, denn heute war Donnerstag. „Als los, es muß sein!“ Er sah vor sich eine Lichtung und setzte sie sich als letzte Grenze. Jählings hielt er inne. „Wollen wir uns ein wenig ausruhen?“ Sie setzten sich auf eine umgehauene alte Eiche. Es war windstill an der Stelle, ein geschützter Platz, vom fahlen Licht erhellt. In der Luft hing der Duft verlorener Veilchen. „Wie schön ist es hier“, sagte sie, an seine Schulter gelehnt, und wollte ihn in den Nacken küssen. Er wich ein wenig zurück und faßte sie bei der Hand. Entsetzt blickte sie ihm in das plötzlich hart gewordene Gesicht: „Was ist denn, – was hast du?“ „Eine schlechte Nachricht, meine arme Fanny. Hédouin, du weißt, das ist der, der statt meiner nach drüben gegangen ist ...“, er sprach mühsam mit einer heiseren Stimme, über die er sich selber wunderte. Aber am Ende seiner auf lange Hand vorbereiteten Geschichte wurde ihr Klang wieder klar. Hédouin sei krank geworden, als er auf seinem Posten ankam. Er, Jean, sei von Amts wegen dazu bestimmt, ihn zu ersetzen. Er fand diese Lüge leichter und weniger grausam als die Wahrheit. Sie hörte ihm bis zu Ende zu, ohne ihn zu unterbrechen, ihr Gesicht hatte eine graue Blässe, der Blick war starr geworden. „Wann reist du ab?“ fragte sie und entzog ihm die Hand. „Heute abend noch, diese Nacht.“ Und mit gemacht wehmütiger Stimme fuhr er fort: „Ich möchte noch vierundzwanzig Stunden in Castelet bleiben, dann gehe ich in Marseille an Bord ...“ „Halt! Lüge nicht weiter!“, schrie sie. Unbezähmbar brach es aus ihr heraus. Sie sprang auf: „Lüge nicht weiter. Du kannst ja nicht lügen! Die Wahrheit heißt so: Du heiratest! Deine Familie bearbeitet dich schon lange genug. Sie haben solche Angst, daß ich dich hier behalte, daß ich dich daran hindere, dir Typhus oder gelbes Fieber zu holen. Nun haben sie es also erreicht. Und das Dämchen gefällt dir, das kann ich mir vorstellen. Wenn ich nur an die Krawatte denke, die ich dir an jenem Donnerstag gebunden habe. Da-

zu war ich wohl dumm genug, was?“

Sie lachte ein schmerzliches, wildes Lachen, das ihren Mund verzerrte. Eine Lücke wurde sichtbar, einer ihrer schönen Perlmutterzähne, auf die sie so stolz war, mußte in den letzten Tagen abgebrochen sein. Er hatte es noch gar nicht bemerkt. Und dies: der fehlende Zahn in dem schreckerfüllten, zerfurchten, verzerrten Gesicht erfüllte Gaussin mit furchtbarem Schmerz.

„Hör zu!“ Er faßte sie bei den Hüften und zog sie mit Gewalt wieder neben sich nieder. „Also gut, ja, ich heirate. Mein Vater legt Wert darauf, daß weißt du recht gut. Aber was kann dir das ausmachen? Ich muß ja doch abreisen.“

Sie machte sich los, wollte ihren Zorn ganz auskosten. „Und um mir das mitzuteilen, schleppst du mich eine Meile durch den Wald? Du hast dir wohl gesagt: man wird dann wenigstens nicht hören, wie sie schreit! Nein, siehst du, es gibt gar keinen Verzweiflungsausbruch, keine Tränen! Ich will es dir nur gleich sagen: ich habe dich satt, bis oben hin, du schöner Jüngling! Du kannst gehen, ich halte dich nicht fest. Fliehe doch mit deiner Frau auf die Inseln. Da hast du dir sicher was Rechtes aufgehast mit deiner Kleinen. Häßlich wie ein Gorilla wird sie wohl sein, und obendrein hat sie wahrscheinlich ein Kind im Bauch! Denn du bist ebenso blöde wie diejenigen, die sie dir ausgesucht haben.“

Sie wollte sich nicht mehr mäßigen, sie quoll über von Beschimpfungen und Niederträchtigkeiten, solange, bis sie zum Schluß nur noch die Worte stammeln konnte: „Du Feigling, – du Lügner, – du elender Feigling!“, als wolle sie ihn damit herausfordern, wie wenn man jemand die Faust unter die Nase hält. Jetzt war Jean an der Reihe, ihr zuzuhören, wortlos. Er machte gar nicht den Versuch, sie zum Schweigen zu bringen. So war sie ihm viel lieber, beleidigend, gemein, abstoßend, – ganz die Tochter ihres Vaters. So war die Trennung für ihn viel weniger schmerzlich. Ob ihr das zum Bewußtsein kam? Sie schwieg ganz plötzlich, fiel zusammen, Kopf und Oberkörper vornüber, ihm auf die Knie. Ein tiefes, haltloses Schluchzen schüttelte sie, und sie wimmerte leise vor sich

hin: „Verzeih mir! Erbarmen! Ich liebe dich! Ich habe doch nur dich, – meine Liebe, mein Leben! Tu das doch nicht. Verlasse mich nicht, was soll denn aus mir werden?“

Die Rührung griff auf ihn über. Davor hatte er sich gefürchtet! Ihr Weinen steckte ihn an, und er warf den Kopf nach hinten, um die Tränen in den überfließenden Augen festzuhalten. Er versuchte, sie mit albernen Worten zu beruhigen und wiederholte inständig seine Vernunftgründe: „Aber ich muß nun doch einmal fortreisen ...“

Sie richtete sich mit einem Schrei auf. Ihre ganze Hoffnung wurde darin offenbar: „Ach, du wärest nicht abgereist! Ich hätte zu dir gesagt: Warte noch damit, laß mich dich noch lieben.“ Glaubst du, daß du noch einmal in meinem Leben so geliebt wirst wie von mir? Du hast ja noch Zeit zum Heiraten, du bist ja noch so jung. Mit mir wird es sehr bald aus sein. Dann kann ich nicht mehr, dann werden wir ganz natürlich voneinander gehen.“

Er wollte aufstehen. Er hatte den Mut! Auch den, ihr zu sagen, das alles, was sie tat, gar keinen Sinn habe. Aber sie klammerte sich an ihn, sie schleppte sich im Dreck hinter ihm her, sie zwang ihn, wieder Platz zu nehmen, sie lag kniend vor ihm in seinem Schoß und versuchte, mit ihrem Atem, mit den Augen, mit kindlicher Zärtlichkeit, die Hände auf sein sich verfinsterndes Gesicht gelegt, die Finger in seinen Haaren, auf seinen Lippen, die kalte Asche ihrer Liebe wieder zur Glut anzufachen. Sie versuchte, ihm alle vergangenen Freuden ins Gedächtnis zu rufen, das aufgelöste, gemeinsame Erwachen, die ins Nichts versunkene Umarmung ihrer Sonntagnachmittage. Und das alles sei nichts, verglichen mit dem, was sie ihm noch zu geben hätte. Sie kenne noch ganz andere Küsse, ganz andere Trunkenheiten, sie werde welche für ihn erfinden.

Und während sie ihm Worte zuflüsterte, wie sie Männern vor der Tür von Spelunken zugerant werden, rollten ihr die dicken Tränen über das von Todesangst und Furcht verzerrte Gesicht. Sie kämpfte, sie schrie wie mit traumverlorener Stimme: „Oh, sag, es

stimmt nicht! Sag, es sei nicht wahr, daß du mich verläßt!“ Und dann schluchzte sie wieder, seufzte, rief um Hilfe, als sähe sie ein Messer in seinen Händen.

Der Henker war nicht standhafter als das Opfer. Er fürchtete ihren Zorn weniger als ihre Liebkosungen. Aber er saß wehrlos da vor dieser Verzweiflung, vor diesem Brüllen, das den Wald erfüllte und über dem toten und fiebrigen See erstarrte. Weit hinten ging eine traurige, rote Sonne unter. Er war auf Schmerzensausbrüche vorbereitet gewesen, aber so heftig hatte er sie sich doch nicht vorgestellt. Er brauchte die ganze innere Kraft seiner neuen Liebe, um sie nicht mit beiden Händen aufzuheben und zu ihr zu sagen: „Ich bleibe! Sei doch still, ich bleibe.“

Wie lange sie alle beide in diesem Erschöpfungszustand dasaßen? Die Sonne war nur ein immer schmaler werdender Strich im Westen. Der See färbte sich schiefergrau, und man hatte den Eindruck, sein ungesunder Dunst dringe in die Niederung und in den Wald ein, stiege die Höhenzüge gegenüber hinauf. In dem sie einhüllenden Nebel sah er nur noch dieses bleiche, zu ihm aufgehobene Gesicht, diesen offenen Mund, aus dem eine nicht enden wollende Klage brach. Ein wenig später war die Nacht da, und die Schreie wurden ruhiger. Nun war nur noch das Geräusch der Tränen. Sie strömten endlos, ein langer Regen, der nach dem Donner des Gewitters einsetzt. Von Zeit zu Zeit ein tiefes und dumpfes Stöhnen, wie unter dem Eindruck von etwas Schrecklichem, das sie von sich wies und das doch immer wieder kam.

Dann war es still, es war aus. Die Bestie war tot. Ein kalter Lufthauch erhob sich, strich durch die Zweige, trug den Hall eines fernen Stundenschlages zu ihnen herüber.

„Komm jetzt, laß uns gehen. Wir wollen nicht länger hier bleiben.“ Er hebt sie sanft auf, fühlt, wie sie kraftlos in seinen Armen liegt, gehorsam wie ein Kind und nur von großen Schluchzern erschüttert. Es sieht aus, als empfinde sie Furcht, ja, Achtung vor dem Manne, der eben seine Stärke bewiesen hat. Sie geht an seiner Seite, in seinem Schritt, aber schüchtern, ohne ihm den Arm zu

reichen. Wenn man die beiden sieht, wie sie schwankend und düster die Wege entlang kommen, von dem gelben Widerschein auf der Erde geleitet, möchte man sie für ein Paar Bauersleute halten, das erschöpft von langer Arbeit auf dem Felde heimkehrt. Am Waldrand kommt ihnen der Schatten eines Mannes entgegen. „Sind Sie es, Gaussin?“ fragt die Stimme Hettémas. Die Nachbarn waren unruhig geworden, als sie nicht wiederkamen. An der Ecke vor dem Häuschen zögerte Jean.

„Bleibe zum Essen hier“, sagte sie leise und flehentlich. „Dein Zug ist weg, du nimmst den um neun Uhr.“

Er geht mit ihnen ins Haus. Was hat er noch zu befürchten? Zweimal macht niemand eine derartige Szene. Er ist ihr diesen kleinen Trost wohl noch schuldig.

Das Eßzimmer ist warm, die Lampe scheint hell. Das Geräusch ihrer Schritte hat die Aufwartefrau von ihrem Kommen unterrichtet. Sie stellt die Suppe auf den Tisch..

„Da seid ihr endlich“, sagt Olympia. Sie sitzt schon, hat die Serviette umgebunden, nimmt den Deckel von der Suppenterrine. Plötzlich hält sie mit einem Schrei inne: „Um Gottes willen, was ist Ihnen?“

Hager, zehn Jahre älter, mit angeschwollenen und blutunterlaufenen Augen, Dreck auf dem Kleid, sogar noch in den Haaren, – die ganze zerzauste Unordnung einer Straßendirne, die eben einer Razzia entkommen ist, – das ist Fanny. Sie holt einen Augenblick tief Atem. Ihre armen, brennenden Augen zwinkern im Licht. Langsam steigt in der Wärme des kleinen Hauses, vor diesem fröhlich gedeckten Tisch die Erinnerung an die schönen Tage in ihr hoch. Sie bricht wieder in Tränen aus, und in ihrem Schluchzen kann man nur die Worte verstehen: „Er verläßt mich ... er heiratet.“

Hettéma, seine Frau, die Bäuerin, die sie bedient, sehen auf Gausin. „Wollen wir jetzt endlich essen?“ sagt der dicke Mann, und man merkt, daß er wütend ist. Der klappernde Lärm der gierigen Löffel mischt sich mit dem Wasserplätschern im Nebenzimmer,

wo Fanny sich das Gesicht kühlt. Als sie, dick gepudert, wiederkommt, in ihrem weißen Morgenrock, blicken die Hettémas sie ängstlich an. Sie sind eines neuen Ausbruches gewärtig und sehen erstaunt, daß sie sich, ohne ein Wort zu sagen, gierig auf das Essen stürzt wie ein Schiffbrüchiger. Sie füllt die Leere ihres Kummers und den Abgrund ihrer Schreie mit allem, was sie nur findet. Mit Brot, mit Kohl, einem Flügel des Perlhuhns, mit Kartoffeln, – sie ißt und ißt.

Zuerst ist das Gespräch gezwungen und gepreßt, dann lockert es sich. Und da man sich mit den Hettémas unterhält, dreht es sich um platte und materielle Dinge. Über die Art, Eierkuchen mit Marmelade anzurichten, ob man besser auf Roßhaar oder auf Federn schläft. Ohne Zwischenfall kommt man beim Kaffee an. Die beiden Dicken genießen ihn langsam mit einem Schuß Kognac, die Ellbogen auf den Tisch.

Es ist ein Vergnügen, den guten, vertrauensvollen und ruhigen Blick zu beobachten, den die beiden schwerblütigen Menschen tauschen. Sie haben keine Lust auseinander zugehen, sie nicht. Jean fängt den Blick auf, und in der Vertrautheit dieses Zimmers, das voll von Erinnerungen ist, in dem in allen Ecken Gewohnheiten stecken, überkommt ihn eine dumpfe Müdigkeit, die fast wohlighig ist. Fanny hat ihn beobachtet. Vorsichtig schiebt sie ihren Stuhl an den seinen heran, streckt die Beine aus und gleitet mit ihrem Arm unter den seinen.

„Hör zu“, sagt er unvermittelt, „es ist neun Uhr. Schnell! Leb wohl, ich schreibe dir.“

Schon ist er aufgestanden, ist draußen, über die Straße weg und tastet im Dunkeln, um die Schranke zu öffnen. Zwei Arme umfassen ihn, umschlingen ihn von hinten: „Gib mir wenigstens einen Kuß!“

Er fühlt, wie seine Arme unter den offenen Morgenrock gleiten, unter dem sie nackt ist. Ihr Duft umnebelt ihn, die Wärme ihrer weißen Haut. Er ist völlig fassungslos vor diesem Abschiedskuß. Ein Geschmack von Fieber und Tränen bleibt ihm im Mund zu-

rück. Und sie, ganz leise, da sie ihn schwanken sieht: „Noch eine Nacht, nur noch eine!“

Ein Pfeifen auf den Schienen ... das ist der Zug.

Er weiß nicht, wie er die Kraft gefunden hat, sich loszumachen, in Sprüngen zum Bahnhof zu rennen. Die Signale leuchten durch die blattlosen Zweige. Noch immer ist er erstaunt darüber, als er sich atemlos in seine Abteilecke fallen läßt und durch das Fenster die Lichter des Häuschens erblickt. Und eine weiße Gestalt, die sich auf die Schranken lehnt: „Leb wohl! Leb wohl!“

Dieser Schrei beruhigte das stumme Entsetzen, das er beim Räderrollen empfunden hatte. Er sah die Geliebte an der Stelle, an der er sie so oft in seinen Todesahnungen gesehen hatte.

Er stand am Fenster. Im Vorbeiflattern der Landschaft entflohr ihr Häuschen und wurde immer kleiner, bis das Licht nicht größer war als ein verirrter Stern. Plötzlich kam eine ungeheure Freude, eine ungeheure Erleichterung über ihn. Er atmete tief auf. Wie schön war diese Gegend, deren hohe, schwarze Abhänge in der Ferne ein Dreieck freiließen, in dem es von unzähligen Lichtern funkelte. In Richtung auf die Seine reihten sie sich zu regelmäßigen Perlensträngen auf. Dort erwartete ihn Irene, und er fuhr zu ihr hin mit der Schnelligkeit des Zuges, mit seinem ganzen verliebten Verlangen, im Sturmschritt in ein anständiges und junges Leben ...

Paris!

Er hielt eine Droschke an, die ihn zum Place Vendôme bringen sollte. Aber im Lichte der Gaslaternen gewahrte er seine Kleider, seine mit Schmutz bedeckten Schuhe. Ein schwerer, dicker Schmutz, seine ganze Vergangenheit, die sich immer noch lastend und dreckig an ihn hängte. „Oh nein, heute abend nicht ...“

Er kehrte in sein früheres Hotel in der Rue Jacob zurück, wo der „Taugenichts“ ihm ein Zimmer neben dem seinen reserviert hatte.

Am nächsten Tage nahm Césaire die heikle Aufgabe auf sich, nach Chaville zu fahren, und die Sachen und die Bücher seines Neffen abzuholen, sozusagen den Bruch durch den Auszug endgültig zu machen. Er kam sehr spät wieder; und Gaussin fing schon an, sich alle möglichen verrückten oder unheilvollen Gedanken zu machen. Endlich bog eine von oben bis unten beladene Droschke um die Ecke der Rue Jacob, voll mit verschnürten Kartons und einem gewaltigen Schließkorb, den Jean, als den seinen erkannte. Der Onkel war geheimnisumwittert und bedrückt. „Es hat so lange gedauert, weil ich alles mit einem Schläge aufladen und nicht gezwungen sein wollte, noch einmal hinauszufahren.“

Dann wies er auf die Pakete, die zwei Kellner im Zimmer aufstapelten: „Die Wäsche, deine Kleidungsstücke, deine Papiere, deine Bücher. Es fehlen nur deine Briefe. Sie hat mich angefleht, sie ihr noch zu lassen, damit sie sie immer wieder lesen kann, damit sie noch etwas von dir besitzt. Ich habe gemeint, darin läge wohl keine Gefahr. Sie ist ein so gutes Mädchen.“

Er saß auf dem Korb, schnaufte heftig und wischte sich die Stirn mit einem gelbseidenen Taschentuch, das so groß war wie eine Serviette. Jean wagte es nicht, sich nach Einzelheiten zu erkundigen, zu fragen, in welchem Zustand er Fanny angetroffen habe. Und der andere sagte nichts, weil er befürchtete, er werde ihn traurig machen. Diese schwierige Stille, voll von Unausgesprochenem, füllten sie mit Bemerkungen über das Wetter aus, das sich seit gestern plötzlich gewendet hatte. Es war kalt geworden, und die verlassene und nackte Pariser Umgebung machte einen kläglichen

chen Eindruck. Übersät mit Fabrikschornsteinen, Gießereikränen und Bewässerungsanlagen lag sie unter einem grauen, wie abgestorbenen Himmel da. Nach einigen Augenblicken wagte Jean es doch: „Hat sie dir nichts für mich mitgegeben, Onkel Césaire?“

„Nein, du kannst dich beruhigen. Sie wird dir nicht lästig werden, sie hat sich mit viel Entschlossenheit und Würde dareingefunden.“ Warum sah Jean in diesen wenigen Worten die Absicht, ihn zu tadeln, ihm seine Unerbittlichkeit vorzuwerfen?

„Es ist ganz gleich: ärgerlich ist ärgerlich“, nahm der Onkel das Gespräch wieder auf, „aber mir waren die Krallen der Mornas immer noch lieber als die Verzweiflung dieses Unglückswesens.“

„Hat sie sehr geweint?“

„Ach, mein Junge, so bitterlich, so von Herzen, daß ich in ihrer Gegenwart selber anfang zu schluchzen, ohne die Kraft zu haben ...“

Er wischte sich die Augen und schüttelte seinen alten Geißbockkopf, als wolle er die Bewegung loswerden: „Aber schließlich, was hilft das alles? Es ist ja nicht deine Schuld. Du konntest doch nicht dein Leben lang bei ihr hocken bleiben. Du hast dich sehr anständig benommen. Du hast ihr Geld dagelassen und eine Einrichtung, und jetzt: es lebe die Liebe! Sieh nur zu, daß du deine Heirat bald unter Dach und Fach bringst. Für mich sind solche Angelegenheiten viel zu ernsthaft, damit muß der Konsul sich befassen. Ich bin besser für die Liquidation der Ehen zur Linken zu gebrauchen.“

Dann packte ihn wieder ein Anfall von Melancholie. Er lehnte die Stirn an die Fensterscheibe und betrachtete den niederen Himmel, aus dem der Regen auf die Dächer tropfte. „Sei dem wie ihm wolle, die Welt wird traurig. Zu meiner Zeit hat man sich auf fröhlichere Art getrennt.“

Als der „Taugenichts“ abgereist war, seine „Elevatorpumpe“ im Kielwasser, hatte Jean, der jetzt seine rastlose und redselige gute Laune entbehren mußte, eine lange Woche vor sich. Ein Gefühl der Leere und der Einsamkeit, die ganze schwarze Ziellosigkeit

des Witwertums hatte er auszukosten. In solchen Fällen sucht man sein Gegenüber, und es fehlt einem, selbst wenn man dem Vergangenen nicht nachtrauert. Denn das Dasein zu zweit, die Gemeinschaft von Tisch und Bett weben ein Geflecht von unsichtbaren, feinen Fäden, dessen Dauerhaftigkeit sich erst erweist, wenn man sich bemüht, es zu zerreißen. Der Einfluß der steten Berührung und der Gewohnheit dringt so wunderbar tief, daß zwei Wesen, die das gleiche Leben führen, sich schließlich und endlich ähnlich werden.

So sehr hatten ihn die fünf Jahre mit Sapho zwar noch nicht . verwandelt, aber körperlich fühlte er noch die Spuren der Kette, sie schleifte noch schwer hinter ihm her. Mehrmals wäre er, fast ohne Nachgedanken, nach Chaville gefahren, wenn er aus dem Amt kam. Und am Morgen geschah es ihm, daß er neben sich auf dem Kopfkissen die schwarzen, schweren Flechten suchte, auf die stets sein erster Kuß gefallen war.

Vor allem erschienen ihm die Abende unendlich lang in diesem Hotelzimmer, das ihn an die erste Zeit ihrer Liebschaft erinnerte, an die Gegenwart einer ganz anderen, zurückhaltenden und schweigsamen Geliebten, deren kleine Visitenkarte an dem Spiegel steckte und das Zimmer mit schwülem Duft und dem Geheimnis ihres Namens füllte: Fanny Legrand ... Dann ging er weg, um sich müde zu laufen, um sich mit den Chansons und den Lichtern irgendeines kleinen Theaters zu betäuben. Das dauerte so lange, bis der alte Bouchereau ihm die Erlaubnis gab, drei Abende der Woche bei seiner Verlobten zuzubringen.

Er hatte sich endlich erklärt. Irene liebte ihn, und der „uncle“ war sehr einverstanden. Die Hochzeit war für die ersten Apriltage festgesetzt, gleich nach Semesterschluß. Drei Wintermonate, Irene zu sehen, sie kennenzulernen, sie zu begehren. Drei Monate, die ersten, noch schüchternen Schritte, aufeinander zuzugehen, einander immer näher zu kommen. Am Abend seiner Verlobung kehrte Jean in sein Hotelzimmer zurück. Er hatte nicht die geringste Lust zu schlafen und machte sich daran, sein Zimmer aufzuräumen und

wieder mit der Arbeit zu beginnen. Wie instinktiv hatte er das Bedürfnis, sein äußeres Leben zu ordnen und zu seinen Gedanken in Beziehung zu bringen. Er richtete seinen Arbeitstisch ein, stellte seine noch immer verschnürten Bücher auf, die bisher auf dem Boden einer hastig gepackten Kiste gelegen hatten, die Gesetzsammlungen zwischen einem Stapel Taschentücher und einer Gartenbluse. Aus dem halb klaffenden Handbuch des Handelsrechts, das er am häufigsten benutzte, fiel ein Brief seiner Geliebten, ohne Umschlag.

Fanny hatte ihn dem Zufall künftiger Tätigkeit anvertraut. Sie war wohl gegen die möglicherweise nicht allzu dauerhafte Rührung Césaires mißtrauisch gewesen und hatte gemeint, auf diese Weise würde er wahrscheinlich sicherer in Jeans Hände fallen. Anfangs wollte er ihn nicht lesen, aber nach den ersten zärtlichen, recht vernünftigen Worten, deren Erregung sich nur im Zittern der Buchstaben und im unregelmäßigen Zeilenabstand kundtat, gab er nach. Sie bat um eine Gunst, eine einzige: er solle sie von Zeit zu Zeit besuchen. Sie würde nichts sagen, ihm keine Vorwürfe machen, weder wegen der Heirat, noch wegen dieser Trennung. Sie wisse wohl, daß die unabänderlich und endgültig sei. Aber wiedersehen wolle sie ihn!

„Bedenke doch, daß es für mich ein schrecklicher Schlag ist, so unerwartet und so plötzlich, wie er kam. Ich fühle mich wie nach einer Beerdigung oder nach einem Brande. Ich weiß nicht, woran ich mich halten soll. Ich weine, ich warte, ich betrachte den Ort meines Glücks. Nur Du könntest mich an die neue Lage gewöhnen. Nur aus Mitleid komm mich besuchen, damit ich mich nicht ganz so verlassen fühle. Ich habe Angst vor mir selber.“

Diese Klagen, dieser flehentliche Anruf gingen durch den ganzen Brief und wiederholten sich ständig in den gleichen Worten: „Komm, komm!“

Es war ihm, als säße er noch auf der Lichtung im Walde, Fanny zu seinen Füßen, und unter dem aschfarbenen, blauen Licht des Abends dieses arme Gesicht, das sich zu ihm hinwandte, völlig zer-

stört und aufgelöst von Tränen, dieser offene Mund, aus dem die dunklen, schattenhaften Schreie strömten. Das war es, was ihn die ganze Nacht verfolgte, was seinen Schlaf unruhig machte, – und nicht die glückliche Trunkenheit, die er aus dem Hause Bouche-reaus mitgebracht hatte. Immer wieder sah er dieses gealterte, schmerzverzerrte Gesicht vor sich. Was halfen da alle Bemühungen, zwischen sie und sich ein anderes Bild zu schieben: das Antlitz mit den reinen Linien, die jugendzarte Haut, die sein Liebesgeständnis mit roten Flämmchen unter den Augen überhaucht hatte?

Der Brief war acht Tage alt. Seit acht Tagen erwartete die unglückliche Fanny ein Wort, oder einen Besuch, wollte, daß er sie in ihrem Verzicht bestärke. Aber warum hatte sie denn seitdem nicht geschrieben? War sie vielleicht krank? Die alte Furcht kam wieder über Jean, er meinte, er könne vielleicht von Hettéma etwas erfahren. Er ging zur Artillerie-Schule, um ihn dort nach Dienstschluß zu erwarten.

Der letzte Schlag von sechsen hatte kaum von St. Thomas d' Aquino geschlagen, da kam schon der dicke Mann um die Ecke des kleinen Platzes, mit hochgeschlagenem Mantelkragen, die Pfeife zwischen den Zähnen. Er hielt sie mit beiden Händen fest, um sich die Finger zu wärmen. Jean betrachtete ihn von weitem, und die Erinnerungen, die dabei wach wurden, bewegten ihn. Aber Hettéma empfing ihn mit kaum verhohlener schlechter Laune: „Da sind Sie ja! Ich kann Ihnen sagen, in der letzten Woche haben wir nicht schlecht auf Sie geflucht. Wir sind ja schließlich aufs Land gezogen, um unsere Ruhe zu haben.“ Unter einem Torbogen klopfte er die Pfeife aus und erzählte: Am letzten Sonntag hätten sie Fanny zum Essen eingeladen, zusammen mit dem Kind, das zu Besuch dagewesen sei. Sie hätten die Absicht gehabt, sie ein bißchen von ihren traurigen Gedanken abzubringen. Tatsächlich, sie hatten ziemlich vergnügt gespeist, ja, zum Nachtschisch habe Fanny ihnen sogar etwas vorgesungen. Um zehn Uhr habe man sich getrennt, und gerade wollten sie sich behaglich ins Bett begeben, da habe es

plötzlich an die Fensterläden getrommelt und der kleine Josaph habe ganz entsetzt gerufen: „Kommen Sie schnell! Mama will sich vergiften!“ Hettéma stürzt hin, kommt noch gerade zur rechten Zeit, um ihr das Fläschchen Opium mit Gewalt aus der Hand zu reißen. Er hatte mit ihr gerungen, sie mit aller Kraft in den Arm nehmen, festhalten und sich dabei noch gegen die Stöße mit dem Kopf und die Schläge mit dem Kamm wehren müssen, mit dem sie ihm das Gesicht zerkratzen wollte. Bei dem Kampf sei das Fläschchen zerbrochen, und das Gift sei überall herumgespritzt. Und er habe doch keine anderen Sachen anzuziehen als diese, und die hätten jetzt Giftflecken und röchen danach. „Aber daß müssen Sie begreifen, solche Szenen, solche Hintertreppendramen sind nichts für ruhige Leute. Daher ist jetzt Schluß! Ich habe gekündigt, im nächsten Monat ziehen wir aus ...“

Er steckte die Pfeife in das Etui und verschwand nach einem ziemlich friedlichen „Lebewohl“ um die Ecke. Gaussin stand da, entsetzt über das, was er erfahren hatte.

Er stellte sich die Szene vor. Diese Schlafkammer, die ihre Schlafkammer gewesen war, die Angst des um Hilfe rufenden Kindes, den brutalen Kampf mit dem dicken Mann. Er meinte, den Opiumgeruch zu spüren, die einschläfernde Bitterkeit des überallhin verspritzten Giftes. Das Entsetzen ließ ihn den ganzen Tag nicht los. Es wurde verschlimmert durch den Gedanken an die Einsamkeit, in der sie nun bald leben würde. Wenn die Hettémas nicht mehr da waren, wer würde sie dann von einem neuen Selbstmordversuch abhalten?

Ein Brief Fannys beruhigte ihn etwas. Sie dankte ihm, daß er nicht so hart sei, wie er es scheinen wolle. Immerhin nähme er doch noch ein wenig Anteil an der armen Verlassenen. „Nicht wahr, Hettéma hat es dir mitgeteilt? Ich wollte sterben. Ich fühlte mich so einsam. Ich habe es versucht, aber ich habe es nicht fertiggebracht. Ich bin daran gehindert worden, meine Hand zitterte vielleicht ... aus Furcht vor dem Leiden, aus Furcht, häßlich zu werden. Wie ist es nur möglich, daß die kleine Alice Dore den Mut

gehabt hat. Nach der ersten Scham, daß ich es nicht geschafft habe, ist die Freude über mich gekommen bei dem Gedanken, daß ich dir schreiben könnte, daß ich dich von ferne lieben und dich noch einmal sehen kann. Denn ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß du noch einmal kommst, wie man zu einer unglücklichen Freundin kommt, in ein Trauerhaus, aus Mitleid, – nur aus Mitleid.“ – –

Von diesem Tage an kam aus Chaville alle zwei oder drei Tage ein merkwürdiger Brief. Manchmal lang, manchmal kurz, ein schmerzliches Tagebuch, das zurückzuschicken er nicht die Kraft hatte und das in seinem zartfühlenden Herzen ein Mitleid ohne Liebe aufkeimen ließ, nicht mehr für seine einstige Geliebte, sondern für das duldende Menschenwesen, das um seinetwillen litt.

An einem Tage schrieb sie ihm von dem Auszug ihrer Nachbarn, dieser Zeugen ihres einstigen Glücks. Sie nahmen so viele Erinnerungen mit. Jetzt habe sie nur noch die Möbel, die Mauern des kleinen Hauses und die Aufwartefrau, ein armes, dumpfes Wesen, die sich ebenso wenig für die Umwelt interessierte wie der Pirol, der vor Winterkälte zitterte und traurig und zerzaust in einer Ecke seines Käfigs saß.

An einem anderen Tage, als fahles Sonnenlicht fröhlich durch das Fenster schien, sei sie ganz heiter aufgewacht. Sie habe gefühlt: heute kommt er. Warum? Nur ein Einfall. Sogleich habe sie angefangen, das Haus schön zu machen und sich natürlich auch, mit ihrem Sonntagskleid und der Frisur, die er so gern hatte. Bis zum letzten Tropfen des Lichtes habe sie die Züge vom Eßzimmerfenster aus gezählt. Jedesmal habe sie ihn über den Kiesweg kommen hören. Sie sei eben doch närrisch.

Manchmal war es nur eine Zeile: „Es regnet, es ist dunkel, ich bin allein und weine um dich.“

Oder auch, sie begnügte sich damit, eine armselige, zerzauste und vom Reife halb zerstörte Blume in den Umschlag zu stecken, die letzte ihres kleinen Gartens. Besser als all ihre Klagen sprach diese Blume, die sie aus dem Schnee gesammelt hatte, vom Winter, von

der Einsamkeit, von der Verlassenheit. Er sah den Ort, am Ende des Weges und an den Rabatten einen bis zum Saum feuchten Frauenrock, der einsam und ziellos hin- und herlief.

Dieses Mitleid, das ihn bedrückte, ließ ihn trotz der Trennung immer noch mit Fanny zusammenleben. Er dachte an sie, stellte sie sich zu allen Stunden des Tages vor. Aber sein Gedächtnis verblaßte merkwürdig. Obwohl erst fünf oder sechs Wochen seit dem Bruche vergangen waren und obwohl die kleinsten Einzelheiten ihrer Häuslichkeit ihm noch gegenwärtig waren, der Käfig des Pirols und gegenüber ein holzgeschnitzter Kuckuck, den er auf einem Dorf-Jahrmarkt gewonnen hatte, die Zweige des Nußbaumes, die beim geringsten Wind gegen die Fenster ihres Ankleidezimmers schlugen, – die Frau selber sah er nicht mehr klar vor sich. Sie war von weichenden Nebeln umgeben, und nur eine Einzelheit ihres Gesichtes stach betont und peinlich hervor: der verzerrte Mund, das durch den fehlenden Zahn durchlöchernde Lachen. Ja, sie war gealtert, was sollte nur aus ihr werden, aus dem armen Wesen, in dessen Armen er so lange geschlafen hatte? Wenn das Geld zu Ende war, das er ihr gelassen hatte, wohin würde sie dann gehen? In welche Abgründe würde sie sinken? Plötzlich sah er die heruntergekommene Dirne mit dem Totenkopfgesicht vor sich, die er an jenem Abend in der Kneipe getroffen hatte und die ihre Scheibe geräucherten Lachs vor Durst nicht mehr herunterschlingen konnte. So eine würde sie auch werden, das Mädchen, deren liebende Sorge, deren leidenschaftliche und treue Zärtlichkeit er so lange angenommen hatte. Dieser Gedanke brachte ihn zur Verzweiflung. Und doch, – was sollte er machen? Weil er das Unglück gehabt hatte, dieser Frau zu begegnen, einige Zeit mit ihr zusammenzuleben, war er deshalb dazu verdammt, sie für immer bei sich zu behalten, ihr sein Glück zu opfern? Warum denn er und nicht die anderen? Wo blieb da die Gerechtigkeit?

Obwohl er es sich verbot, sie wiederzusehen, schrieb er ihr. Und seine absichtlich optimistischen und trockenen Briete verrieten doch unter den vernünftigen und ruhigen Ratschlägen seine Erre-

gung. Er schlug ihr vor, sie solle Josaph aus dem Pensionat holen, ihn wieder zu sich nehmen, damit sie Zerstreung und Beschäftigung habe. Aber Fanny weigerte sich. Welchen Zweck hätte es, das Kind zum Zeugen ihres Kummers und ihrer Mutlosigkeit zu machen? Es genügte schon, wenn der Kleine am Sonntag von einem Stuhl auf den anderen stieg, vom Eßzimmer durch den Garten irrte, und erriet, daß ein großes Unglück über das Haus gekommen sei. Er wagte ja schon nicht mehr, nach „Papa Jean“ zu fragen, seitdem sie ihm schluchzend gesagt hatte, er sei weg und komme nicht mehr wieder. „Alle meine Papas gehen also fort?“ Diese Frage des armen, verlassenen Kindes, die in einem tieftraurigen Brief stand, bedrückte Gausin schwer. Schon bald war der Gedanke, sie in Chaville zu wissen, eine derartige Beklemmung für ihn, daß er ihr riet, nach Paris zurückzukehren, damit sie mehr Menschen zu sehen bekomme. Nach ihren traurigen Erfahrungen mit den Männern und dem Verlassenwerden sah Fanny in diesem Vorschlag nur einen abscheulichen Egoismus und seinen Wunsch, sie für immer loszuwerden. Sicher meinte er, sie würde sich vielleicht auf ihre unberechenbare Art in irgendjemand Neuen verlieben. Sie schrieb ihm das auch ganz offen: „Ich bleibe Deine Frau trotz allem. Deine liebende und treue Frau. Unser kleines Haus umfängt mich mit Deiner Gegenwart, und um nichts in der Welt möchte ich es verlassen. Was soll ich denn in Paris? Ich hasse meine Vergangenheit, die Dich von mir vertrieben hat. Denkst Du denn überhaupt an die Gefahr, die es für Dich bedeuten würde? Du hältst Dich wohl für gewappnet? Komm also, Du Feigling, einmal, nur ein einziges Mal.“

Er ging nicht hin. Aber an einem Sonntagnachmittag, als er allein saß und arbeitete, hörte er zweimal schnell und leise an seine Tür klopfen. Es überlief ihn kalt. Er erkannte ihre lebhaftige Art von früher, sich anzumelden. Sie hatte gefürchtet, er habe unten Anweisung gegeben, sie nicht heraufzulassen und so war sie atemlos die Treppe emporgestiegen, ohne nach ihm zu fragen. Er näherte sich der Tür, – der Teppich dämpfte seine Schritte, – er hörte ihren

Atem durch die Türritze: „Jean, bist du da?“

Oh, was für eine demütige und gebrochene Stimme! Noch einmal, sehr leise: „Jean!“ Danach ein unterdrückter Seufzer und das Knistern eines Briefes, den sie unter der Tür durchschob.

Stufe für Stufe, ganz langsam, ging sie die Treppe hinunter, als erwarte sie, daß er sie noch rief. Erst jetzt nahm Jean den Brief auf und öffnete ihn. Am Morgen war das kleine Mädchel des Waldhüters vom Pariser Kinderspital aus begraben worden und sie war mit dem Vater und einigen Leuten aus Chaville zur Beerdigung gekommen. Sie hatte es sich nicht versagen können heraufzukommen, um ihn zu sehen oder ihm wenigstens diese schon vorher geschriebenen Zeilen zu hinterlassen: „Ich habe es Dir ja gesagt: wenn ich in Paris wohnte, würde man nur noch mir auf Deiner Treppe begegnen. Leb wohl, mein Geliebter, ich kehre heim, – zu uns.“

Als er die Zeilen las, wollten ihm die Tränen in die Augen steigen, aber er erinnerte sich an die gleiche Szene in der Rue de l'Arcade, den Schmerz des verabschiedeten Liebhabers, den Brief, der unter der Tür durchgeschoben wurde und das herzlose Lachen Fannys. Sie liebte ihn also doch mehr, als er Irene liebte! Oder ist es so, daß der Mann, der mehr als die Frau im Lebenskampf steht, nicht wie sie nur die Liebe als Mittelpunkt sieht, nicht wie sie gegen alles vergeblich und gleichgültig ist, was nichts zu tun hat mit ihrer Leidenschaft, die sie ganz erfüllt und für die sie einzig und allein da ist?

Diese Qualen, dieses schmerzliche Mitleid beruhigten sich nur, wenn er mit Irene zusammen war. Nur bei ihr lösten sich die Klammern seiner Angst, und in ihm blieb eine große Müdigkeit zurück, die Versuchung, diesem reinen Menschen den Kopf auf die Schulter zu legen, ohne ein Wort, regungslos, geborgen in ihrem Schutz. „Was hast du?“ fragte sie ihn. „Bist du nicht glücklich?“

Ja, er war sehr glücklich. Aber warum war sein Glück auf soviel Trauer, auf so vielen Tränen gegründet? Es gab Augenblicke, in

denen er Irene am liebsten alles gestanden hätte als einer klugen und gütigen Freundin. Er dachte nicht an die Verwirrung, die solche Bekenntnisse in unberührten Seelen anrichten, der arme Narr, an die unheilbaren Wunden, die sie dem Vertrauen einer zarten Neigung schlagen können. Ach, wenn er sie mitnehmen, mit ihr hätte fliehen können: Er meinte, das müsse das Ende seiner Qualen sein. Aber der alte Bouchereau wollte ihnen nicht eine Stunde ablassen. „Ich bin alt, ich bin krank. Ich werde mein Kind nie wiedersehen. Rauben Sie mir nicht noch die letzten Tage mit ihr.“ Unter seinem rauhen Äußeren war dieser berühmte Mann so gütig wie nur einer. Obwohl er an einer unheilbaren Herzkrankheit litt, deren Fortschritt er selber feststellte und überwachte, sprach er mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit davon, hielt trotz allem seine Vorlesungen, behandelte Patienten, die weit weniger krank waren als er selber. Nur eine Schwäche besaß dieser umfassende Geist: seine Hochachtung vor Titeln und Adelsprädikaten. Die Erinnerung an die Türmchen von Castelet und den alten Namen der d'Armandys hatte nicht wenig dazu beigetragen, daß er Jean als Verlobten seiner Nichte willkommen geheißen hatte.

Die Hochzeit sollte in der Provence stattfinden, damit die arme Mutter nicht zu reisen brauchte. Sie schickte alle acht Tage ihrer zukünftigen Schwiegertochter einen liebevollen Brief, den sie Divonne oder einer der beiden Zwillingschwestern diktiert hatte. Es war ein süßes Gefühl für Jean, mit Irene von seiner Familie sprechen zu können, Castelet gleichsam an der Place Vendôme wiederzufinden, wo sich alle Zuneigung um seine liebe Verlobte sammelte. Nur manchmal erschreckte es ihn, wenn er sich im Vergleich zu ihr so alt, so erschöpft fühlte, wenn er sah, wie sie sich kindlich zu Dingen freute, die ihn gar nicht mehr berührten, wie sie sich das Leben zu zweit ausmalte, das er schon ausgekostet hatte. So war es auch, als er die Liste alles dessen aufstellte, was sie ins Konsulat mitnehmen mußten, Möbel, Stoffe und Kleider. Er schrieb eines Tages an dieser Liste, da stockte ihm die Feder. Er war entsetzt über die Richtung, die seine Gedanken nahmen. Er

sah sich plötzlich mit Fanny die Wohnung in der Rue d'Amsterdam einrichten und dachte an die unvermeidliche Wiederholung so viel bezaubernden aber jetzt abgenutzten Glücks. So waren sie auch angefangen, die fünf Jahre mit Fanny, dieses Zerrbild von Ehe- und Familienleben ...

14

„Ja, mein Lieber, heute nacht ist er in den Armen Rosas gestorben ... Ich habe ihn gerade zum Ausstopfen gebracht.“

Der Komponist de Potter, den Jean an der Tür eines Geschäftes traf, klammerte sich an ihn mit einem Mitteilungsbedürfnis, das seinen unbeweglichen und harten Zügen, eher denen eines Börsenmannes, kaum stand. Er erzählte ihm vom Martyrium des armen Chamäleons. Er war am Pariser Winter gestorben, vor Kälte zusammengeschrumpft, ewig zitternd trotz der Wattepolster, trotz der Spiritusflamme, die seit zwei Monaten unter seinem Nestchen gebrannt hatte. In der vorigen Nacht, während alle im Hause um sein Lager versammelt waren, hatte ein letzter Schauer es von Kopf bis Fuß erschüttert. Bichito war als guter Christ gestorben, dank den Weihwasserfluten, welche die alte Pilar auf seine runzlige Haut hatte strömen lassen, während das Leben in wechselnden Farbtönen daraus entfloh.

„Ich muß darüber lachen, und doch ist mir das Herz schwer. Besonders, wenn ich an den Kummer meiner armen Kosa denke. Ich habe sie tränenüberströmt zu Hause gelassen. Glücklicherweise war Fanny bei ihr.“

„Fanny?“

„Ja, wir hatten schon eine ganze Zeitlang nichts von ihr gehört. Heute morgen kam sie an, als das Trauerspiel seinen Höhepunkt erreicht hatte. Das gute Mädchen ist dageblieben, um ihre Freundin zu trösten.“

Ohne zu bemerken, welchen Eindruck seine Worte machten, fuhr er fort: „Es ist also aus? Sie sind nicht mehr zusammen? Erinnern

Sie sich unseres Gespräches am See von Enghien? Nun, wenigstens befolgen Sie die Lehren, die man Ihnen gibt.“

Sein Lob hatte deutlich eine neidische Spitze.

Gaussin runzelte die Stirn und hatte ein Gefühl der Übelkeit, als er daran dachte, daß Fanny wieder zu Rosario Sanchés zurückgekehrt war. Aber gleich darauf verbot er sich diese Schwäche. Er hatte ja schließlich weder ein Recht auf ihr Leben, noch trug er irgendwelche Verantwortung. Vor einem Haus in der Rue de Beaune, einer ganz alten, aristokratischen Straße von früher, – blieb de Potter stehen. Dort wohnte er, – wenigstens stand es auf seinen Visitenkarten. Aus Gründen der Schicklichkeit, vor den Augen der Welt. In Wirklichkeit verbrachte er seine Zeit in der Avenue Villiers oder in Enghien und tauchte nur sporadisch an seinem ehelichen und amtlichen Wohnsitz auf, damit seine Frau und sein Kind keinen gar zu verlassenen Eindruck machten.

Jean wollte weitergehen und schon einen Abschiedsgruß andeuten, aber der andere hielt ihn fest mit seinen langen und harten Klavierspielerhänden. Ohne die geringste Verlegenheit, wie ein Mann, dem sein Laster gar nicht mehr peinlich ist, sagte er: „Tun Sie mir einen Gefallen, Gaussin: kommen Sie mit herauf. Ich soll eigentlich heute bei meiner Frau zum Essen sein, aber ich kann wirklich nicht die arme Rosa ganz allein ihrer Verzweiflung überlassen. Sie können mir als Vorwand dienen, daß ich gleich wieder gehen muß, und außerdem ersparen Sie mir eine ärgerliche Auseinandersetzung.“

In dem Arbeitszimmer, in einer prächtigen und kalten, bürgerlichen Wohnung im zweiten Stock, roch man förmlich, daß darin nicht gearbeitet wurde. Alles war viel zu gut aufgeräumt, nicht die leiseste geniale Unordnung, nichts von dem tätigen, leichten Fieber, das auf die Dinge und die Möbel überstrahlt. Kein Buch, kein Blatt Papier auf dem Schreibtisch, nur ein gewaltiges, majestätisches Bronzeschreibzeug ohne Tinte. Es glänzte, als stünde es noch im Schaufenster. Keine Partitur auf dem alten Spinett, auf dem die ersten Werke des Musikers entstanden waren. Eine weiße

Marmorbüste, die einer jungen Frau mit feinen Zügen und sanftem Ausdruck, ganz fahl im ersterbenden Tageslicht, machte den ungeheizten Kamin noch kälter, schien traurig die mit vergoldeten Lorbeerkränzen, Medaillen und Diplomen überladenen Wände zu betrachten. Alles wirkte wie ruhmreicher, eitler Plunder, den der Künstler großzügigerweise seiner Frau als Ausgleich überlassen hatte, und den sie abstaubte wie den Grabschmuck ihres Glückes. Kaum waren sie eingetreten, da öffnete die Tür des Arbeitszimmers sich wieder und Madame de Potter trat ein: „Bist du es; Gustave?“

Sie hatte wohl gemeint, er sei allein und zögerte, offensichtlich beunruhigt, vor dem unbekanntem Gesicht. Sie war hübsch und elegant, mit Geschmack angezogen, und schien noch zarter als ihre Porträtbüste, da auf ihren weichen Zügen ein mutiger und bebender Entschluß stand.

Man war sich über den Charakter dieser Frau nicht ganz einig. Die einen tadelten sie, weil sie angeblich die Verachtung noch schüre, die ihrem Manne wegen seines stadtbekanntem und auch gar nicht verheimlichten Verhältnisses entgegengebracht wurde. Andere bewunderten im Gegenteil ihre schweigende Resignation. Und in der allgemeinen Meinung galt sie für eine etwas träge Frau, die ihre Ruhe über alles liebte und die in der Liebe zu ihrem reizenden Kind und in der Genugtuung, den Namen eines großen Mannes zu tragen, genügend Ausgleich für ihr Witwentum fände.

Aber während der Musiker seinen Begleiter vorstellte und wahllos irgendeine Lüge auftischte, um sich von dem gemeinsamen Essen zu drücken, konnte Jean im Zucken dieses jungen Frauengesichtes, das nichts mehr sah und nichts mehr hörte, als habe ihm das Leid diese Fähigkeit genommen, wahrnehmen, daß sich unter dem weltgewandten Äußeren ein großer Schmerz lebendig begrub. Sie schien das Märchen ihres Mannes, das sie nicht glaubte, als wahr hinzunehmen und sagte nur leise: „Raymond wird weinen. Ich hatte ihm versprochen, wir würden neben seinem Bett essen.“

„Wie geht es ihm denn?“ fragte de Potter abwesend und ungedul-

dig.

„Besser, aber er hustet noch immer. Du kommst nicht, um ihn dir anzusehen?“

Er murmelte ein paar Worte in den Bart und tat dabei, als suche er im Zimmer nach etwas: „Jetzt nicht ... Sehr eilig ... Eine Verabredung im Club, um sechs Uhr ...“

Er wollte offenbar vermeiden, mit ihr allein zu sein.

„Dann also Auf Wiedersehen“, sagte die junge Frau plötzlich ganz ruhig mit beherrschten Zügen, verschlossen wie ein Wasser, das ein Stein einen Augenblick lang bis zum Grunde hinunter aufgewühlt hat. Sie grüßte und ging.

„Los, los!“

Jean betrachtete de Potter, wie er vor ihm die Treppe hinabstieg, aufrecht und untadelig in seinem langen, enggeschnittenen Übermantel nach englischer Art. Was war das für ein Mensch, der vor innerer Bewegung zitterte, wenn er das Chamäleon seiner Geliebten zum Ausstopfen brachte, und der aus dem Hause ging, ohne nach seinem kranken Kinde zu sehen? „Alles das, mein Lieber“, sagte der Komponist, als wolle er auf den Gedankengang seines Begleiters antworten: „Alles das ist die Schuld der Leute, die mich mit Gewalt verheiratet haben. Sie haben mir und dieser armen Frau einen schönen Dienst erwiesen! Was für eine Unvernunft, aus mir einen Ehemann und einen Vater machen zu wollen. Ich war der Geliebte Rosas, ich bin es geblieben, und ich bleibe es, bis einer von uns verreckt. Ein Laster, das man sich im rechten Augenblick zugezogen hat und das einen festhält, – als ob man sich davon niemals losmachen könnte ...! Und Sie selber, – sind Sie sich ganz sicher, daß, wenn Fanny gewollt hätte ...?“ Er rief eine vorübergehende Droschke an. Und im Einsteigen: „Übrigens Fanny! Wissen Sie schon? Flamant ist begnadigt, aus dem Zuchthaus entlassen. Das hat er der Bittschrift Déchelettes zu verdanken. Armer Déchelette! Noch nach seinem Tode tut er Gutes.“

Jean stand unbeweglich da. Ihn überkam eine alberne Regung hinterherzulaufen, den Wagen einzuholen, der in vollem Trab die

düstere Straße hinunterpolterte, während die Gaslaternen aufleuchteten. Er war erstaunt über seine eigene Erregung. „Flamant begnadigt ... Aus dem Zuchthaus entlassen ...“ Er wiederholte sich diese Worte ganz leise, meinte, darin die Ursache für Fannys Schweigen seit einigen Tagen zu erkennen, den Grund, warum sie ihre Klagen plötzlich unter den Liebkosungen eines Trösters unterbrochen hatte. Denn der allererste Gedanke des endlich Befreiten war doch bestimmt zu ihr gewandert.

Er erinnerte sich an Flamants verliebte Briefe aus dem Gefängnis, die Hartnäckigkeit, mit der Fanny ihn verteidigt hatte, ihn ganz allein, während ihre anderen Liebhaber ihr herzlich gleichgültig geworden waren. Aber statt, daß er sich Glück wünschte zu einem Ereignis, das ihn logischerweise von aller Unruhe, von allen Reuegefühlen befreien mußte, hielt eine unbestimmbare Angst ihn einen Teil der Nacht fiebrig wach. Warum? Er liebte sie nicht mehr. Er dachte nur an seine Briefe, die in den Händen dieser Frau geblieben waren, die sie vielleicht dem anderen vorlas und deren sie sich, – wer weiß, – unter seinem schlechten Einfluß bedienen würde, um seine Ruhe, sein Glück zu stören.

Und diese Überlegung, ob sie nun echt oder falsch war, ob sie, ohne daß er es merkte, nur eine ganz anders geartete Sorge verbarg, – dieser Einfall mit seinen Briefen brachte ihn zu einem unklugen Entschluß, den er bisher hartnäckig von sich gewiesen hatte: er mußte nach Chaville fahren.

An einem Februar-Morgen stieg er in den Zug, ganz ruhig und ohne Erregung. Er hatte nur eine Angst: das Haus verschlossen und die Frau ausgeflogen zu finden. Vielleicht war sie schon hinter ihrem Sträfling her ...

Aber schon von der Kurve aus sah er die offenen Läden, die Gardinen an den Scheiben. Das beruhigte ihn. Er erinnerte sich seiner Erregung, als er damals den kleinen Lichtfleck im Dunkel hatte fliehen sehen. Er machte sich über sich selbst lustig, nichts von diesen Eindrücken war haften geblieben. Er war nicht mehr derselbe, als der er gegangen war, und er würde auch nicht mehr die

gleiche Frau vorfinden. Und doch war es erst zwei Monate her. Der Wald, der die Gleise säumte, trug noch keine neuen Blätter, hatte noch die gleichen Rostflecken wie am Tage des Bruches. Es hallte noch genau so leer darin wieder.

Er stieg als einziger Fahrgast auf der Station aus, ging den kleinen Landweg entlang durch den durchdringenden, kalten Nebel, glitt auf dem hartgefrorenen Schnee aus. Kurz vor dem Hause begegnete er einem Manne und einem Kinde, denen ein Gepäckträger mit einem kofferbeladenen Schubkarren folgte.

Das Kind, das ganz in einen Schal eingewickelt war und eine Wollmütze über die Ohren gezogen hatte, stieß einen erstickten Schrei aus, als es an ihm vorüberkam. „Aber das ist doch Josaph ...“ sagte er sich, und war ein wenig erstaunt über die Undankbarkeit des Kindes. Als er sich umwandte, begegnete ihm der Blick des Mannes. Dieses feine und intelligente Gesicht, bleich von der Gefängnisluft, dieser erst gestern gekaufte und noch nicht recht sitzende Konfektionsanzug ... Donnerwetter, das war ja Flamant! Und Josaph war sein Sohn!

Blitzartig wurde ihm alles klar. Er sah alles wieder vor sich, begriff alles, von dem Brief in der Schatulle an, in dem der schöne Kupferstecher der Geliebten sein Kind anempfahl, bis zu der geheimnisvollen Ankunft des Kleinen, dem peinlichen Ausweichen Hettémas, als er mit ihm über diese Adoption reden wollte, und dem Blickwechsel zwischen Fanny und Olympia. Natürlich, – sie hatten es untereinander ausgekartet, daß er den Sohn des Falschmünzers aufziehen sollte. Wie sie wohl hinter seinen Rücken über ihn gelacht hatten! Ein fader Geschmack kam ihm in den Mund. Wieder dieser Ekel wegen seiner Vergangenheit, das Bedürfnis, weit zu entfliehen, möglichst weit weg. Aber da war noch etwas, was er zu gern gewußt hätte. Der Mann und das Kind reisten ab. Warum denn Fanny nicht? Und dann seine Briefe ... Er mußte seine Briefe haben! Nichts, was ihm gehörte, durfte in diesem Winkel von Schmutz und Unglück zurückbleiben!

„Madame ... Der Herr ist da.“

„Welcher Herr?“ fragte harmlos eine Stimme aus dem Schlafzimmer.

„Ich.“

Er hörte einen Schrei, ein überstürztes Aufspringen, und dann: „Warte, ich stehe auf, ich komme.“

Fast Mittag und noch im Bett! Jean wußte wohl weshalb. Er kannte den Grund dieser zerbrochenen, zerschlagenen Vormittage. Und während er im Eßzimmer wartete, in dem jede kleinste Einzelheit ihm vertraut war, hörte er das Pfeifen eines vorüberfahrenden Zuges, das klägliche Meckern einer Ziege im Nachbargarten. Beim Anblick des abgeessenen Frühstückstisches fühlte er sich zurückversetzt an andere Vormittage vor langer Zeit, an das hastige Frühstück vor dem Weggehen ...

Fanny kam strahlend auf ihn zu. Als sie seine kühle Haltung sah, stutzte sie. So blieben sie eine Sekunde lang stehen, erstaunt, wie, wenn man sich wiedertrifft, nachdem eine innige Freundschaft zerbrochen ist. Sie befanden sich wie zu beiden Seiten einer abgerissenen Brücke, zwischen sich die ungeheure Breite der rollenden und alles verschlingenden Fluten. „Guten Tag“, sagte sie leise, ohne sich zu rühren. Sie fand ihn verändert, blaß geworden. Er war erstaunt, sie so jung wiederzusehen, nur ein wenig fülliger, kleiner als er sie in Erinnerung hatte, aber in jenes einzigartige Strahlen gebadet, dieses Leuchten der Haut und der Augen, diesen Duft eines betauten Rasens, die die Nächte großer Liebe bei ihr zurückließen. Sie war also im Walde geblieben, im Grunde ihrer mit toten Blätter angefüllten *Schlucht*. Sie, deren Andenken ihn mit Mitleid erfüllte.

„Auf dem Lande steht man spät auf“, sagte er ironisch.

Sie entschuldigte sich, schützte eine Migräne vor und wandte wie er das unpersönliche, man' an, da sie nicht du' und nicht ‚Sie' sagen mochten. Dann, auf die stumme Frage, mit der er auf den Frühstückstisch zeigte: „Das Kind. Josaph hat hier vor der Abreise noch gefrühstückt.“

„Vor der Abreise? Wohin denn?“

Er tat, als sei ihm das alles völlig gleichgültig. Aber das Aufblitzen seiner Augen verriet ihn.

Darauf Fanny: „Der Vater ist wieder aufgetaucht ... Er ist gekommen, um ihn abzuholen.“

„Nach seiner Entlassung aus dem Zuchthaus, nicht wahr?“

Sie zuckte zusammen, machte aber nicht den Versuch zu lügen:

„Also gut, ja. Ich hatte es versprochen, ich habe es gehalten. Wie oft bin ich in Versuchung gekommen, es dir zu sagen. Aber ich habe es nicht gewagt. Ich hatte Angst, du würdest ihn wieder weg-schicken, den armen Kleinen.“

Und dann schüchtern: „Du warst so eifersüchtig.“

Er lachte *verächtlich*. Eifersüchtig, er, auf diesen Sträfling? Das wäre ja noch schöner! Er merkte, daß er in Wut geriet, brach mitten im Satz ab und kam lebhaft auf den Grund seines Kommens zu sprechen. Seine Briefe! Warum sie sie nicht Césaire mitgegeben habe? Das hätte ihnen ein für beide Teile peinliches Wiedersehen erspart.

„Es stimmt“, sagte sie, immer noch ganz sanft. „Ich gebe sie dir gleich. Sie sind da.“

Er folgte ihr ins Schlafzimmer, bemerkte das zerwühlte Bett, die hastig über die beiden Kopfkissen geworfene Decke, roch den kalten Zigarettenrauch, der sich mit einem Frauenparfüm vermischte, welches er ebenso gut wiedererkannte, wie die kleine, mit Perlmutter eingelegte Schatulle auf dem Tisch. Ihnen beiden kam der gleiche Gedanke. „Voll ist sie nicht davon“, sagte sie, als sie den Deckel hob. „Diesmal wäre keine Gefahr, daß wir das Haus in Brand steckten.“

Er schwieg verwirrt, alles kam ihm abgeschmackt vor. Er zögerte, sich dem unordentlichen Bett zu nähern, vor dem sie stand und die Briefe ein letztes Mal durchblätterte. Sie hatte den Kopf geneigt, man sah ihren kräftigen, weißen Nacken unter dem schweren Haarknoten, und in dem weiten, wollenen Morgenrock ihre weichen und üppigen Formen, die in der letzten Nacht ...

„Hier. Sie sind alle da.“

Er riß ihr fast das Päckchen aus der Hand und steckte es in die Tasche. Seine Gedanken hatten eine andere Richtung genommen. Er fragte: „Also er nimmt sein Kind mit? Wohin fahren sie denn?“

„In die Bretagne, in seine Heimat, um sich dort zu verstecken. Er wird weiterhin seine Radierungen machen und sie unter falschem Namen nach Paris schicken.“

„Und du? Hast du die Absicht hier zubleiben?“

Sie wandte die Augen ab, um seinem Blick nicht zu begegnen und stotterte etwas wie: das würde doch sehr einsam sein ... Daher habe sie die Absicht ... Sie würde vielleicht auch bald wegfahren ... Eine kleine Reise ...

„In die Bretagne sicherlich, – zur Familie!“ Er ließ seiner eifersüchtigen Wut freien Lauf. „Sag es doch gleich, daß du hinter deinem Sträfling herfährst, daß ihr euch zusammentun wollt. Danach drängt es dich ja schon ziemlich lange. Was hält dich denn noch? Geh in die Gosse zurück ... Hure und Falschmünzer das paßt doch zusammen! Und ich habe mir eingebildet, ich könnte dich aus diesem Dreck herausziehen!“

Sie stand immer noch unbeweglich da, schweigend. Aber ein Blick des Triumphes drang fast unmerklich durch ihre gesenkten Wimpern. Je mehr er sie mit bitterer, beleidigender Ironie überschüttete, umso stolzer schien sie zu werden, umso deutlicher wurde ein Zucken um ihre Mundwinkel. Jetzt sprach er von seinem eigenen Glück, von der sauberen und jungen Liebe, von der einzigen Liebe. Nur auf eine anständige Frau könne man sich verlassen. Und dann jählings mit leiser Stimme, als schäme er sich: „Ich bin ihm gerade begegnet, deinem Flamant. Er ist über Nacht hier gewesen?“

„Ja, es war spät, es schneite. Er hat auf dem Sofa geschlafen.“ „Du lügst! Hier im Bett hat er geschlafen. Man braucht es sich ja nur anzusehen. Und dich auch!“

„Nun, – und wenn?“

Sie näherte ihr Gesicht dem seinen, in ihren großen, grauen Augen zuckten leichtfertige Flämmchen. „Habe ich denn gewußt, daß du

kommen würdest? Und da ich dich verloren hatte, was konnte es mir da noch ausmachen, – all das andere? Ich war traurig, einsam, angewidert ...“

„Und da hast du dich nicht geschämt, mit einem Zuchthäusler zu schlafen. Solange hast du mit einem anständigen Mann zusammengelebt, aber das hat wohl nichts damit zu tun. Ihr werdet die Nacht ausgekostet haben ... Dreckiger geht's nicht! Da ...!“

Sie sah den Schlag kommen, aber sie wich ihm nicht aus. Er traf sie mitten ins Gesicht, dann sprang sie mit einem dunklen Laut des Schmerzes, der Freude, des Sieges auf ihn zu und nahm ihn hemmungslos in die Arme: „Mein Geliebter, mein Geliebter ... du liebst mich noch immer ...!“ Und sie fielen zusammen auf das Bett.

Gegen Abend weckte ihn plötzlich das Dröhnen eines Schnellzuges. Mit offenen Augen lag er einen Augenblick lang da, ohne zu wissen, wo er war, ganz allein in diesem großen Bett. Ihm waren die Glieder zerbrochen, ohne Zusammenhang, ohne Gelenke, wie nach einem Gewaltmarsch. Am Nachmittag war viel Schnee gefallen. In der Totenstille hörte man, wie er auf dem Dach schmolz und herunterrutschte, an den Wänden, an den Fenstern entlang, wie er aus allen Höhlungen des Daches tropfte und gelegentlich auch auf das Koksfeuer im Kamin, wo er zischend verdampfte.

Wo war er denn? Was machte er hier? Ganz langsam erfaßte er das Zimmer, das ihm im Schein, der aus dem kleinen Garten ins Fenster drang, ganz weiß vorkam. Ihm gegenüber hing, von unten beleuchtet, das große Porträt Fannys. Langsam erinnerte er sich dessen, was geschehen, und es schien ihm gar nicht sonderbar. Seit seinem Eintritt, vor diesem Bett hatte er gefühlt, daß es ihn wieder gepackt hatte, – daß er verloren war. Das Leinenzeug hatte ihn angezogen wie ein schwindelnder Abgrund, und er hatte sich gesagt: „Wenn ich dort hineinfalle, gibt es keine Rückkehr. Dann ist alles vorbei.“ Es war geschehen. Bei allem Abscheu vor seiner Feigheit war ihm der Gedanke, daß er nun aus diesem Schlamm nicht wieder herauskäme, fast eine Erleichterung. In ihm war das

mitleiderregende Wohlbehagen eines Schwerverletzten, der sich nach großem Blutverlust auf einen Misthaufen geschleppt hat, um dort zu sterben, und der sich des Leidens, des Kämpfens müde, verblutend, wie wollüstig in die weiche, verwesende Wärme eingräbt.

Was ihm noch zu tun übrig blieb, war schrecklich, aber höchst einfach. Sollte er nach diesem Verrat zu Irene zurückkehren, eine Ehe wie de Potter wagen? Er war schon tief genug gesunken, aber so weit noch nicht. Er würde Bouchereau schreiben, dem großen Psychologen, der als erster die Krankheiten des Willens studiert und beschrieben hat, und ihm einen neuen, entsetzlichen Fall schildern: die Geschichte seines Lebens seit der ersten Begegnung mit dieser Frau, als sie ihm die Hand auf den Arm gelegt hatte, bis zu dem Tage, an dem sie ihm, der sich für gerettet hielt, mitten im Glück, mitten in der Trunkenheit der Liebe durch die Magie des Vergangenen wieder ergriffen hatte. Und das, obwohl in dieser entsetzlichen Vergangenheit die Liebe gar keine Rolle gespielt hatte, – nein, nur die feige Gewohnheit und das Laster, die sich bis in die Knochen hineingefressen hatten.

Die Tür öffnete sich, Fanny kam ins Zimmer, leise, um ihn nicht zu wecken. Zwischen halbgeschlossenen Lidern betrachtete er sie, sie war lebhaft und federnd, wieder jung. Sie wärmte sich vor dem Feuer die Füße, die vom Schnee des Gartens durchnäßt waren. Von Zeit zu Zeit wandte sie sich zu ihm hin, mit dem kleinen Lächeln, das sie auch am Morgen während ihres Wortwechsels gehabt hatte. Sie nahm das Tabakpäckchen von seinem üblichen Platz, rollte sich eine Zigarette und wollte gehen. Aber er hielt sie zurück.

„Ach, du schläfst nicht?“

„Nein, setz dich hierher, wir haben etwas zu besprechen.“ Sie blieb am Bettrand stehen, ein wenig überrascht, da er so ernst war.

„Fanny ... Wir reisen ab.“

Sie glaubte zuerst, er mache einen Scherz, um sie auf die Probe zu stellen. Aber seine genauen Einzelheiten belehrten sie schnell ei-

nes Besseren. Es war ein Konsulatsposten frei in Arica, er würde sich darum 'bewerben. Das sei nur eine Sache von vierzehn Tagen. Sie hätten inzwischen Zeit, die Koffer zu packen.

„Und deine Heirat?“

„Davon kann nicht mehr die Rede sein. Was ich getan habe, ist nicht wieder gutzumachen. Ich sehe sehr wohl, daß alles zu Ende ist, daß ich nicht mehr von dir loskomme.“

„Armes Kindchen“, sagte sie mit einer traurigen Zärtlichkeit, in der ein wenig Verachtung klang. Dann, nach zwei oder drei Zügen aus der Zigarette: „Ist es weit weg, das Land, von dem du redest?“

„Arica? Ja, sehr weit. In Peru.“ Und ganz leise: „Flamant kann dir dorthin nicht nachkommen.“

Sie saß da, gedankenverloren und geheimnisvoll in ihrer Tabakwolke. Er hielt sie noch immer bei der Hand, streichelte ihren bloßen Arm, und, eingehüllt in das Tropfen des Wassers rund um das kleine Haus, schloß er die Augen und ließ sich langsam im Schlamm versinken ...

Nervös, unruhig, sprunghaft, eigentlich schon gar nicht mehr da, wie alle, die sich auf eine Reise vorbereiten, ist Jean Gaussin seit zwei Tagen in Marseille. Fanny soll ihm nachkommen, um mit ihm zusammen an Bord zu gehen. Alles ist geregelt, die Schiffsplätze sind belegt, zwei Kabinen erster Klasse für den Vizekonsul von Arica, der zusammen mit seiner „Schwägerin“ reist. Nun läuft er auf den abgetretenen Dielen seines Hotelzimmers hin und her und wartet fiebrig auf seine Geliebte und auf das Auslaufen des Schiffes.

Er muß sich im Zimmer Bewegung machen, denn er wagt nicht auszugehen. Die Straße bedrückt ihn wie einen Verbrecher, wie einen Deserteur, die laute und bunt bevölkerte Straße von Marseille. Er hat den Eindruck, an jeder Biegung müsse er plötzlich auf seinen Vater, auf den alten Bouchereau stoßen, die ihm die Hand auf die Schulter legen könnten, um ihn festzuhalten und ihn wieder mitzunehmen.

Er hat sich eingeschlossen, er ißt auf dem Zimmer, nicht unten am Gästetisch. Er liest, ohne zu wissen, was er liest. Er wirft sich auf sein Bett und versucht, während der rastlosen Ruhe die mit Fliegendreck übersäten Bilder zu betrachten, die an der Wand hängen: den „Schiffbruch der Perouse“ und den „Tod Kapitän Cooks“. Stundenlang stützt er sich auf die morsche, hölzerne Balkonbrüstung. Ein gelbes Mückennetz, das so geflickt ist wie das Segel eines Fischerbootes, verbirgt ihn vor der Sicht. Sein Hotel „Zum jungen Anacharsis“ hat er schon in Paris aufs Geratewohl aus dem Adreßbuch gesucht, als er mit Fanny einen Treffpunkt vereinbarte, weil ihm der Name gefiel. Es ist ein durchaus nicht luxuriöses,

altes Gasthaus, nicht einmal sehr sauber. Aber er blickt auf den Hafen mit all seinen Segeln, mit all seiner Unruhe. Unter dem Fenster zwitschern Sittiche, Kakadus und Paradiesvögel unentwegt ihr sanftes Gekrächz. Ein Vogelhändler hat unter freiem Himmel seinen Stand aufgebaut, und aus den aufeinandergestapelten Käfigen begrüßen all die bunten Gäste den aufsteigenden Morgen mit Urwaldgeräuschen. Wenn der Tag fortschreitet, wird das Vogelgeschrei überdeckt und beherrscht vom Lärmen der Arbeit im Hafen, die sich nach dem Glockenschlag von Notre-Dame-de-la-Garde richten.

Ein Durcheinander von Flüchen in allen Sprachen, Rufe von Schiffen, von Lastträgern, von Muschelhändlern. Und dazwischen Hammerschläge aus dem Trockendock, das Kreischen von Kränen, das eintönige Klappern von Planwagen, die über das Pflaster holpern, der Klang von Schiffsglocken, das Pfeifen von Maschinen, der rhythmische Lärm der Pumpen, des Gangspills, das Plätschern des Wassers aus den Speigatten, entweichender Dampf. All dieser Lärm verdoppelt sich und hallt wieder im Rollen des nahen Meeres, von dem in fernen Zeitabständen ein heiseres Brüllen herüberönt, der Atem des Meerungeheuers. Ab und zu sieht man in der Ferne ein großes Überseeschiff, das in die Weite fährt.

Auch die Gerüche lassen an ferne Länder denken, an Kais, die noch heller von Sonne überflutet und noch heißer sind als diese hier. Gerüche von Sandelholz, von Blauholz, von Zitronen, Orangen, Pistazien, Soyabohnen, Erdnüssen, ein herber Duft, der mit Strudeln exotischen Staubes in eine Atmosphäre hinaufsteigt, die übersättigt ist von Wasserdampf, vom Dunst verbrannter Kräuter und vom rauchigen Fett der Fischbratereien.

Wenn der Abend kommt, schlafen die Geräusche ein, wird die dichte Luft reiner und klarer, und Jean, den der Schatten sicherer macht, schiebt sein Mückennetz weg und betrachtet den schwarzen, schlummernden Hafen, der von Masten und Rahen und Bugspitzen in Felder eingeteilt wird. Dann wird die Stille nur unter-

brochen vom Klatschen eines Ruders, vom fernen Bellen eines Bordhundes, und weit, weit draußen strahlt der Leuchtturm, sich drehend, eine lange, rote oder weiße Flamme in den Himmel. Sie zerreißt die Dunkelheiten und zeigt im Aufleuchten eines Blitzes die Schattenrisse von Inseln, Küstenforts, Felsen. Dieser leuchtende Blick, der am Horizont tausende von Menschenleben leitet, bedeutet schon wieder: Reisen! Das lockt ihn und gibt ihm Zeichen, ruft ihn in der Stimme des Windes, im Brüllen des hohen Meeres und im heiseren Schrei eines Dampfschiffes, das immer an irgendeiner Stelle der Reede röchelt und schnaubt.

Noch vierundzwanzig Stunden muß er warten. Fanny soll erst am Sonntag ankommen. Diese drei Tage, die er zu früh da ist, müßte er eigentlich bei seiner Familie zubringen. Sie gehören den geliebten Menschen, die er mehrere Jahre lang nicht zu sehen bekommen hat, die er vielleicht überhaupt nie wiedersehen wird. Aber schon am Abend seiner Ankunft in Castelet hat es eine Auseinandersetzung, einen heftigen, schrecklichen Wortwechsel gegeben. Er hat natürlich sagen müssen, daß er nicht heiratet, und der Konsul hat die Gründe nur zu gut erraten.

Was bedeuten wir alle, was bedeuten unsere zärtlichsten Neigungen, was bedeuten die, die unserem Herzen am nächsten sind, wenn ein Zorn, der zwischen zwei Menschen vom gleichen Fleisch und Blut ausbricht, ihre Zuneigung einfach wegwehen kann? Warum lassen sich die Gefühle der Natur mit ihren feinen und tiefen Wurzeln ausreißen, mit der blinden und unwiderstehlichen Heftigkeit eines jener Wirbelstürme im gelben Meer, an den die härtesten Matrosen sich nicht zu erinnern getrauen, und bleich werdend sagen: „Wir wollen nicht mehr davon reden ...?“

Er wird nie davon reden, aber er wird sich immer, sein ganzes Leben lang, an diese schreckliche Szene auf der Terrasse von Castelet erinnern. Hier hat sich seine glückliche Kindheit abgespielt, vor diesen glänzenden und ruhigen Horizonten, vor diesen Pinien, diesen Myrten, diesen Zypressen, die unbeweglich und zitternd standen, als der väterliche Fluch auf ihn niederbrach. Immer wird

er diesen großen, alten Mann sehen, wie er auf ihn zukam, Mund und Blick von Haß verzerrt, wie er Worte hervorstieß, die man nicht verzeiht, wie er ihn aus dem Hause und aus der Ehre jagte: „Geht Geh fort mit deiner Hure! Du bist tot für uns.“ Und die kleinen Schwestern, die weinend um Gnade für den großen Bruder baten, das bleiche Gesicht Divonnes, die keinen Blick, keinen Abschiedsgruß für ihn hatte, während dort oben hinter dem Fenster das zarte und ängstliche Gesicht der Kranken fragte, was all dieser Lärm zu bedeuten habe und warum ihr Jean so schnell wegginge, ohne sie zu umarmen?

Der Gedanke an seine Mutter hatte ihn veranlaßt, auf halbem Wege nach Avignon umzukehren. Césaire war mit dem Wagen unten im Dorf geblieben, er hatte den Richtpfad genommen und war von hinten in Castelet eingedrungen wie ein Dieb. Die Nacht war düster, seine Schritte versanken tief in der Erde des toten Weinberges und er hatte sich sogar auf seiner Suche nach dem Haus verlaufen. Er war schon ein Fremder auf dem väterlichen Grund! Die Weiße der gekalkten Wände leitete ihn schließlich mit unbestimmten Schein. Aber die Türe war verschlossen, die Fenster überall erloschen. Sollte er läuten, sollte er rufen? Er wagte es nicht aus Furcht vor seinem Vater. Drei- oder viermal war er um das Haus gegangen in der Hoffnung, irgendwo einen schlecht geschlossenen Fensterladen zu finden, aber wie jeden Abend war Divonnes Laterne durch alle Zimmer gewandert.

Nach einem langen Blick auf das Schlafgemach seiner Mutter, nach schmerzlichem Abschied von dem Haus seiner Kindheit, das ihn auch abwies, war er verzweifelt entflohen, – eine Reue im Herzen, die ihn nie mehr verläßt.

Gewöhnlich verlängern die Eltern, die Freunde, wenn jemand auf so lange Zeit wegfährt, wenn jemand sich dem unberechenbaren Meer und den Zufällen des Windes anvertraut, den Abschied bis zur endgültigen Einschiffung. Man verbringt den letzten Tag beisammen, man besichtigt das Schiff und die Kabine des Abreisenden, um ihm besser auf seiner Fahrt folgen zu können. Jean sieht

mehrmals am Tage, wie am Hotel Menschen vorbeikommen, die einem der ihren das liebende Geleit geben. Oft ist es ein großer Kreis und manchmal ist er recht laut. Aber besonders eine Familie hat es ihm angetan. Sie wohnt im Stockwerk unter ihm. Ein alter Mann und eine alte Frau, Bauersleute von behäbigem Wohlstand, er in Tuchweste, sie in gelber Leinwand, sind hierhergekommen, von ihrem Jungen Abschied zu nehmen. Sie bleiben bis zur Abfahrt des Schiffes bei ihm. Sie lehnen sich in der Untätigkeit des Wartens aus dem Fenster, und man sieht sie spazieren gehen, wie sie sich einhaken, den Matrosen in der Mitte, und sich ganz festhalten. Sie reden nicht, sie halten sich nur fest. Wenn Jean sie beobachtet, denkt er daran, wie sein Abschied hätte sein können. Der Vater, die kleinen Schwestern, und auf seinem Arm eine weiche, zitternde Hand, die Hand eines Menschen, der mit lebhaftem Sinn und abenteuerdurstiger Seele dem in die Ferne weisenden Bugspriet nachschaut.

Unnützes Bedauern! Seine schändliche Tat ist nicht rückgängig zu machen. Sein Schicksal rollt. Er hat nur eines zu tun: abzureisen und zu vergessen ...

Wie fürchterlich lang erschienen ihm die Stunden der letzten Nacht. Er wälzte sich in seinem Hotelbett, schaute aus dem Fenster, sah, wie draußen das Schwarz langsam in Grau und danach in das Weiß des Dämmerns überging. Anfangs drang der Leuchtturm noch mit einem roten Funken durch, dann verblaßte er im Aufgang der Sonne.

Erst jetzt schlief Jean ein, wurde plötzlich wieder aufgeweckt vom Funkeln der Sonnenstrahlen in seinem Zimmer, dem Gewirr der Schreie aus den Käfigen des Vogelhändlers, das sich mit dem vielfältigen Glockenläuten eines Marseiller Sonntags mischte. Auf allen der breiter gewordenen Kais ruhten die Maschinen. Überall flatterten die Wimpel an den Masten.

Es ist schon zehn Uhr, und der Schnellzug aus Paris läuft um Mittag ein. Jean zieht sich schnell an, um die Geliebte abzuholen. Sie wollen angesichts des Meeres zusammen essen, dann wird das

Gepäck an Bord gebracht, und um fünf ertönt das Signal ...

Ein herrlicher Tag, ein tiefer Himmel, unter dem die Möwen wie weiße Flecken einherschließen. Das Meer von dem ganz dunklen Blau des Lapislazuli. Klare Sicht bis zum Horizont, Segel, Dampfwolken, alles spiegelt sich, alles tanzt. Wie der natürliche Gesang dieser sonnigen Küste, an der Wasser und Luft gleich durchsichtig sind, zirpen die Harfen unter den Arkaden des Hotels. Eine italienische Weise ist es von göttlicher Leichtigkeit. Die spitze und schleppende Melodie der Saiten versetzt die Nerven in grausamen Aufruhr. Das ist keine Musik mehr, das ist die beflügelte Übersetzung jener südlichen Fröhlichkeit, jener Lebens- und Liebesfülle in Töne, die in Tränen überquellen. Die Erinnerung an Irene geht in die zitternde, schluchzende Melodie ein. Wie weit weg ist das alles! Was für ein schönes, verlorenes Land! Welches immerwährende Trauern um Zerbrochenes, Unwiederbringliches! Los!

Beim Weggehen begegnet Jean auf der Schwelle einem Kellner: „Ein Brief für den Herrn Konsul. Er ist heute morgen angekommen, aber der Herr Konsul schliefen so fest.“ Reisende mit Rang und Namen sind selten im Hotel „Zum jungen Anacharsis“, daher lassen die braven Marseilleser bei jeder Gelegenheit den Titel ihres Gastes klingen. Wer kann ihm nur geschrieben haben? Niemand kennt seine Anschrift. Höchstens, daß Fanny ...

Er betrachtete den Umschlag genauer, er bekommt einen Schreck. Er hat begriffen.

„Also nein, ich reise nicht! Es wäre eine zu große Torheit, zu der ich nicht mehr die Kraft in mir fühle. Für so etwas, mein armer Freund, muß man jung sein, ich bin es aber nicht mehr. Oder man braucht die Blindheit einer tollen Leidenschaft, die uns beiden fehlt, dem einen wie dem anderen. Vor fünf Jahren, in unseren schönen Tagen, hätte ein einziges Zeichen von Dir genügt. Ich wäre Dir ans andere Ende der Welt gefolgt; denn Du kannst nicht leugnen, daß ich Dich leidenschaftlich geliebt habe. Ich habe Dir alles gegeben, was ich hatte, und als ich mich von Dir losreißen

mußte, habe ich gelitten wie nie um einen Menschen. Aber, weißt Du, eine solche Liebe nutzt sich ab. Immer in dem Gefühl leben, daß Du jung und schön bist, immer zittern, immer soviel verteidigen müssen ... Jetzt kann ich nicht mehr. Ich habe um Deinetwillen zuviel gelebt, zuviel gelitten. Ich bin am Ende.

Unter diesem Gesichtspunkt erfüllt mich der Ausblick auf die große Reise, auf diese Trennung von meinem ganzen Lebenskreise mit Angst. Noch dazu, wo ich ein so seßhafter Mensch bin, wo ich niemals weiter gekommen bin als nach Saint-Germain. Und dann, wir Frauen altern unter der heißen Sonne so schnell, Du wärest noch nicht dreißig Jahre, dann sähe ich schon so vergilbt und runzlig aus wie Mama Pilar. Es kommt bestimmt der Tag, an dem Du mir wegen Deines Opfers Vorwürfe machen würdest, und die arme Fanny müßte dann für alles bezahlen.

Hör mich an: es gibt ein Land im Orient, – ich habe darüber in einer Deiner Reise-Zeitschriften gelesen, – da werden die Frauen, die ihren Mann betrügen, zusammen mit einer Katze, lebendig in eine frisch abgezogene Tierhaut genäht. Dann legt man das jammernde, zuckende Bündel ans Ufer in die pralle Sonne. Die Frau wimmert, die Katze kratzt, und beide zerfleischen einander. Währenddessen schrumpft die Haut zusammen und schließt sich immer enger um den schrecklichen Kampf der beiden Eingeschlossenen, bis zum letzten Röcheln, bis zur letzten Zuckung. Ein wenig würde uns beide die gleiche Qual erwarten ...“

Er hielt einen Augenblick inne, zerschmettert und verständnislos. So weit der Blick ging, funkelte das Meer. „Addio“ sangen die Harfen, zu denen sich eine Stimme gesellt hatte, warm und leidenschaftlich wie der Saitenklang. „Addio.“ Die Leere eines zerstörten und verwüsteten Lebens, Trümmer und Tränen tauchten vor ihm auf: ein abgeerntetes Stoppelfeld, ohne Hoffnung auf Wiederkehr. Und das um dieser Frau willen, die ihm entglitt ...

„Ich hätte Dir das eher sagen sollen, aber ich habe es nicht gewagt, da ich Dich so voller Eifer, so fest entschlossen sah. Deine Erregung steckte mich an. Und hinzu kam die Eitelkeit der Frau, der

ganz natürliche Stolz, daß ich Dich nach dem Bruch zurückerobert hatte. Nur im innersten Grunde fühlte ich, daß etwas nicht stimmte, daß etwas zu Ende, zerborsten war. Wie sollte es auch anders sein nach solchen Erschütterungen?

Bitte, glaube nicht, es geschähe dem armen Flamant zuliebe. Für ihn ist es, – wie für Dich und all die anderen, – vorbei. Mein Herz ist tot. Aber es bleibt dieses Kind, das ich nicht mehr missen kann, und das mich zu seinem Vater zurückführt, zu dem armen Mann, der sich durch seine Liebe zugrunde gerichtet hat und aus dem Zuchthaus ebenso glühend und zärtlich zu mir zurückgekommen ist, wie er bei unserer ersten Begegnung war. Stell Dir vor, als wir uns wiedersahen, hat er die ganze Nacht damit zugebracht, an meiner Schulter zu weinen. Du siehst, es ist kaum etwas geschehen, über das Du Dich hättest aufregen können ...

Ich habe es Dir gesagt, mein lieber Junge, ich habe zu sehr geliebt, jetzt bin ich zerbrochen. Jetzt habe ich es nötig, daß man mich einmal liebt, daß man mich verwöhnt, daß man mich verhätschelt. Dieser Mann wird vor mir knien und nie Runzeln und weiße Haare bei mir sehen. Und wenn er mich heiratet, – was er beabsichtigt, – werde ich es sein, die ihm eine Gnade erweist. Vergleiche also ... Und vor allem, mach keine Dummheiten. Ich habe dafür gesorgt, daß Du mich nicht wiederfindest. Von dem kleinen Wirtshaus am Bahnhof, von wo aus ich Dir schreibe, sehe ich durch die Bäume das Haus, in dem wir so schöne und so grausame Augenblicke erlebt haben. Ein Schild pendelt über der Tür, das neue Bewohner sucht.

Du bist also frei. Du wirst niemals wieder etwas von mir hören. Lebewohl. Einen Kuß, den letzten, mein Geliebter...“

Nachwort des Herausgebers

Hätte der „kleine Dingsda“ – so hat sich der Südfranzose Alphonse Daudet (1840 bis 1897) in seinem ersten autobiographischen Roman genannt – keine Zeile geschrieben als die „Briefe aus meiner Mühle“, die er als Sechszwanzigjähriger veröffentlichte, er wäre unsterblich geblieben. Nie vor ihm, nie wieder nach ihm, hat das leise, lächelnde Heimweh nach der Provence, – und nach Paris, – so göltige, so im tiefsten dichterische Formen angenommen wie in diesen Noveletten und Skizzen.

Aber er hat mehr geschrieben. Eine lange Reihe von Romanen, deren viele Erfüllung des Versprechens waren, das der junge, nach Paris verpflanzte Provencale in diesem Erstlingswerk abgab. Man verlangte zuviel, wollte man von jedem seiner Bücher überzeitliche Bedeutung fordern. Aber immerhin ist er mehrmals dem Gipfel wieder nahegekommen, den er mit seinem dichterischen Erstling erklomm. Wie die „Briefe“, – sein Jugendwerk, – steht der „Tartarin von Tarascon“, – das Werk seiner Reife, – mit seinen drei in verschiedenen Epochen seines Schaffens entstandenen Bänden, auf einsamer Höhe. Sind die „Briefe“ von einem echten Lyriismus durchwoben, dem freilich der Humor nie ausgeht, so ist der „Tartarin“ die göltige Gestalt des komischen Helden geblieben. Vom ersten europäischen Schelmenroman, dem „Kleinen Lazarus von Tormes“ führt über den „Tartarin von Tarascon“ und Dickens' Romane ein gerader Weg zu Penzoldts „Powenzbände“.

Damit ist Daudets Bedeutung keineswegs erschöpft. Mit seinen ersten Romanen wurde er einer der meistgelesenen Dichter Europas, sein „Fromont junior und Risler senior“ (1874) hat noch zu

Daudets Lebzeiten über sechzig Auflagen erlebt und ihm 1875 den Preis der Akademie eingebracht.

Inmitten dieser Reihe steht die „Sapho“, 1884 erschienen. „Moeurs Parisiennes“, „Pariser Sittenbild“ heißt der Untertitel, – ein erotischer Roman, „meinen Söhnen gewidmet, wenn sie zwanzig sind“. Ein Tendenz-Roman also. Freilich, aber ein Werk, das die Kunst an keiner Stelle der Tendenz opfert. Ein leidenschaftliches Buch, voller Liebe, voller Haß, aus einem Guß hingeschrieben. Man spürt bei der Lektüre die fieberhafte Erregung, mit der der Roman vollendet wurde. Dabei ist nichts hastig. Keiner, aber auch keiner der Randfiguren fehlt das Profil. Mit den sparsamen Strichen eines genialen Zeichners entsteht das Porträt selbst noch der fast nebensächlichen Statisterie.

Darum auch ein überzeitlicher Roman. Zugegeben, es ist das Paris nach dem zweiten Kaiserreich, es sind seine Moden und seine Straßen. Aber man braucht nur einmal, noch heute, den nächtlichen Bummel über die Boulevards zu machen, auf dem der Dichter seinen Helden nach dem ersten, echten Liebeserlebnis begleitet, dann weiß man, daß diese Bemerkung stimmt. Ist allein der ewige Zauber der Stadt zu beiden Seiten der Seine daran schuld?

Wir glauben es nicht. Wir sind vielmehr davon überzeugt, daß es so ist, weil ein Dichter so tief in die Seele der Menschen und der Dinge hineinleuchtete, daß alles Äußerliche abfällt.

Ein großartiger Roman, geschlossen in seiner Wirkung, weil er nie vom Ziele abweicht, weil er gradlinig ist, unmittelbar. Man sollte ihn auch unseren Söhnen und Töchtern in die Hand geben. Daudet nimmt kein Blatt vor den Mund, er wagt Szenen von brennender Erotik, aber er bleibt gebündelt, eben dichterisch, auch in gewagten Situationen, die niemals um ihrer selbst willen ausgekostet werden.

Eben: nicht nur ein erotischer Roman und nicht nur ein Tendenz-Roman. Keine Schwarz-Weiß-Malerei, ein unkonventioneller Schluß, der alles offen läßt, – wie das Leben. Auf einem Schmierzettel, auf dem der Dichter seine Gedanken während der Arbeit

festhielt, steht dieser Satz: „Alles über die Liebe ist schon gesagt worden; alles bleibt noch zu sagen.“ Und an anderer Stelle steht ein Wort des Catull: „*Odi et amo!* Ich liebe – und ich hasse! Warum ich das tue, wirst du vielleicht mich fragen. Ich weiß es nicht, aber daß ich es tue, weiß ich, und ich zerbreche daran ...“

*

Der Übersetzer hatte bei diesem in Deutschland immer noch weitgehend unbekanntem Werk des Dichters keine andere Aufgabe, als seinen Absichten zu folgen. Nichts brauchte für unsere Zeit „genießbar“ gemacht zu werden. Die Arbeit an diesem Buch war schönste Verpflichtung, ganz in eine andere Haut zu kriechen, immer wieder zu überlegen: wie hätte Daudet dies gesagt, wenn er Deutscher gewesen wäre?

Nur ein paar völlig unbedeutende Kürzungen, – das sei um der Treue willen gesagt, – erschienen notwendig. Kaum mehr als zwei oder drei Druckseiten wurden gestrichen, Rankenwerk, das Daudets Zeitgenossen mit Kopfnicken und bitterem Verständnis gelesen haben mögen, – für uns ist es fern geworden, lenkt uns von der geraden Linie ab und verwirrt eher.

*

Deutschland ein wenig in den Schatten getreten. Unter dem Eindruck des Vulkans Balzac, des Schilderers zerrissener Gestalten und exaltierter Charaktere, sind die Farben des „bürgerlicheren“ Südfranzosen verblaßt. Zu Unrecht, möchten wir meinen, denn Daudet hat vor Balzac die Wärme des Herzens, die Abgewogenheit des Stils und einen Humor voraus, der sich vergleichsweise nur bei seinem Zeitgenossen Dickens findet. Daß der Humor des Engländers schrulliger und weniger vom Gemüt diktiert ist, braucht nach der Lektüre der „*Sapho*“ kaum gesagt zu werden.

Ganz bewußt erhoffen Verlag und Herausgeber von der Neuveröffentlichung von Daudets psychologisch tiefstem Buch eine weitgreifende Wirkung. Wenn diese Wirkung dazu beitrüge, einen neuen Weg freizumachen auch für „Die kleine Pfarre“, die „Stütze der Familie“ und den „Numa Roumestan“, – dann hätte die

„*Sapho*“ über den eigenen Wert hinaus eine schöne Aufgabe erfüllt.

H. H.